H. gr.
761 i

Melingo

<36639822660017

<36639822660017

Bayer. Staatsbibliothek

GRIECHENLAND

IN UNSEREN TAGEN.

444 F

GRIECHENLAND

IN UNSEREN TAGEN.

STUDIEN UND BILDER

VON

P. v. MELINGO.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

WIEN UND LEIPZIG.
WILHELM BRAUMÜLLER
K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER.
1892.

ALLE RECHTE VORBEHALTEN.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

K. k. Universitäts-Buchdruckerei ‚Styria' in Graz

DEM EDLEN FÖRDERER DER KÜNSTE UND DER WISSENSCHAFTEN

SEINER KAISERLICHEN UND KÖNIGLICHEN HOHEIT
DEM DURCHLAUCHTIGSTEN HERRN

ERZHERZOG CARL LUDWIG

IN TIEFSTER EHRFURCHT GEWIDMET

VOM VERFASSER.

VORWORT.

In dem vorliegenden Buche gedachte ich weder das alte Griechenland mit seinen Kunstschätzen neu zu entdecken, noch die nicht geringe Zahl von Reisewerken, welche das Königreich beschreiben, um eines zu vermehren. Ich habe versucht, in demselben ein Bild von der geistigen und materiellen Entwicklung, die Griechenland seit seiner Befreiung durchgemacht, zu entwerfen; das Leben bei Hof; das Thun und Treiben aller Classen seiner Bevölkerung zu schildern und an der Hand genauer Angaben Aufschlüsse auch über seine wirtschaftlichen Verhältnisse zu geben, in welche Einblick zu bekommen bisher sehr schwer gewesen ist.

Ich muss gestehen, dass mir aus mehrfachen Gründen meine Arbeit manchmal recht sauer geworden ist. Einerseits geht es den Griechen wie den Kindern berühmter Menschen, von denen man stets verlangt, sie sollen ihren grossen Vorfahren gleichen, andererseits waren die Vorarbeiten in der von mir eingeschlagenen Richtung nur sehr gering und grösstentheils veraltert — und doch wollte ich beitragen, dass man von den Griechen nicht zu viel fordere, und, bei vielfach mangelnden Daten, zeigen, dass sie nahezu Alles geleistet, was man gerechter Weise von ihnen erwarten konnte!

Ich habe mich bestrebt, völlig objectiv zu bleiben und verwahre mich in vorneherein gegen den Vorwurf— wenn es ein solcher sein könnte — ein zu grosser Philhellene zu sein. Ich bin durchaus nicht blind gegen die Fehler und die Mängel, die noch dem Staate so gut, wie dem einzelnen Individuum in Griechenland anhaften, ich leugne gar nicht, dass Vieles noch zu thun ist; ich kenne aber auch die Ursache, warum Manches noch ungethan blieb und eben weil ich diese Ursache kenne, machen die bei jedem Anlasse wiederkehrenden Tobsuchts-Anfälle gewisser principieller Feinde Griechenlands auf mich keinen Eindruck. Wie bei jedem jungen, aufstrebenden Volke, ist auch bei den Griechen der Blick mehr nach Aussen als nach Innen gerichtet, aber, wie Schiller in der »Jungfrau« sagt, »Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt freudig an ihre Ehre«. Es mag ja sein, dass die Griechen zu viel von der Zukunft erhoffen; dass sie Alles thun, ihre Ansprüche nicht in Vergessenheit kommen zu lassen, kann aber nur die Ungerechtigkeit, dass sie Alles vorkehren, um im Augenblicke des Handelnsollens auch handeln zu können, nur die Unvernunft tadelnswert finden.

Betrachtet man übrigens was in den sieben Jahrzehnten seit dem Beginne des Freiheitskampfes bereits geschehen ist, wird man dem Unterlassenen kaum ernstlich Bedeutung beimessen können. Wie Athen aus einem Dorfe, dessen Verfall noch 1812 Beethoven zu den herrlichen »Ruinen von Athen« anregte, eine prächtige Hauptstadt geworden ist, auf die das Wort des Aristophanes, der die geliebte Vaterstadt mit dem herrlichen Verse: »O violenbekränzte, Du glänzende Stadt, neidwürdigste, unser Athen Du!« begrüsste, bald wieder Anwendung wird finden können, so

haben sich auch im Staate alle Verhältnisse geändert. Wenn einst Fallmerayer, dieser Erzfeind der Griechen, in der Anwendung gegen sie, sagte: »In der Geschichte und in der Politik werden die Völker nicht nach ihrem Stammbaume, sondern nach ihrer Thatkraft und nach dem physischen und geistigen Gewicht taxiert, das sie in die Wagschale der menschlichen Dinge werfen«, so kann heute Niemand mehr leugnen, dass in seiner Interessensphäre sich nichts abspielen kann, ohne dass Griechenland ein gewichtiges Wort in die »Wagschale der menschlichen Dinge« zu werfen vermöchte.

* * *

Jahrelanges Studium von Land und Leuten, sorgfältiges Sichten des vorhandenen, eifriges Zusammentragen des fehlenden Materiales haben mich — obwohl die ersten Bogen meines Buches schon gedruckt waren, als jüngst jene Krise ausbrach, welche Herrn Delyannis zum Falle brachte und zeitweilig so grosse Veränderungen in Griechenland hervorrief — wie ich hoffe, in den Stand gesetzt, Allen die sich über griechische Verhältnisse orientieren wollen, ein Buch zu bieten, welches sie nicht ohne Nutzen aus der Hand legen werden. Die zahlreichen Griechenfresser von Beruf, unter denen leider die Deutschen obenan stehen, werde ich wohl nicht überzeugen, denn sie wollen nicht sehen und hören; Jenen aber, die objectiv urtheilen, glaube ich von griechischen Menschen und Dingen eine andere, richtigere, bessere Meinung geben zu können, als die bisher bei uns landläufige.

Wesentlich gefördert wurde ich in meinen Arbeiten durch das überaus liebenswürdige Entgegenkommen des

griechischen Geschäftsträgers in Wien, Herrn Gregoire Manos, der mit nie ermüdender Bereitwilligkeit mich mit Daten und Details unterstützte, als ich daran gieng, mein Buch zu vollenden. Es sei mir gestattet, ihm hier meinen wärmsten Dank auszusprechen.

Dass Seine k. u. k. Hoheit, der durchlauchtigste Herr Erzherzog Carl Ludwig, die Gnade gehabt hat, die Widmung dieses Werkes anzunehmen, darf ich wohl als einen Beweis des Interesses, welches Höchstderselbe an der Sache nimmt, betrachten und ich fühle mich dadurch ebenso sehr geehrt als beglückt.

Wien, April 1892.

P. v. Melingo.

INHALT.

Seite

Vorwort VII

I. Capitel.

Athen und seine Bevölkerung 1

II. Capitel.

Der Hof 36

III. Capitel.

Das politische Leben 51

IV. Capitel.

Rechtspflege und öffentliche Sicherheit 75

V. Capitel.

Das geistige Leben 109

VI. Capitel.

Kirche und Volksglaube 145

VII. Capitel.

Die wirtschaftliche Lage 199

Erstes Capitel.

Athen und seine Bevölkerung.

Athen nach der Revolution — Ankunft im Piräus — Fahrt nach der Hauptstadt — Die Hermesstrasse — Der Verfassungsplatz — Die Kaffeehäuser — Die Hotels — Die Wagen — Die Gassenjungen — Der Local-Verkehr — Der älteste Theil der Stadt — Die alten Baudenkmale — Die Akropolis — Die unteren Classen der Athener Bevölkerung — Die Männer aus dem Volke — Familienleben — Kleidung — Das Weib — Die Heiraten — Die Hausierer — Die moderne Stadthälfte — Der Eintrachtsplatz und seine Nebenstrassen — Das Familienhaus der Trikupis — Der Zuckerbäcker Solon — Patisia — Der Lykabettos — Die Geldwechsler — Der Mittelstand — Vereinswesen — Die »Gesellschaft« — Die Phanarioten — Das Unterrichtswesen bis zum Beginn der Revolution — Die von den Inseln stammenden Familien — Adelstitel — Die Primaten-Familien — Die Männer der neueren Zeit — Die Philhellenen — Die Finanzwelt — Griechen im Auslande — Gesellschaftliches Leben — Die Damen — Duelle — Die Herren — Die Fremden und die Athener Gesellschaft — Die Ehen in der vornehmen Welt — Patriotische Spenden.

Als der Mann, dem Deutschland ein gesteigertes Interesse für griechische Kunst zumeist verdankt, als König Ludwig von Bayern im Vereine mit den Abgesandten, die gekommen waren, seinen Sohn Otto auf den griechischen Königsthron zu holen, bestimmte, dass das an weltgeschichtlichen Erinnerungen so reiche Athen und nicht eine der anderen durch ihre geographische Lage allerdings empfehlenswerteren Städte, wie etwa Patras oder Korinth, die Hauptstadt des befreiten Griechenland werden solle, war diese Stadt, einst der geistige Mittelpunkt der Welt, nichts mehr, als ein elendes, verfallenes, vor Schmutz starrendes Dörfchen zu Füssen der Akropolis, dessen Einwohner mit Mühe ihr kümmerliches Brot fanden und allem, was nicht ihre unmittelbaren Bedürfnisse berührte, weltfremd gegenüberstanden. Und heute? Athen ist eine schöne, elegante, glänzende Grossstadt geworden, in der hunderttausend Menschen ihren Unterhalt erwerben, ist das Centrum für Culturbestrebungen und politische Aspirationen, welche die engen Grenzen

Griechenlands und selbst jene der Balkan-Halbinsel weit überschreiten.

Ich habe nicht die Absicht, in die Gerechtsame der Verfasser von Reisehandbüchern einzugreifen, obwohl dies ganz verlockend wäre, da alle solchen Werke über Griechenland ausnahmslos sehr viel zu wünschen übrig lassen; es sei mir aber doch gestattet, die Schilderung der socialen Verhältnisse Athens an der Hand einer Skizze der Stadt vorzunehmen.

Fühlt man, von Triest oder von Brindisi kommend, nach mehrtägiger Seereise und nach Überwindung der überall, namentlich aber in orientalischen Häfen, ärgerlichen Plackereien beim Anslandgehen endlich im Piräus wieder festen Boden unter den Füssen, so hat man meist nur das Bestreben, möglichst rasch nach Athen zu kommen und sobald als thunlich die Akropolis, die man schon lange vor der Einfahrt in den Hafen erblickt hat, in der Nähe zu sehen. Die schöne Hafenstadt, die erfreuliche Entwickelung, die sie und ihr Handel genommen, wird für den Augenblick kaum beachtet und man eilt, mit der Eisen- oder mit der Trambahn oder mittelst Wagen nach der Hauptstadt zu kommen. Letzteres ist entschieden vorzuziehen, nicht nur weil man das unangenehme Hin- und Herladen des Reisegepäcks erspart, sondern weil man um billiges Geld, 10 bis 12 Drachmen, eine reizende Fahrt durch die Ebene von Attika macht, die Reste des uralten Ölwaldes durchschneidet, den einst auch die grossen Mysterien-Processionen passierten, wenn sie sich nach Eleusis begaben, und durch die wiederauflebende Cultur ringsumher in überraschender Weise darauf vorbereitet wird, wie sehr das Dichterwort »Ein neues Leben blüht aus den Ruinen« gerade bei Athen und seiner Umgebung zur Wahrheit geworden ist.

Der erste Eindruck freilich, den der ankommende Fremde empfängt, ist kein sehr günstiger. Ob mit der Bahn kommend, ob mit dem Wagen, man muss die Stadt immer zunächst in ihrem unteren Theile berühren, und der ist

nicht gerade anziehend; wäre nicht der Blick auf den prächtigen Theseus-Tempel, man bekäme schier Lust, umzukehren. Schmutzige Häuser und ein feiner, weisser Staub empfangen den Fremden, der, namentlich wenn er des Morgens zu einer Stunde ankommt, wo noch alles schläft und daher das geschäftige Treiben, welches diesem Theile der Stadt etwas von seiner Widrigkeit nimmt, noch fehlt, den denkbar schlechtesten Eindruck empfängt.

Von hier gelangt man in die die Stadt ihrer ganzen Breite nach von West nach Ost durchziehende Hermesstrasse, welche Athen in eine südliche, rechte, und in eine nördliche, linke Hälfte theilt. Obwohl sie so schmal ist, dass auf der Fahrstrasse zwei sich begegnende Wagen Mühe haben, einander auszuweichen, und auf den Trottoirs kaum drei Personen neben einander gehen können, ist sie doch die Hauptverkehrsader der Stadt. Der untere Theil der Strasse, das ist jener vom Piräus-Bahnhofe bis zur Kapnikarea-Kirche, einem inmitten der Strasse liegenden Baue in reinstem byzantinischen Stil, zu dem man bis vor kurzem einige Stufen hinuntersteigen musste, so sehr war seit seiner Erbauung der Boden angewachsen, ist recht unschön; von dort an aber bis zum Verfassungsplatze ist die Hermesstrasse, abgesehen von dem unangenehmen Staube, gegen welchen man des Wassermangels halber überhaupt nichts thun kann, so wie die meisten anderen Plätze und Strassen der Stadt von untadelhafter Reinlichkeit, welche Athen mit Recht den Ruf verschafft hat, die bestgehaltene Stadt des Orients zu sein, und auch der Gesammteindruck der Strasse ändert sich gänzlich. In den schönen und eleganten Häusern reiht sich Laden an Laden und stundenlang könnte der Fremde da verweilen, namentlich Vormittags, wo die schönen Frauen und Mädchen der Athener Gesellschaft von allen Seiten zuströmen, um ihre Einkäufe zu besorgen, die sie stets so einrichten, dass auch für den nächsten Tag etwas übrig bleibt, denn in den Läden herumzustöbern ist eine wahre Leidenschaft der Athener

Damen. Was man braucht, findet man in der Hermesstrasse oder man findet es gar nicht. Galanteriewarenhändler, Photographen, Tabakkrämer, Juweliere, Möbelhändler, Verkäufer orientalischer Producte (in ihrer Mehrzahl in Wien angefertigt), Friseure und Parfumeriewarenhändler, die Commis französischer Häuser, die die neuesten Stoffe aus Paris führen, Antiquitätenhändler und noch viele andere Geschäftsleute stehen unter den Thüren ihrer Läden, mit einer unerschöpflichen Suada zum Eintreten und Kaufen einladend, ohne aber im geringsten ungehalten zu sein, wenn man, nachdem man den Laden gestürzt und gewendet hat, fortgeht, ohne etwas erworben zu haben.

Hat man sich von dem interessanten Getriebe dieses Ameisenhaufens endlich losgerissen, so tritt man auf einen kolossalen Platz, welcher auf der der Hermesstrasse entgegengesetzten Seite von dem auf einem Hügel liegenden königlichen Palaste, auf den drei andern Seiten von stattlichen Gebäuden eingesäumt und von einer grossen Gartenanlage unterbrochen ist, welche ihn in zwei ungleiche Theile theilt, von denen der untere der Verfassungsplatz, der obere der Schlossplatz genannt wird.

Hier muss der Fremde lange verweilen und ich fordere daher den Leser, der von der Promenade in der Hermesstrasse vielleicht schon etwas müde ist, auf, sich mit mir an einen Kaffeehaustisch zu setzen. Es ist das zwar in der Gesellschaft verpönt und namentlich gegen Abend würde der elegande Athener das um keinen Preis thun, aber der Fremde kann es sich zur Noth doch erlauben, namentlich da es für ihn hier Vieles und Originelles zu sehen gibt. Zunächst das Kaffeehaus selbst. So ein griechisches Καφενίον ist ein kahles Local, dessen einziger Schmuck in einigen mehr oder weniger gelungenen Farbendruckbildern besteht. In der Nähe eines reichlich mit Liqueurflaschen garnierten Büffets finden sich eine Anzahl Nargilehs, auf den sehr häufig ins Freie gestellten Tischen — es ist dies auch am Verfassungsplatz der Fall und fast die Hälfte

des riesigen Raumes mit Tischen bedeckt — liegen alle möglichen griechischen und ausländischen Zeitungen und um diese herum sitzen die Gäste mit ihren Freunden und Verwandten essend, trinkend und rauchend und dabei eifrig politisierend. Was da gegessen, getrunken und geraucht wird, weicht von dem, was wir gewohnt sind, in unseren Kaffeehäusern zu consumieren, so wesentlich ab, dass es wohl verlohnt, sich einen Augenblick damit zu beschäftigen. Die Hauptrolle spielt der auf orientalische Weise zubereitete Kaffee, ein köstliches Getränk, welches man auch in der letzten Kaffeeschänke, die in Griechenland viel häufiger sind als die Weinschänken, da der Grieche noch keine »Nerven« hat und ganz leicht im Tage seine zwanzig Tässchen Kaffee vertilgt, in vorzüglicher Qualität bekommt; ausserdem wird Chocolade, wie ich sie nirgends wieder getrunken habe, Mastix-Liqueur, der, mit Wasser verdünnt, sehr dem Absynth gleicht, Raki, ein aus Trebern gebrannter Schnaps und neben allem erdenklichen, stets sehr fettem Backwerk ganz besonders Lukum, die bekannte, aus Mehl und Honig bereitete Delicatesse des Orients, verzehrt. Eis, Milchkaffee, Thee, Bier sind dagegen fast unbekannt. Geraucht wird dabei unaufhörlich: von den ganz Alten das selbst für den stärksten Raucher gefährliche Nargileh, von den anderen die mit überraschender Behendigkeit aus dem sehr guten und billigen griechischen Tabak gedrehte Cigarrette.

Vollständig den grosstädtischen Ansprüchen entsprechend sind die hier gelegenen grossen Hotels, in denen man mit allen Bequemlichkeiten, aber zu sehr theuren Preisen wohnt, wie denn Athen überhaupt keine billige Stadt ist, am allerwenigsten für den Fremden, was sich daraus erklärt, dass einerseits die Approvisionierung keine ganz leichte ist, andererseits die in Griechenland so ausgebildete Tugend der Gastfreundschaft auch in der Hauptstadt so sehr geübt wird, dass dorthin kommende Griechen verhältnismässig selten ein Hotel oder ein Gasthaus besuchen, sondern gewöhnlich bei Freunden oder Verwandten absteigen. Die wirklich

Fremden mit ihren meist grossen Ansprüchen müssen für deren Befriedigung daher umso theuerer bezahlen.

Neben den reich ausgestatteten Hotels fallen vornehmlich noch die vorzüglichen offenen, zweispännigen Wagen auf, die lebhaft an die Wiener Fiaker erinnern, und eine Meute urdrolliger Gassenjungen, die einem, stets in höflicher und eigenartig graciöser, manchmal allerdings auch in etwas zudringlicher Weise, ihre Dienste anbieten.

Kaum hat man vor einem Kaffeehause Platz genommen, wird man auch bereits von einem Quartett derselben ganz ergebenst angepackt, wobei man die Bemerkung machen kann, dass die Stimmen mehrfach besetzt sind und dass das Unisono zeitweilig durch den Aufschrei des einen oder des andern dieser sich mit heimlichen Puffern um den Vorrang streitenden jungen Lebenskünstler unterbrochen wird. Der erste, der für jedermann unentbehrlichste von ihnen, ist der sogenannte Lustro, nach dem auch die ganze Gilde dieser Strassenjungen genannt wird. Mit einem Kästchen unterm Arm, in dem sich seine Utensilien befinden, nähert er sich uns, unsere Kleider und das Schuhwerk von dem leidigen Kalkstaube zu reinigen. Während nun Jani — alle Stiefelputzer heissen Jani — unseren äusseren Menschen mit der Bürste bearbeitet, bietet uns sein Kamerade Aleko die neuesten Zeitungen an, genau mittheilend, was alles darinnen steht, versichernd, dass heute die Blätter besonders interessant seien und dass dem Ministerium darin derb die Wahrheit gesagt werde. Inzwischen hat Stephanos, der ambulante Tabakhändler, seine Ware etabliert, von der man sehr wohl kaufen kann, weil einerseits der Tabak in Griechenland überall gut ist, andererseits Stephanos den Fremden nicht zu sehr überhält, während Kostaki, der Blumenverkäufer, ein ganz nichtsnutziger Tagdieb ist, der den Fremden einen Strauss Rosen oder Orangeblüten, deren süssberauschender Duft zu gewissen Jahreszeiten die ganze Stadt erfüllt und den der Einheimische mit fünfzig Lepta bezahlt, ruhig um fünf Drachmen verkauft.

Hat man seine Einkäufe besorgt und endlich Zeit gewonnen, einen Blick auf die Umgebung zu werfen, so bietet sich einem ein merkwürdiger Anblick dar. Der Platz wimmelt von Menschen, so dass die stets scharf fahrenden Kutscher nicht geringe Mühe haben, sich, indem sie die Menge griechisch, italienisch, ja sogar französisch anrufen, den für ihre grossen, viersitzigen Wagen nothwendigen Platz zu schaffen. Alle Volkstypen sind vertreten. Neben dem Palikaren, der in seinen faltenreichen weissen Röcken einherschwebt wie eine Ballettänzerin, ein grosscarrierter Engländer mit einer ditto Miss, die den Murray auswendig lernen und vor lauter »Oah«-Rufen heiser geworden sind; neben dem Inselbewohner, der an seinen weiten Pumphosen schon von weitem erkenntlich ist, irgend ein heiterer, lustiger Franzose, dem es, weiss Gott wie, doch gelingt, sich mit demselben zu verständigen; im ernsten Gespräch mit einem der sehr gut aussehenden griechischen Officiere und einem Deputierten, ein Mitglied irgend einer Legation oder ein fremder Gelehrter; zwischen durch eine Menge Händler aller Art, Cavallerie-Estafetten, die mit Depeschen und Documenten von einem Ministerium zum andern traben — kurz, alles lebt und bewegt sich, lacht und plaudert und wenn gar am Nachmittag die sogenannte grosse Musik, die sehr gute, stabil in der Residenz verbleibende Garnisonsmusik, dort concertiert, ist der Platz, so gross er ist, überfüllt.

*
* *

Die Hermesstrasse und der Verfassungsplatz theilen, wie bemerkt, die Stadt in zwei nahezu gleiche Hälften. Wenden wir uns, nachdem wir noch einen Blick auf den Local-Bahnhof von Athen geworfen, der zwischen dem Verfassungsplatze und zwischen dem Schlossplatze liegt und von dem aus der Verkehr durch die Stadt und nach dem Vororte Patisia, sowie nach dem Piräus geht, vom Verfassungsplatz nach rechts, so kommen wir in den ältesten Theil der Stadt, der zugleich die meisten der berühmten

alten Baudenkmale Athens enthält. Wir gelangen zunächst an einer Reihe sehr stattlicher Privatgebäude vorbei, denen sich links die Gebäude der sogenannten olympischen Ausstellungen — alle vier Jahre stattfindende Landesausstellungen —, rechts das Mädchen-Waisenhaus, berühmt wegen der prächtigen Handarbeiten, die dort gefertigt werden, anschliessen, auf jenen riesigen Platz, auf welchem die sogenannten Säulen des Jupiter stehen. Diese Säulen sind nichts anderes, als die Überreste des in der ganzen alten Welt berühmten Tempels des Zeus Olympios, der nächst dem Tempel von Ephesos der grösste ist, von dem wir wissen und nicht weniger denn hundertzwanzig Säulen besass, von denen aber nur mehr sechzehn erhalten sind, zu deren Füssen natürlich das unvermeidliche Kaffeehaus errichtet ist, von dem aus man einen unvergleichlich schönen Blick über das ganze von den Ausläufern des Hymettos gebildete Thal bis an das nur wenige Kilometer entfernte Meeresufer hat. Zur Linken hat man in der Entfernung von einigen hundert Metern, halbversteckt zwischen Hügeln, das Stadion; zur Rechten das Hadriansthor, vor sich endlich eine von dem selbst im Winter wasserarmen Ilissos gebildete Insel, auf der sich — in der unmittelbarsten Nähe des Theaters des Dionysos! — eine Reihe Cafés chantants befinden, in denen sich häufig die im ganzen Oriente verbreiteten böhmischen Damen-Kapellen hören lassen und die, wie ein Theil der Hauptstrassen der Stadt, durch elektrisches Licht beleuchtet werden, hinter sich einige gleichfalls mit Cafés chantants besetzte Hügel. Im Schatten der Jupitersäulen exerciert in den Nachmittagsstunden die Infanterie des jungen Königreiches, während die Bevölkerung der Stadt, die bei gewissen Gelegenheiten ihre Feste dort feiert, auch ohne besonderen Anlass mit grosser Vorliebe gerade dorthin spazieren geht, und — damit auch die Prosa nicht fehle — die Athener Wäscherinnen, wenn die Quell-Nymphen des Ilissos einmal in Erinnerung vergangener schöner Zeiten dem ausgetrockneten Bette dieses classischen Flüsschens einige

Tropfen Wasser spenden, sich beeilen, sich dieses freudige Ereignis zu Nutze zu machen und an der Stelle, an der einst Hadrian dem Vater der Götter seine Opfer dargebracht, die schmutzige Wäsche der Epigonen des Perikles reinwaschen.

Überragt wird das ganze Bild von dem steilen Hügel, aus welchem die Akropolis gigantisch hervorragt und auf welchem ein Grosstheil der Altstadt, bis nahe an die Thore der alten Burg reichend, erbaut ist.

Ich verfüge leider nicht über die nothwendigen archäologischen Kenntnisse, um mir erlauben zu können, des Näheren auf eine Beschreibung der alten Baudenkmale, denen man sich nun nähert, einzugehen; auch wurden dieselben so häufig von den ersten Gelehrten unserer Zeit geschildert und erklärt, dass ein solches Beginnen meinerseits noch obendrein in hohem Grade überflüssig wäre. Ich beschränke mich also hier auf ganz kurze Angaben.

Da die Akropolis derzeit nur ein einziges zugängiges Thor besitzt, müssen wir, um dieselbe zu besteigen, den Hügel umgehen und das liebliche Thal, in dem wir uns befinden, fast bis auf die entgegengesetzte Seite durchschreiten; doch ist der Spaziergang in jeder Beziehung sehr lohnend, da man nicht nur eine herrliche Aussicht geniesst, sondern auch an mehreren hochinteressanten Baudenkmalen vorüber kommt. Mit einem kleinen Umwege gelangt man zunächst zu dem Denkmale, welches Lysikrates im Jahre 335 v. Chr. errichtete, um auf demselben den Dreifuss, der ihm in den Dionysischen Wettkämpfen zugefallen war, aufzustellen. Der Bau, ein wunderschönes Specimen griechischer Kunst, stand, bevor er an seinen jetzigen Platz kam, lange Zeit im Hofe des französischen Kapuzinerklosters, und Byron, gekommen, um an der Seite der griechischen Helden für die Befreiung aus dem türkischen Joche zu kämpfen, schlug damals in demselben sein Nachtlager auf. Mit wenigen Schritten kommt man ins Thal zurück, zu den für alle Gebildeten heiligen

Amphitheatern, in denen die grossen Griechen ihre Tragödien und ihre Komödien spielten. Das erste ist das riesige Theater des Dionysos, an welchem Hadrian allerdings bedeutende Veränderungen hat vornehmen lassen, welches aber, so wie es im Jahre 1862 aufgedeckt wurde, des Interessanten wahrlich noch genug bietet. Das zweite ist das unmittelbar daneben gelegene, weit jüngere und kleinere Odeion des Herodes Attikus. Links vom Wege liegt die wilde Felsmasse des Areopag, an der selbst die Jahrhunderte nichts geändert haben, und die uns heute noch so erscheint, wie sie war, als die strengen Richter in finsterer Nacht die noch wohlerhaltenen sechzehn Stufen hinaufstiegen, ihres hohen Amtes zu walten; als der Aberglaube der Alten in der tiefen finsteren Schlucht unter dem nördlichen Absturze das Heiligthum der Eumeniden suchte und Aeschylos seine gleichnamige Tragödie an diesem Orte spielen liess.

Eine kurze Strecke noch, und man befindet sich an dem nach seinem Entdecker, dem französischen Gelehrten Beulé, welcher dasselbe im Jahre 1852 auffand und von seiner Verbauung mit Bastionen befreite, so genannten Beuléschen Thore; doch muss man sich noch ein wenig gegen Süden wenden, um einen modernen, aber dem alten Hauptwege auf die Akropolis entsprechenden gewölbten Gang zu durchschreiten und sich dann vor dem heutigen Eingange der Akropolis zu befinden. Man weist die vom Unterrichtsministerium ausgefolgten Eintrittskarten vor, oder gibt, was einfacher und bequemer ist, dem die Wächterstelle versehenden Invaliden ein Trinkgeld und betritt nun endlich eines jener Fleckchen Erde, an die sich die interessantesten historischen Erinnerungen zugleich mit mythischen Erfindungen von unendlichem Reize knüpfen.

Hat man die Propyläen, das Parthenon, das Erechtheion und alle die anderen zahllosen Kunstwerke, denen das entzückte Auge da auf Schritt und Tritt begegnet, zur Genüge bewundert, und tritt man endlich — nachdem man den Venetianern und Türken, denen die Zerstörung der bis

ins siebzehnte Jahrhundert im wesentlichen wohlerhaltenen Bauten zur Last fällt, eine längere Serie vom Herzen kommender Flüche gewidmet — schönheitstrunken den Rückweg an, so kommt man zunächst auf einen wüsten Platz, auf welchem, umgeben von allerlei archäologischem Trümmerwerk, der Thurm der Winde steht, der, im Jahre 100 v. Chr. errichtet, eine Wetterfahne, eine Sonnen- und eine Wasseruhr enthielt und in seiner noch sehr wohl erkenntlichen Anlage ein glänzendes Zeugnis ablegt für den Scharfsinn derjenigen, die ohne unsere heutigen Kenntnisse im Stande waren, einen so complicierten Mechanismus herzustellen.

Einige hundert Meter weiter und man befindet sich wieder völlig in Neu-Griechenland und zwar in Mitten der unteren Classe der Athener Bevölkerung. Selbst schon die erste, flüchtige Beobachtung lässt erkennen, dass in derselben eine, auch äusserlich merkbare, Zweitheilung herrscht. Der aus der Türkei herübergeholte Vergleich von Altgriechen und Reformgriechen hinkt; ich möchte die beiden Parteien eher als »orientalische« und als »europäische« Griechen bezeichnen. Beide wollen sie Griechenland gross und mächtig sehen, beide hängen sie mit fanatischer Liebe am Vaterlande, aber sie weichen in der Auffassung der Mittel, die angewendet werden sollen, ganz wesentlich voneinander ab. Die »orientalischen Griechen«, die Männer, die, in einer unbewussten Symbolik am Fusse der Akropolis ihre Quartiere aufgeschlagen, die Nachkommen jener namenlosen Helden, die von 1821 bis zur Königswahl mit Aufopferung von Gut und Blut um die Befreiuung gerungen, die aber, als diese endlich erkämpft war, auch jene furchtbaren inneren Streitigkeiten unterhalten halfen, die Griechenland bis zu Beginn der Sechzigerjahre oft in so ernste Gefahren gebracht haben, glauben noch immer, alles mit Gewalt erreichen zu können, haben es noch nicht verstehen gelernt, dass Griechenland nicht nur ein europäischer Staat sein muss, sondern auch bereits ist, und halten in der Politik, in ihrem Familien-

leben, ja sogar in der Tracht fest an dem Althergebrachten. Das Nachgeben und Sich-fügen, das Zurückweichen um zum Sprunge besser ausholen zu können, ist ihnen unbegreiflich und wie alles Unbegreifliche verhasst. Sie vergessen, in ihrer Mehrzahl zu den geistig etwas schwerfälligeren festländischen Griechen gehörig, dass die Zeiten sich geändert haben und dass, wenn früher die Türkei eine Gefahr für Griechenland war, heute das gerade Gegentheil richtig ist.

Auch ihr Familienleben hat noch, wie ihre Kleidung, den alten Zuschnitt. In die vielfaltige, weissblinkende Fustanella eingeschnürt, wie eine Prima-Ballerina, die Beine verhüllt von einem engen, in Gamaschen eigenthümlicher Art gesteckten Beinkleide, am Fusse meistens die absatzlosen »Zaruchia«, den Oberkörper bedeckt von einer kurzen weitärmeligen, oft reich gestickten Jacke und einem breiten Gürtel, in dem nicht selten das lange Messer und die silberbeschlagene Pistole untergebracht sind, den Fez mit der weit herunterbaumelnden blauen Quaste auf dem scharfgeschnittenen, vom tiefschwarzen Haare umrahmten Haupte tritt uns der Mann entgegen, dessen Verhältnis zu Frau und Kind sich seit einem Jahrhundert kaum verändert hat. Die Wahrheit zu gestehen: in diesem Theile der griechischen Bevölkerung hat das Weib, in den Städten wie auf dem Lande, kein sehr beneidenswertes Los. Frauen und Töchter werden kaum höher gehalten als bei uns die Mägde, die harte Arbeit beraubt sie frühzeitig der weiblichen Reize, jedes Eingreifen in die Angelegenheiten der Männer ist ihnen verwehrt, der jüngste Knabe gilt mehr als sie, und sie haben sich um nichts anderes zu kümmern, als um die häuslichen Angelegenheiten, um die Wartung der Kinder, die Instandhaltung und oft auch die Anfertigung der Kleider und die Bereitung der infolge der grossen Mässigkeit der Griechen im Essen und Trinken gewöhnlich sehr einfachen Mahlzeiten. Ein schon bei den Alten üblicher, während der Türkenherrschaft noch befestigter Brauch verwehrt ihnen auch heute noch, das Haus unbegleitet zu verlassen, und

daher kommt es, dass man die Frauen, Töchter und Schwestern der Palikaren, wie diese orientalischen Griechen kurzweg, aber nicht ganz richtig genannt werden, so selten auf der Strasse sieht. Der Gatte, Vater oder Bruder sorgt in oft aufopfernder Weise für sie, er wäre aber sehr überrascht, wenn man ihm sagen wollte, dass das Weib berechtigt sei, ein Mehr zu verlangen; berechtigt sei, zu fordern, dass es nicht als Sache behandelt werde.

Die »europäischen Griechen« dagegen — die Vertreter der jüngeren Generation und die vom Peloponnes, den Inseln und von auswärts Gekommenen — sind Vollblut-Reformer. Begabt mit einem erstaunlichen politischen Verständnis, leider auch mit einem viel zu grossen Interesse für die politischen Vorgänge, durch welches sie sich nur zu oft von allem anderen abziehen lassen, folgen sie der Action ihrer Staatsmänner mit dem befriedigten Lächeln eines Schachspielers, der eine schöne Partie im Gange sieht, und haben das volle Verständnis dafür, dass andere Zeiten auch im politischen Leben andere Mittel erheischen. Sie haben auch äusserlich ihren Anschluss an Europa vollzogen, und Jaquet, Pantalon und Filzhut sind an die Stelle der ausserordentlich weiten, meistens blauen Kniehosen, der hohen Strümpfe und der offenen Schuhe getreten. Ihr Familienleben ist ein ungezwungeneres — die Frauen werden nicht gar so nebensächlich behandelt, geniessen etwas mehr Freiheit und, was von grösster Wichtigkeit ist, auch mehr Bildung; geselliger Verkehr der Familien unter einander ist aber auch bei ihnen kaum gebräuchlich. Die Männer treffen sich in den die Stelle unserer Bier- und Weinhäuser vertretenden Kaffeehäusern bei einer Tasse des köstlichen Giftes, welches man dort zu brauen weiss. Die Frauen dagegen kommen niemals dahin und sehen sich, da die Cultur-Erscheinung der Damen-Kaffees mit Sammtmöbeln, illustrierten Blättern und Kaffee mit »Obersschaum« in Griechenland Gott sei Dank noch unbekannt ist, verhältnismässig selten. Auch die Ausübung der von allen Griechen heilig

gehaltenen Gastfreundschaft belebt in diesen Kreisen die Geselligkeit nicht. Man bietet dem Gaste das Beste, was man hat, zur Gemüthlichkeit kommt es aber auch da nicht, weil den Griechen ausnahmslos eine gewisse Zurückhaltung eigen ist, die auch zur Folge hat, dass man sie zwar heiter und zufrieden sehen kann, nie aber lustig oder gar lärmend und ausgelassen.

Die Modernisierung hat den »europäischen Griechen« erfreulicherweise den schönen Zug treuer Familien-Anhänglichkeit, welcher der ganzen Nation zu eigen ist, nicht genommen; »Einer für Alle, Alle für Einen« kommt da oft genug zur Geltung, und es wird nie geschehen, dass Witwen oder Waisen der Bedrängnis ausgesetzt sind, wenn ein männlicher Arm in der Familie ist, um zu helfen. Aber auch sie weichen von der charakteristischen Art und Weise, in der in allen Kreisen der unteren Classen die Ehen geschlossen werden, nicht ab. Der Mann will einen eigenen Hausstand gründen, das Mädchen soll versorgt werden; seine Angehörigen rathen ihm, sie zu nehmen, ihre Verwandten sind mit dem Antrage einverstanden, die Προῖκα — Ausstattung in Mobilien, Kleidern, Wäsche, einigem Gelde und dem nie fehlenden Familienschmucke — ist ausbedungen, und so führt denn der Herr des Hauses den Mann, den er dem unter seiner Obsorge stehenden Mädchen zugedacht hat, zu ihr, sagt dem Mädchen, welches sehr oft den Betreffenden noch gar nicht kannte, dass dies ihr Verlobter sei, das Mädchen knixt und in ein paar Wochen ist Hochzeit — fast immer, ohne dass das Herz, welches uns bei diesem Anlasse so oft bemerkenswerte Dummheiten begehen lässt, mitgesprochen hätte. Niemals aber werden sich die Brüder verheiraten, wenn nicht die Zukunft der Schwestern gesichert ist, und es ist nichts Seltenes, dass, wenn diese unvermählt bleiben, auch die Brüder sich nicht verehelichen.

In diesem Theile der Stadt findet man auch, da die Frauen der unteren Classen unbegleitet das Haus auch nicht verlassen, um die Markteinkäufe zu besorgen, eine ganze

Mustersammlung der für Athen so nothwendigen Hausierer, die, ihre Ware gewöhnlich auf ein Eselein geladen, mit meistens nicht zu verstehenden, für jeden Gegenstand aber typischen Rufen Gemüse, Fische, Obst, Lämmer, Käse und Milch, Truthühner etc. zum Verkaufe bringen. Auch wandernde Handwerker ziehen herum, namentlich Flickschuster und die, in einem Lande, wo man, wie zur guten, alten Zeit auch bei uns, noch fast alles in Kupfergeschirren kocht, so nothwendigen Verzinner.

Von der Akropolis kommt man durch ein Gewirre von engen Gässchen an alten Häusern vorbei, deren niedrige Fenster und, bei der vollständigen Sicherheit, deren sich Athen zu erfreuen hat, auch bei Nacht offenstehende Thüren uns Einblick in reinliche aber des Originellen gänzlich entbehrende Wohnräume gestatten, zu dem recht unansehnlichen Gebäude des Ministeriums des Äusseren, und von da zur Metropolitankirche. Der Bau ist nicht von grossem künstlerischen Werte, indes nicht ohne Interesse durch den Umstand, dass er aus dem Materiale von siebzig kleineren, im Jahre 1840 niedergerissenen Kirchen und Kapellen hergestellt wurde, und dass in seinem architektonischen Schmucke zahlreiche altgriechische Reliefs eingesetzt sind, welche zu der jener der Agia Sophia nachgebildeten rothen und gelben äusseren Bemalung einen sonderbaren Contrast bilden.

* * *

Die Metropolis ist nur durch eine einzige Häuserfront von der Hermesstrasse getrennt. Wir kehren also in diese zurück, durchschreiten sie bis zum Verfassungsplatz und wenden uns dann nach links, die nördliche, moderne Hälfte der Stadt zn besuchen.

Den Hauptpunkt derselben bildet der Eintrachtsplatz. Die geradewegs vom Verfassungsplatze dahin führende Stadionstrasse, sowie die anderen Hauptstrassen dieses Theiles der Stadt, so namentlich der Universitäts-

Boulevard und die Akademiestrasse haben einen durchaus modernen grosstädtischen Anstrich und enthalten einen Theil der wichtigsten öffentlichen und Privatgebäude Athens. Dort befinden sich die königlichen Marställe, das General-Commando, eine Reihe grosser Schulen, das Parlamentsgebäude, die Post, das Finanz-Ministerium, die Universität, die Akademie, die Redactionen der grösseren Zeitungen, die katholische Kirche, des verstorbenen Schliemann troisches Haus, die archäologischen Institute etc. Der Eintrachtsplatz bietet ungefähr dasselbe Bild wie der Verfassungsplatz, nur sind, anstatt zwei, sechs oder sieben Kaffeehäuser dort, von denen eines so gross ist, dass es mit Leichtigkeit tausend Personen fassen könnte. Auch dort herrscht den ganzen Tag über lebhaftes Treiben, weil einige der wichtigsten Verkehrsstrassen vom Piräus aus, die weiter ins Innere führen, den Platz berühren, der Bahnhof der Peloponnes-Bahn in ziemlicher Nähe ist und das Volk, wenn es die Altstadt verlässt, mit Vermeidung des Verfassungsplatzes durch die Aeolusstrasse direct dahin gelangt. Tabakläden und Bakalis — Kleinhändler — mit ihren Olivenfässern, ihren mit Ziegenkäse gefüllten Schweinehäuten, ihren getrockneten Fischen, ihren Öl- und Petroleumkisten, säumen den Platz ein, dessen Mitte eine sehr zierliche Gartenanlage bildet, in welcher an gewissen Tagen gleichfalls Militärmusik spielt. Glanz und Nimbus aber verleiht dem ganzen Platze ein einziges Gebäude, das Familienhaus der Trikupis.

Dennoch würde man sehr irren, wenn man das lebhafte Leben und Treiben vor diesem Hause auf Rechnung des berühmten Staatsmannes schieben würde, der wenig zugängig und ein Freund ruhiger Arbeit ist. Das Haus birgt aber noch eine andere Celebrität von Athen, den Rivalen der Demel und Kranzler, Solon, den bekannten Zuckerbäcker. Die ganzen Parterre-Localitäten des Trikupis'schen Hauses hat er inne und in den Nachmittagstunden findet man die gesammte elegante Welt von Athen am Wege nach der Promenade oder am Rückwege von derselben bei ihm ver-

sammelt. Da lacht und scherzt man, da wird gesellschaftlich und oft genug auch politisch Stimmung gemacht.

Von grosser Schönheit und für den Fremden von besonderem Interesse, weil man ganz und gar das Bild einer griechischen Landschaft zu geniessen in die Lage kommt, ist die von hier bis zu dem Vororte Patisia,*) wo eine Bierwirtschaft den Abschluss bildet, gehende Patisiastrasse. An den letzten Häusern der Stadt vorbei, unter denen die Neubauten des Polytechnicums und des Alterthümermuseums besonders auffallen, kommt man zu dem grossen Exercierfelde der Cavallerie und dann schweift der Blick, nicht mehr eingeengt durch hohe Gebäude, frei bis an die in weiter Ferne wie Nebelstreifen daliegenden Gebirgsketten. In den Nachmittagsstunden ist denn auch die Patisiastrasse überfüllt von Publicum, welches da zu Wagen und zu Fuss, von den beiden grossen Plätzen ausgehend, in eleganter Toilette seine Promenade macht.

Von der entgegengesetzten Seite des Platzes führen die Piräus-, die Minerva- und die Aeolusstrasse mit einigen Umwegen und Krümmungen zur Hermesstrasse zurück, vorbei an der Bank von Griechenland, dem Athener Club — in welchem ununterbrochen gespielt wird, da die Localitäten Vormittags als Börse dienen und Nachmittags und Abends die Mitglieder sich einem lebhaften und sehr hohen Kartenspiele hingeben — dem Theater, dem neuen Bazar und einigen anderen öffentlichen Gebäuden.

Das Treiben in diesen Strassen ähnelt, im Gegensatze zu den der oberen, gegen den Lykabettos gelegenen Strassen des Nordtheiles der Stadt, wo alles ruhig, elegant und vornehm ist, sehr der volksthümlichen Lebhaftigkeit der älteren Stadthälfte. Die Mehrzahl der Handwerker und sonstigen Ladeninhaber — hier namentlich Schuster und kleine Geld-

*) Gregorovius weist in seiner »Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter« darauf hin, dass dieser Ort seinen Namen angeblich dem Umstande danke, dass der Padischah Mohamed II., als er Ende August 1458 Athen besuchte, in den dortigen Gärten geweilt habe.

wechsler — betreiben ihre Geschäfte auf der Strasse, die von mit Ware beladenen Eseln gleichfalls sehr in Anspruch genommen wird, so dass es sehr häufig nur mit bedeutenden Schwierigkeiten möglich ist, sich durch die schreiende und gesticulierende Menge durchzuwinden. Das Unglaublichste leisten die Geldwechsler, die dem Fremden mit aller Seelenruhe die Hälfte dessen bieten, was er von einem Banquier oder von einer Bank erhielte, und namentlich die vom Piräus herüberkommenden Seeleute in schamlosester Weise betrügen. Freilich kommen die Kerle durch ihre Unwissenheit auch manchmal arg in Verlust. Ich kaufte eines Tages von einem derselben einige alte Münzen, als er, an meinem Accent erkennend, dass ich Fremder sei, aus einer Lade sechs österreichische Zehngulden-Noten hervorholte und mich frug, was das wert sei. Auf meine Antwort: über 120 Drachmen, frug er mich, ob ich ihm 50 Drachmen dafür geben wolle. »Du hast sie wohl gestohlen«, war meine Antwort. »Gewiss nicht, Herr, ein Matrose hat sie mir im Piräus um 100 Drachmen verkauft und nun kann ich sie nicht wieder los werden. Du thust mir einen Gefallen, Herr, wenn du sie kaufst.« Ich wollte mich natürlich in dieses sonderbare Geschäft nicht einlassen und rieth ihm, zu einem der grossen Banquiers der Stadt zu gehen. Als ich nach einigen Tagen wieder vorbei kam, rief mich der Mann an: »Du hast dich geirrt, Herr, die Papiere waren keine 50 Drachmen wert, geschweige 120, und der Matrose, der sie mir verkauft hat, ist ein Hundesohn. Gestern habe ich sie dem Joti, dem Kaufmann, der alle Jahre nach Triest reist, gezeigt und der hat mir gesagt, dass sie 35 Drachmen wert seien, und die hat er mir auch dafür gegeben.«

* * *

In den ruhigeren Strassen dieser Hälfte der Stadt wohnt, nicht in Zinskasernen, sondern, wenn schon nicht in eigenen Häusern, so doch in Gebäuden, die, reichlich Luft und Licht

gebend, nur zwei Familien Unterkunft bieten, und, meist mit kleinen Vorgärten versehen, auf breite, rein und gut gehaltene Strassen mündend, einen überaus freundlichen Eindruck machen, die Athener Gesellschaft, die uns das lebendige Beispiel ist, für die ungeheure Entwickelung der Griechen in der Zeit seit ihrer Befreiung.

Bevor ich nun eingehender von dieser spreche, ein Wort über den Mittelstand Griechenlands. Materiell besteht natürlich ein solcher, geistig und social aber fehlt er nahezu gänzlich, und es hätte eine empfindliche und unter Umständen gefährliche Lücke zwischen den unteren und den oberen Classen der Bevölkerung geklafft, hätte man nicht um anzuregen, zu vermitteln und auszugleichen, im griechischen Vereinswesen künstlich geschaffen, was nach dem natürlichen Lauf der Dinge der Mittelstand besorgen sollte. Dasselbe ist infolge dessen im Leben des griechischen Volkes von grösster Bedeutung geworden und hat sich zur Höhe einer nationalen Institution emporgeschwungen; die Zahl der Vereine für alle nur möglichen Zwecke ist eine ausserordentlich grosse, und manche von ihnen haben eine Bedeutung und ein Ansehen erlangt, die noch weit über die Grenzen des Staates hinausgehen. Die Theilung in nichtpolitische und politische ist nur eine äusserliche, denn in Griechenland hängt eben alles mit der Politik zusammen, so auch das wichtigste Gebiet der Thätigkeit der griechischen »Syllogen«, das auf einer überraschend hohen Stufe stehende Bildungswesen, welches alljährlich Tausende von Griechen aus den noch im türkischen Besitz befindlichen Gebieten dem freien Königreiche zuführt. Das Vereinswesen, bei dem sich die Angehörigen aller Stände zu gemeinsamer Thätigkeit treffen, ohne persönlich irgend einen Vortheil davon zu haben, leistet in Athen sowie in den Provinzen Vorzügliches, und überall findet man die Spuren seines für Bildung und Humanität so wichtigen Wirkens. Von der nicht geringen Zahl fachwissenschaftlicher Vereine ganz abgesehen, ist namentlich die Zahl der Syllogen,

die literarische und Bildungszwecke mit wohlthätigen Anstalten vereinigen, sehr gross und ihre Thätigkeit eine sehr fruchtbringende.

* * *

Trotz alledem könnte das Fehlen eines Mittelstandes in Griechenland nicht so leicht überwunden werden, würden nicht noch andere besonders günstige Umstände dies erleichtern. Der wichtigste ist wohl der, dass die »Gesellschaft« Griechenlands, trotzdem auch sie sich voll und ganz zum Weltbürgerthum aufgeschwungen hat, in ihren patriotischen Gefühlen keinen Abbruch erlitt und dass sie das Abstreifen gewisser althergebrachter Gewohnheiten oder Vorurtheile, das Erwerben eines freieren, weiteren Blickes, nicht, wie man dies sonst so häufig sieht, dem Vaterlande entfremdet hat. Die Vornehmen und Reichen Griechenlands wissen eben, ohne etwa in kleinlicher Weise an der Scholle zu haften, Besseres zu thun, als in Pariser Boudoirs oder auf Londoner Wettrennplätzen ihre geistige Kraft und ihr Geld zu verschwenden. Beweis dessen die jährlich sich wiederholenden grossen Wohlthätigkeitsacte reicher Griechen. Und das erklärt sich. Die griechische Gesellschaft besitzt, was der Gesellschaft anderer Länder vielfach fehlt: die Gemeinsamkeit des Bodens, in dem sie wurzelt unter sich und mit dem Volke. Die Männer, die heute in Griechenland durch Stellung, durch Amt und Würden etwas bedeuten, sind alle aus demselben Stamme hervorgegangen, wie der ärmste Palikare, sind die Nachkommen von Männern, die ihre Zugehörigkeit zum griechischen Volke nicht etwa erst dann entdeckten, als die erfreuliche Kraftentfaltung des jungen Staatswesens dies aus praktischen Gründen vortheilhaft erscheinen liess, und der grosse Abstand zwischen ihnen und den unteren Classen ist eben nur durch den Unterschied der Bildung und der Lebensgewohnheiten begründet.

Die Gesellschaft Griechenlands besteht aus drei gleichwertigen Theilen: den Phanarioten, den von den griechischen

Inseln stammenden Familien und den Nachkommen jener Familien des Festlandes und jener Philhellenen, die während des Freiheitskrieges und seit dem Bestande des Königreiches zu Bedeutung und Ansehen gelangten. Diesen drei Gruppen schliessen sich das diplomatische und Consular-Corps, sowie die in Griechenland lebenden Fremden von Distinction an.

Die Phanarioten kommen in ihrer gesellschaftlichen Rolle unserem Hochadel ziemlich gleich, hinter dem sie auch, was das Alter mancher Familien, ihre Macht im Inlande, ihr Ansehen im Auslande betrifft, nicht zurückzustehen brauchen. Sie stammen von jenen Griechen ab, die verhältnismässig bald, nachdem das byzantinische Kaiserreich 1453 gefallen, der Peloponnes den Händen der uneinigen Paläologen entrissen und nach der Ermordung des letzten Herzogs von Athen 1460, auch dieses Gebiet zum osmanischen Reiche geschlagen worden war, begannen, aus der geistig und materiell geknechteten Balkan-Halbinsel nach Konstantinopel auszuwandern. Sie hatten ja schon durch die kirchliche Gemeinschaft gute Beziehungen dort, traten rasch an die Stelle des nahezu vollständig ausgerotteten byzantinischen Adels und gelangten nicht bloss in der Hauptstadt der Unterdrücker — in der sie sich, daher der Name, bei dem zum Leuchtthurme und zum Hafen führenden »Phanar«-Thore niedergelassen hatten — sondern im ganzen Staate zu Ansehen und schliesslich, durch Besetzung der wichtigsten Ämter, zu sehr bedeutendem Einflusse. Man hat den Phanarioten den Vorwurf gemacht, es sei ihnen im Laufe der Zeit das Nationalgefühl abhanden gekommen, und sie hätten für ihre geknechteten Brüder nicht energisch genug ihren Einfluss geltend gemacht. Das ist nicht richtig; die Männer, die tieferen Einblick in die Verhältnisse hatten, beurtheilten dieselben richtiger; sie wussten zum Beispiele, als Russland während des ersten Krieges Katharinas II. gegen die Türkei, 1768—1774, auch die Griechen zu einem theilweisen Aufstande trieb, dass dieses Beginnen noch aussichtslos sei, und wollten ihre Haut und ihren Kopf nicht

überflüssig zu Markte tragen. Sie waren aber in anderer Weise thätig. Abgesehen davon, dass sie durch ihren Handel in der ganzen Welt Verbindungen anknüpften, die in der Zukunft von grösster Wichtigkeit werden sollten, griffen sie energisch in die geistige Entwicklung ihrer Zeit ein. Schon 1407 war in Padua eine griechische Schule in voller Blüte gewesen, im Jahre 1500 entstand eine ähnliche in Venedig, und als die immer zunehmende Erstarkung ihrer Kräfte dies gestattete, gründeten die Phanarioten, deren Bücherschätze sich zu jener Zeit auf 500,000 Bände belaufen haben sollen, im 17. Jahrhundert in Konstantinopel selbst eine »hohe Schule«, an der die Besten und Edelsten unter ihnen lehrten. Die Wissenschaften so gut wie die Poesie wurden gepflegt, und ein guter Theil der Männer, denen das Wiederaufblühen der griechischen Literatur zu danken ist, hat dort den Grund gelegt zu einem Wissen, welches bald zur Macht werden sollte. Mit Hilfe der Phanarioten wurden später auf dem ganzen Balkan griechische Schulen begründet und unterhalten, die in Wien, Triest, Bukarest, Odessa, Venedig schon bestehenden, sowie die altberühmte »jonische Akademie« in Korfu kräftig gefördert und damit ein mächtiges Mittel geschaffen, bei allen Griechen das Nationalgefühl zu heben und sie auch geistig vorzubereiten auf den Kampf, den man als unvermeidlich schon lange erkannt hatte. Als dann der Jahrhunderte alte Hass der Griechen gegen die Unterdrücker, der auch in den Nachwirkungen der französischen Revolution und in der wiederholt geäusserten Absicht Napoleons I., die Türken zu vernichten, neue Nahrung gefunden hatte, in Folge der Vorgänge in den Donaufürstenthümern und trotz des Misslingens von Alexander Ypsilantis' erstem Versuche zur Befreiung, in dem von der »Hetairie« in ganz Griechenland vorbereiteten Aufstande zu hellen Flammen aufloderte; als es deutlich wurde, der Entscheidungskampf habe begonnen, da thaten auch die Phanarioten ihre Pflicht. Gut und Blut opferten sie für die nationale Sache, und scharenweise ver-

liessen die früher so kühl und diplomatisch Erwägenden die Türkei, um an den Kämpfen für Griechenlands Ehre und Freiheit theilzunehmen; scharenweise wurden die Zurückgebliebenen wegen der dem Aufstande zugewendeten geheimen Unterstützung auf Befehl des fassungslosen Grossherrn hingerichtet.

Zu den angesehensten Phanariotenfamilien zählen heute wie vor mehr denn zwei Jahrhunderten die Maurokordatos. Ihr Name gehört gleich wie der der Ypsilantis, der Sutzos, der Sturdza, der Murusi der Geschichte an, und jeder Gebildete weiss, welche Rolle die verschiedenen Mitglieder dieser Häuser nahezu auf der ganzen Balkan-Halbinsel gespielt. Weniger bekannt aber dürfte es sein, auf welche Weise der Grund zu der Macht der Maurokordatos gelegt wurde. Ihr Stammvater war im ersten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts Tuchhändler in Chios; zur selben Zeit hatte der Fürst der Walachei, Matthäus, die Tochter einer der reichsten und angesehensten Familien Konstantinopels sich zur Frau erbeten, dieselbe aber wegen ihrer besonderen Hässlichkeit und ihrer Blatternarben, nachdem er sie gesehen, aus seiner Residenz wieder zurückgeschickt. Ihre Familie gab nun der Entrüstung über den unhöflichen Walachen damit Ausdruck, dass sie das verschmähte Mädchen an den zwar auffallend schönen, aber weder besonders hervorragenden noch reichen Kaufmann aus Chios verheiratete. Maurokordatos bewies bald, dass man recht gethan. Er gab seinem Sohne Alexander eine glänzende Erziehung, so dass dieser, Dank der Verwendung seines Gönners, des Grosswesirs Achmed Köprili, der Nachfolger des ersten griechischen Dragomans der Hohen Pforte, Panajotakis Nikussis, wurde und dieses Amt zu einer so hervorragenden Würde emporhob, dass man von ihm sagte, seine Fürsprache rette von Galgen und Schwert und er sei der Vater des bedrängten griechischen Volkes. So mächtig war seine Stellung, die der eines Ministers des Äusseren gleichkam und noch dadurch an Ansehen gewann, dass er gleichzeitig Leibarzt des Sultans

war, dass Kaiser Leopold I. ihn nach Abschluss des Karlowitzer Friedens 1699 in den Fürstenstand erhob — vorläufig allerdings, ohne dass dies der Türkei bekanntgegeben worden wäre. Als dann der damalige Fürst der Walachei beim Sultan in Ungnade gefallen war, setzte es der Enkel des ersten Maurokordatos, Nikolaos, 1716 durch, an dessen Stelle zum Hospodar ernannt zu werden, was vollends dazu beitrug, den Einfluss der Maurokordatos zu einem fast unbegrenzten zu machen.

Die Zahl der phanariotischen Familien ist sehr gross, doch seien hier nur noch jene des jüngst verstorbenen Dichters und griechischen ehemaligen Gesandten in Berlin, Alexander Rizo Rangawis, die ursprünglich aus Missolungi stammende Familie des jetzigen Minister-Präsidenten Trikupis, dessen Vater Spiridion, der bekannte Geschichtsschreiber, nach thätiger Antheilnahme an dem Befreiungskampfe, unter König Otto lange Zeit griechischer Gesandter in London war, sowie die Familien Karadias, Argyropulos, Logotheti — von denen die in Pressburg ansässigen Grafen gleichen Namens abstammen —, Katardgi und Katakasis erwähnt.

Dass die Bevölkerung der griechischen Inseln, deren vornehme Familien an Alter und Ansehen den Phanarioten gleichkommen, dem Vaterlande den Tribut nicht schuldig blieb, ist bekannt. Im allgemeinen von freundlichen Verhältnissen begünstigt, hat sie ihm eine Reihe der angesehensten Männer geschenkt und sich an dem Kampfe um die Befreiung in einer Weise betheiligt, die, man denke nur an das Blutbad von Chios, die Einwohner mancher griechischen Insel nahezu ausrottete. Bei ihr sind Adelstitel sehr häufig, denn die Venetianer haben während ihrer Herrschaft über die jonischen Inseln zahlreiche Conti geschaffen, und daher kommt es auch, dass man neben griechischen Prinzen — den Nachkommen jener phanariotischen Familien, deren Vorfahren gleich den Maurokordatos einst als Hospodare über die Donaufürstenthümer geherrscht — im Aus-

lande oft griechischen Grafen begegnet. Ausserdem findet man, wie gleich hier bemerkt sein möge, Baronien und niederen Adel griechischer Nationalität, und zwar theils bei solchen Familien, die auswanderten und in der neuen Heimat geadelt wurden, theils bei den Nachkommen adeliger Philhellenen. Aber kein Adels-Almanach führt, mit Ausnahme der Ypsilanti, auch nur Eine dieser Familien an, wenn sie griechische Unterthanen sind, denn Artikel 33 der Verfassung, welche König Otto am 18./30. März 1844 in Gegenwart der Königin Amalie und eines glänzenden Gefolges vor dem zur letzten Sitzung feierlich versammelten sechsten griechischen National-Congresse beschworen hat, lautet:

»Der König hat das Recht, die gesetzlichen Orden nach den Ordensstatuten zu verleihen; er ist jedoch nicht befugt, Adelstitel und Rangesauszeichnungen zu bewilligen, noch dergleichen von fremden Staaten an hellenische Bürger verliehene anzuerkennen.« Diese Bestimmung wird besonders im amtlichen Verkehre genau beachtet, denn die Griechen haben entschieden einen kleinen republikanischen Hang in sich, und wenn sie auch seit langer Zeit nicht im entferntesten mehr daran denken, denselben in ihrer Regierungsform zur Geltung zu bringen, im socialen Leben kommt er, trotz mancher Zugeständnisse an die gesellschaftliche Höflichkeit, oft recht deutlich zum Ausdrucke, und auch jene Griechen, die als Ausländer geadelt wurden, dürfen sich so wenig wie die Nachkommen der adeligen Philhellenen in Griechenland ihrer Titel prävalieren. Widerliches Katzenbuckeln und alberner Hochmuth sind den Griechen fremd, der Verkehr von Mann zu Mann hat etwas Freies und Würdiges, und etwa auftretende Prätensionen finden sehr rasch die gebürende Abfertigung. Gleichwohl ist es üblich, sich im gesellschaftlichen Verkehre der Titel zu erinnern. Es mag ja richtig sein, dass mit diesem schwer controlierbaren Adel manchmal etwas gesündigt wird, sicher ist aber, dass die vornehmen griechischen Familien, ob sie nun Titel besitzen oder nicht, in jeder Beziehung den Ver-

gleich mit den grossen Häusern anderer Länder aushalten können.

Einer der berühmtesten unter den Inselgriechen, Graf Denis Salomos aus Zante, der Dichter der herrlichen »Ode an die Freiheit«, die zur Zeit des Kampfes gegen die Türken in Griechenland auf aller Lippen war, hat, soviel mir bekannt ist, keine Nachkommen hinterlassen; dagegen zählen die Enkel der heldenmüthigen Laskarina Bubulina, die an der Spitze eines Theiles der von der Insel Spezia ausgerüsteten Schiffe Wunder von Tapferkeit verrichtete, sowie jene der Seehelden Miäulis, Tombasis und Kanaris, die mit ihren Brandern der türkischen Flotte so furchtbar zusetzten und später an der Schaffung des freien Staates und an seinen inneren Kämpfen so grossen Antheil nahmen, heute noch zu den blühendsten Häusern des Königreiches. Ebenso die Familien der Grafen Metaxas, die, wie alle Familien dieses Namens, aus dem Dorfe Metaxata auf der Insel Kephalonia stammen, und der Grafen Messala, die Erben der hydriotischen Buduris, die »Besitzer« St. Spiridions, des Schutzpatrons von Korfu, die gleichfalls aus Hydra stammenden Bulgaris, die Botasis aus Spezia, die Konduriotis aus Hydra, die Familie des vor einigen Jahren verstorbenen eorsiotischen Staatsmannes Braïla, dessen Villa in Korfu von der Kaiserin Elisabeth in das märchenhaft schöne »Achilheion« umgebaut wurde, die Lombardos und die Grafen Roma aus Zante, die Verwandten der Obersthofmeisterin der Königin, die hydriotischen Theocharis und viele andere.

Die Nachkommen jener Männer, die während der Freiheitskämpfe durch ihre Thatkraft und ihr Ansehen unter ihren Genossen zu führenden und einflussreichen Stellungen gelangten, jene, die seit der nationalen Selbstständigkeit sich zur Geltung gebracht, bilden, wie erwähnt, den dritten Theil der Gesellschaft. Auch unter ihnen gibt es zahlreiche Familien, deren Bedeutung weit zurückreicht in die Zeit, in der noch der Halbmond über Griechenland herrschte,

denn viele der Primaten, die auf dem Festlande den Aufstand leiteten, waren, wie ein Theil der Führer auf den Inseln, schon seit langem an der Spitze ihrer Genossen, die sich als Klephten auf den Kampf vorbereitet hatten, ja in gewissen Gegenden war sogar dieses Führeramt erblich, und gar manche unter jenen, welche die tapferen Männer befehligten, als das grosse Ringen begann, waren schon die Nachfolger von Vater und Grossvater, wie man das beispielsweise auch heute noch in Kreta beobachten kann, wo die Aufstände der letzten Jahre durch Männer wie Syphakas, Suridis, Mygiakis geführt wurden, deren Vorfahren gleichfalls an allen Bewegungen gegen die Türkei in hervorragender Weise theilgenommen hatten. Als die bedeutendste unter diesen Familien ist jene der Mauromichalis, der alten Primaten der Maïna, zu betrachten, die sich so heldenmüthig schlugen, dass fünfundsiebzig Männer ihres Namens fielen, die aber auch an den inneren Wirren in einer oft verhängnisvollen Weise — die Mörder Kapodistrias waren Konstantin und Georgios Mauromichalis — Schuld trugen. Heute sind ihnen so gut wie den Nachkommen einer andern mächtigen Primaten-Familie der Maïna, den Kolokotronis, die Irrthümer der ersten Zeit der Freiheit vergeben, und diese früher so ungezügelten Söhne der Berge haben sich, wozu ihnen andere Primaten, wie z. B. die moreotischen Zaimis, von jeher das Beispiel gaben, den geordneten Verhältnissen gerade so gefügt, wie die einst so gefürchteten Rumelioten-Familien Botzaris, Kolettis und Karaïskakis, wie die Nachkommen jenes tapfern Grivas, der ebenso wild war, wie seine akarnanische Heimat.

Neben und mit ihnen kamen bald auch die Männer der neueren Zeit zur Geltung. So der langjährige Minister-Präsident Kumunduros, der einer alten, später nach Messenien ausgewanderten Familie der Maïna entstammt; so der Mann, der heute abwechselnd mit Trikupis die Geschicke Griechenlands leitet, der Peloponnesier Delyannis, dessen Vater schon der Rathgeber König Ottos war; so die alte

macedonische Familie Dragumis; so die alte Soldatenfamilie der Hadjipetros, so der Bürgermeister von Athen, Philemon, der Sohn des geistvollen Historikers; so der heutige griechische Vertreter in London, Gennadios, und viele andere. In diese Kategorie gehören auch, wie bereits bemerkt, die im Laufe der Jahre nach Griechenland gekommenen Philhellenen, die Almeïda, die Barone Reineck, Schliemann u. s. w., sowie mit einigen Ausnahmen, da auch Finanzmänner phanariotischer Abkunft, ganz wie in England Börsengeschäfte machende Lords, nicht selten sind, die Finanzwelt, die in Griechenland, wo nahezu Jedermann Politiker und Kaufmann ist und sein muss, nicht wie anderswo eine Kaste für sich bildet. In derselben spielen die Herren Renieri, Gouverneur der musterhaft geleiteten, glänzend accreditierten Nationalbank und Präsident des griechischen Rothen Kreuzes, Syngros, Kalligas, der auch wiederholt Minister war, Koronios, Melas, Negroponte, Skusé, Kechaja, Vice-Präsident der Nationalbank, Skuludis und Andere eine massgebende Rolle. Auch das Ausland hat dem Königreiche hervorragende Capacitäten auf diesem Gebiete gegeben, wie z. B. Herrn Serpieri, den Begründer der modernen Bergwerksanlagen im Laurion, wogegen zahlreiche seiner Angehörigen in der Fremde hochgeachtet und einflussreich geworden sind.

Zu den bedeutendsten dieser mit Leib und Seele an Griechenland hängenden Familien gehören in Österreich die Dumba, die aus dem Örtchen Plazi bei Klissura in Macedonien stammen und Ende des vorigen Jahrhunderts in der Person Theodor Dumbas, dem dessen Bruder Sterio, der Vater des Herrenhausmitgliedes Nikolaus Dumba, zu Beginn unseres Jahrhunderts folgte, nach Wien einwanderten; ferner die 1770 nach Österreich gekommenen Kurti, die Skanavi aus Chios und die aus Albanien stammende, altangesehene, bekanntlich in den Freiherrnstand erhobene Primaten-Familie Sina; in England und Frankreich die nahezu über die ganze Welt verbreiteten Chioten-Familien Ralli und Rodokanaki,

die Epiroten Tossizas und Hambros; in Russland die Bernardaki und Skaramanga; in Buenos-Ayres die Argyropulos. Sogar in Indien und Australien haben sich Griechen niedergelassen und zählen dort zu den allerersten Vertretern der grossen Geschäftswelt.

Der griechischen Gesellschaft, die, durch verwandtschaftliche Beziehungen aller ihrer Bestandtheile eng verknüpft, unter sich im besten Einvernehmen lebt, gliedern sich, wie schon erwähnt, das diplomatische und das Consularcorps, sowie die sonstigen zum zeitweiligen Aufenthalte anwesenden Ausländer von Rang an. Dieses fremde, sich stets erneuernde Element ist namentlich früher von grosser Wichtigkeit gewesen, weil es den Griechen beständig als Beispiel diente und während des Werdeprocesses wesentlich dazu beitrug, die junge griechische Gesellschaft auch in den Äusserlichkeiten der europäischen Welt in überraschend kurzer Zeit gleich zu machen.

Man darf natürlich auch in Athen nicht suchen, was man im Osten nirgends findet, den ungezwungenen und gemüthlichen Verkehr von Haus zu Haus, der eben den dortigen Lebensgewohnheiten nicht entspricht. Der intime Verkehr der Familien unter sich, die Versammlung en petit comité, die uns für die Last der grossen Veranstaltungen entschädigen, existiert nicht, man kennt nur die Jours der Damen, bei denen man die Nachmittage allerdings ziemlich animiert verbringt, und grosse Soiréen und Bälle. Wenn dies zur Folge hat, dass dem Fremden das Familienleben der Gesellschaft fremd bleibt und er nur in sehr seltenen Fällen Gelegenheit hat zu erfahren, dass auch bei ihr der patriarchalische Sinn der Vorfahren voll erhalten geblieben ist, so bietet es den einen Vortheil, dass man sich rascher kennen lernt. Ganz im Gegensatze zu den Gebräuchen des Volkes spielt in den vornehmen Kreisen die Frau die erste Rolle. Während dem Vater, Gatten oder Bruder die Möglichkeit und vielleicht auch die Lust fehlt, der Politik und dem Berufe soviel Zeit abzusparen, um sich eingehender

mit gesellschaftlichen Dingen zu beschäftigen, sind die griechischen Damen mit jener beneidenswerten Gabe der raschen Assimilation, die allen Frauen in so hohem Grade zu eigen ist, Weltdamen im vollen, aber auch im guten Sinne des Wortes geworden. Sie sorgen dafür, dass die Gäste ein dem Range und Vermögen der Familie entsprechendes Heim und einen gastfreundlichen Empfang finden, sie tragen die Pariser Mode-Erzeugnisse mit vollendeter Eleganz und Vornehmheit — aber es ist mir auch nicht Ein Fall bekannt geworden, dass man in Athen, wo schliesslich die Gesellschaft gerade so boshaft ist als anderswo, von einer Frau erzählt hätte, sie lebe über ihre Verhältnisse; sie sind schön und graciös, wissen es und lassen sich's doch noch gerne sagen, sie kokettieren und flierten gerade so gut wie anderswo — aber die chronique scandaleuse ist eine skandalös unergiebige; dagegen wurde einst ein hervorragender Pariser Schriftsteller, der glaubte, die etwas freie Sprache der Boulevards auch unter der Akropolis reden zu dürfen, von dem Gatten und dem Bruder der beleidigten Frau, nicht etwa gefordert — Duelle sind in Griechenland etwas sehr seltenes, da sie den Anschauungen der Griechen ebenso zuwiderlaufen, wie beispielsweise denen der Engländer —, sondern einfach halb todt geprügelt. Dafür hat er sich aber auch bitter gerächt. Er setzte sich hin, nahm eine frische Feder von Toledo und schrieb ein Buch, in dem er, oft ungerecht bis zur Albernheit, aber mit einem manchmal unwiderstehlichen Humor, die schwachen Seiten der Griechen geisselte, ein Buch, welches man nur zu nennen braucht, um jeden Griechen der Gesellschaft in einen Wuth-Paroxismus zu versetzen.

Auch an Bildung fehlt es den Enkelinnen der schönen Helena durchaus nicht. Ich will nicht untersuchen, ob sie eine besonders tiefgehende ist, jedenfalls ist sie eine ziemlich allgemeine. Mindestens zwei fremde Sprachen zu beherrschen, gilt als selbstverständlich, Musik dagegen wird, wohl infolge der merkwürdigen Talentlosigkeit der Griechen hiefür, weniger betrieben; was aber den griechischen Damen einen

besonderen Reiz gibt, ist eben die Kenntnis dessen, was sich nicht lehren lässt, die Gabe, über ernstere Dinge, über auswärtige Verhältnisse zu plaudern, ohne dabei irgend einen jener monumentalen Unsinne zum Besten zu geben, die man in Pariser und selbst in Londoner Salons so häufig zu hören bekommen kann. Der Eindruck, denn die männlichen Mitglieder der griechischen Gesellschaft machen, ist im allgemeinen ein weniger anziehender. Die Herren gehören der Politik und dem Berufe und widmen sich dem mit Eifer und Ernst, sie sind häufig gebildete und sympathische Menschen, über das Kleingeld gesellschaftlicher Liebenswürdigkeit verfügen sie aber selten — diese Ausgaben gehören in das Budget der Damen.

Die Aufnahme, die dem Fremden in der Athener Gesellschaft bereitet wird, ist stets eine sehr angenehme. Die Abgabe einiger guter Empfehlungsbriefe oder die Einführung durch seine Gesandtschaft als selbstverständlich vorausgesetzt, findet er überall Zutritt und freundlichstes Entgegenkommen, wenn er nicht etwa die Unvorsichtigkeit begangen hat, sich in Debatten über politische Fragen einzulassen und dabei Ansichten zu äussern, die mit den griechischen Hoffnungen und Bestrebungen im Widerspruche stehen. Ein mehrmaliges Zusammentreffen in einem befreundeten Salon gibt nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, der betreffenden Familie unaufgefordert einen Besuch zu machen oder wenigstens die Karten abzuwerfen, eine Artigkeit, die von dem Herrn des Hauses umgehend erwidert wird und Einladungen zu den Jours der Hausfrau und zu eventuellen Soiréen oder Bällen — Diners zu geben ist fast gar nicht Sitte — zur Folge hat. Die Rathschläge für das Auftreten in der Athener Gesellschaft lassen sich kurz dahin zusammenfassen: man mache nicht in Politik, man verlasse sich nicht darauf, bei Benützung einer fremden Sprache nicht verstanden zu werden, denn selbst Fiakerkutscher und Kellner sind derselben häufig mächtig; man mache nie einen Besuch, ausser an den Empfangstagen oder auf Einladung,

am allerwenigsten aber Abends, da man damit Anstoss erregen würde; endlich und hauptsächlich: man lasse seine Erinnerungen an die Leistungen Don Juans zu Hause, denn wenn man den schönen Frauen zu tief in die »feuerwerfenden Augen« blickt, kann man, wie bereits bemerkt, Prügel bekommen. Lässt man sich aber verleiten, Fräulein Kaliope zu oft um den Cotillon zu bitten, oder gar Fräulein Sophia gelegentlich einige gefuhlvolle Worte zuzuflüstern, so kann man sicher sein, dass die persönliche Freiheit sich in ernstester Heiratsgefahr befindet, was manchmal noch viel unangenehmer ist.

Die Auffassung, dass die Ehen aus Liebe geschlossen werden, ist fast allen Griechen fremd, neunzig Percent aller Ehen sind Sache der Convenienz, ebenso in den Kreisen der Gesellschaft, wie in denen des Volkes, und Προξένησις zu machen, das heisst, sich mit Heiratsvermittlung zu beschäftigen, ist eine Aufgabe, der sich in Griechenland niemand entziehen wird. Wohlbemerkt: nicht etwa um so und so viel Percent Vermittlungshonorar zu bekommen, daran denkt von diesen freiwilligen Proxeniten wahrlich niemand, sondern lediglich von der Überzeugung geleitet, dass man die Pflicht habe, Heiraten nach Kräften zu fördern. In der Gesellschaft achtet man doch darauf, obwohl die jungen Mädchen eine vollkommen passive Rolle spielen, dass dem Paare, welches man einander bestimmt, Zeit gelassen wird, sich kennen zu lernen, und wenn auch in sehr vielen Fällen die Liebe nicht mitspricht, so können die Betroffenen, wenn sie etwa Antipathie empfinden, sich wenigstens wehren; in den Kreisen des Mittelstandes dagegen ist dies für das Mädchen, welches kaum gefragt wird, schon schwieriger. Passen die Verhältnisse nach von den beiderseitigen Freunden der Familien geführten Verhandlungen, so theilt der Herr des Hauses ihr mit, dass man sie mit irgend einem Herrn dessen Name auf opulos endigt verlobt hat, und damit ist der Casus erledigt, gerade so wie bei den Angehörigen der untersten Classen.

Das merkwürdigste an der Sache ist, dass die Leute gewöhnlich ganz glücklich werden. Die »femme incomprise« ist eine in Griechenland unbekannte Sumpfpflanze, die Eheleute wissen von Anfang an, was sie von einander zu erwarten haben, die Frau thut Nichts, was die Ehre des Mannes beflecken könnte, der Mann ist ein guter Gatte und Vater, das Familienleben ist ein glückliches und obwohl die Trennung der Ehe in Griechenland zulässig ist, haben die Gerichte verhältnismässig wenig mit solchen Angelegenheiten zu thun. Überhaupt sind die Frauen und Mädchen aller Classen von musterhafter Sittenstrenge. Das widerliche Treiben der Dirnen, welches man in allen Städten auf den Strassen beobachten kann, ist in Athen gänzlich unbekannt und selbst im Piräus, wo die zusammengewürfelte Matrosen-Bevölkerung manches begreiflich macht, sind diese Personen, die ausnahmslos aus dem Auslande kommen, niemals öffentlich zu sehen.

So wie es in der Gesellschaft zum guten Ton gehört, die Mitglieder des königlichen Hofstaates und das diplomatische Corps bei sich zu empfangen, so sieht man es auch durchaus nicht ungern, wenn sich die jungen Mädchen nach dem Auslande verheiraten, und Verbindungen mit den Herren vom diplomatischen Corps oder mit den Angehörigen der griechischen Colonien, die ja mit dem Mutterlande stets in engstem Contact bleiben, sind sehr häufig. Dass es dabei durchaus nicht nebensächlich ist, ob der Bewerber über eine mehr oder minder vielzackige Krone verfügt, ist unleugbar, aber diese kleine Schwäche wird dadurch gut gemacht, dass man in den Kreisen der Gesellschaft das »noblesse oblige« nie vergisst und immer daran denkt, dass man an der Spitze marschiert.

In einer wirklich grossartigen Weise äussert sich dies in den riesigen patriotischen Spenden, die ununterbrochen von den Griechen der ganzen Welt gemacht werden. Unterthanen des Königreiches, türkische Griechen und jene Söhne Hellas, die im Auslande ihr Glück gemacht, wetteifern seit jeher, zu beweisen, dass die Liebe zum Vater-

lande bei ihnen auch in Thaten Ausdruck findet; in Thaten, die, nicht etwa durch das Aufwallen augenblicklicher Begeisterung angeregt, doppelt schätzenswert sind als Frucht ruhiger Überlegung, und auch nicht, wie das sonst wohl vorkommt, durch das Streben nach äusserlichen Ehren beeinflusst sind, denn Griechenland hat ja keinen Adel und keine Titel, und der Erlöser-Orden wird durchaus nicht leicht verdient. Was beispielsweise der verstorbene Baron Sina für Griechenland gethan, dem er unter Anderem mit einem Aufwande von vielen Millionen die Sternwarte und das Akademie-Gebäude von Athen schenkte, ist bekannt; es sei mir aber gestattet, einige weniger in die Öffentlichkeit gedrungene Spenden anzuführen, welche patriotische Griechen ihrem Vaterlande machten. Ein Ungenannter stellte dem »Syllog zur Verbreitung griechischer Bildung« 150.000 Drachmen zur Verfügung, die »für eine dringende patriotische Ausgabe« verwendet werden sollten; das Vermögen des »Vereines der Studienfreunde« beruht vornehmlich auf den Spenden seines grössten Wohlthäters Apostoli Arsakis, der das nach ihm benannte Erziehungshaus erbaute und ausserdem 275.000 Drachmen zur Erhaltung desselben stiftete, und auf den von der verstorbenen Frau Helene Tossitzas durchgeführten Erweiterungen desselben. Das grosse Mädchen-Waisenhaus in Athen wurde durch Spenden errichtet, zu denen Baron Sina (Wien) 160.000 Drachmen, Herr und Frau Tossitzas (Athen) 70.000 Drachmen, Herr Kavakos (Alexandrien) 43.000 Drachmen, Herr Theodorides (Odessa) 40000 Drachmen, Herr Haritow (Petersburg) 22.000 Drachmen, Herr und Frau Warwakis (Rostow) 40.000 Drachmen beitrugen; das »Waisenhaus Georg und Katharina Hadzi Kosta« wurde von diesem Ehepaar mit 175.000 Drachmen gestiftet und durch grosse Gaben Anderer derart bereichert, dass es heute ein Vermögen von nahezu 2,000.000 Drachmen besitzt. Zur Herstellung des Gebäudes der Universität, welches mehr als 800.000 Drachmen kostete, wurden von Philhellenen 40.000 Drachmen,

der Rest durch Gaben der Griechen selbst aufgebracht; für das physiologische Museum wurden 200.000 Drachmen, für das chemische Laboratorium 100.000 Drachmen gegeben; die wissenschaftlichen Instrumente im Werte von 300.000 Drachmen wurden gleichfalls geschenkt, und die Universität besitzt heute ein aus patriotischen Spenden und Vermächtnissen entstandenes Vermögen von mehr als 1,500.000 Drachmen. Für den theologischen Unterricht haben zu Beginn der Vierzigerjahre die Brüder Risaris das nach ihnen benannte Seminar gegründet und reichlich dotiert; der Prachtbau der polytechnischen Schule wurde mit Schenkungen des mehrfach erwähnten Ehepaares Tossitzas, der Herren Sturnaris und Averoff, Spenden, die nach Hunderttausenden zählten, aufgeführt und eingerichtet; die kostbare Sammlung ägyptischer Alterthümer ist, wie viele andere Schätze des National-Museums, gleichfalls die Gabe eines Griechen an sein Vaterland. Anlässlich der Grossjährigkeits-Erklärung des Kronprinzen spendete Herr Averoff abermals 100.000 Drachmen, die der Kronprinz nach Belieben zu einem patriotischen Zwecke verwenden sollte; als der Kronprinz in einem Handschreiben an den Spender mittheilte, dass er sie zur Errichtung eines eigenen Gebäudes für die Cadettenschule verwenden wolle, gab Herr Averoff noch weitere 600.000 Drachmen. Ich schliesse meine Aufzählungen, mit denen ich noch Seiten füllen könnte, denn ich fürchte, zu ermüden. Es sei nur bemerkt, dass der Wert dessen, was von Privaten ausgegeben wurde, um den Unterricht und das Wissen zu fördern, Stipendien zu gründen, Kinder, Greise und Kranke zu versorgen, Hunderte von Millionen repräsentiert.

Zweites Capitel.

Der Hof.

Die Königswahl 1863 — Die damalige Lage in Griechenland — Prinz Julius von Schleswig-Holstein-Glücksburg — Graf Sponneck — Die Weiterentwicklung der Verhältnisse — Das Regierungs-Jubiläum des Königs — Die Persönlichkeit des Monarchen — Familienbeziehungen — Eine alte schwedische Prophezeiung — Königin Olga — Kronprinz Konstantin — Kronprinzessin Sophie — Das Hofleben — Hoffeste — National-Trachten — Der Erlöser-Orden — Die National-Farben — Der Marstall — Das königliche Schloss — Der Schlosspark — Lustschloss Tatoï — Der Sommersitz im Phaleron.

Als König Otto dem übermächtigen Drucke der Verhältnisse weichend, »um zu vermeiden, dass um seinetwegen auch nur ein Tropfen Griechenblut vergossen würde«, mit der Königin Amalie das Land verlassen hatte, dem er während einer nahezu dreissigjährigen Regierung trotz des besten, ehrlichsten Strebens jene innere Ordnung und Ruhe nicht zu geben vermocht hatte, die gerade für Griechenland die allerwichtigste Bedingung einer gedeihlichen Entwicklung gewesen wären, schien die Gefahr nahe, dass Alles, was im vieljährigen blutigen Kampfe errungen worden, der Uneinigkeit der Griechen, den nimmer ruhenden Reibungen der Parteien, dem unruhigen Ehrgeize Einzelner zum Opfer fallen werde. Diese Gefahr war um so grösser, als während des Interregnums die Verhältnisse immer schlimmer wurden und jene Prinzen, die man als Nachfolger König Ottos ins Auge fasste, entweder aus politischen Gründen wieder fallen gelassen werden mussten oder den gefährlichen Posten dankend ablehnten. So waren die Candidaturen des Prinzen Alfred von England, des Herzogs von Leuchtenberg, des Herzogs von Aumale, des Titular-Königs Ferdinand von Portugal, des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg aufge-

taucht und wieder verschwunden, und die Verlegenheit war bereits sehr gross, als endlich anlässlich der Vermählung des englischen Thronfolgers mit der Prinzessin Alexandra von Dänemark die Lösung der Frage gefunden wurde.

Zu der Hochzeitsfeierlichkeit in London, am 10. März 1863, war nämlich auch der jüngere Bruder der Braut, Prinz Wilhelm Christian Adolph Friedrich Georg, erschienen und lenkte durch sein frisches und kluges Wesen die Aufmerksamkeit der Staatsmänner auf sich, so dass die beiden anderen Schutzmächte Griechenlands, Frankreich und Russland, dem Vorschlage Englands, den jugendlichen Seecadetten zum König von Griechenland zu machen, beistimmten. Schon am 23. März konnte der englische Gesandte in Athen der provisorischen Regierung mittheilen, dass sich die Mächte über die Candidatur des Prinzen Wilhelm von Dänemark verständigt hätten. Am 24. März begab sich eine griechische Deputation unter Führung des alten Seehelden Kanaris nach Kopenhagen, am 10. Juni gaben der Vater des Prinzen und dieser selbst nach Behebung verschiedener Schwierigkeiten ihre Zustimmung, und am 30. October landete der noch nicht ganz achtzehnjährige König, der den geeigneteren seiner Vornamen, Georg, als Regentennamen angenommen hatte, im Piräus.

Die Griechen bedurften eines Herrschers, der in ernster Arbeit, in ununterbrochener, aufopfernder Sorge die Verhältnisse in dem schwer geprüften Lande zu ordnen strebte und dem Auslande eine bessere Meinung beibrachte, als man damals mit Recht von Griechenland hatte. Es lag daher im Interesse aller Parteien im Staate, so gut wie in dem der Schutzmächte, den jungen, achtzehnjährigen Monarchen aufs kräftigste zu unterstützen; trotzdem machten ihm sein Volk und die Mächte, dadurch hauptsächlich, dass sie so oft selbst nicht wussten, was sie eigentlich wollten, die Aufgabe recht schwer.

Griechenland war damals ein armes, zerrüttetes, in voller Auflösung begriffenes Land, durchwühlt von politischen

Kämpfen allerschlimmster Art, ohne Verwaltung, ohne Bildungsstätten, ohne Industrie, ohne Armee, ohne Credit. Und heute? Das schier unmöglich Erscheinende ist gelungen, die Quelle aller Übel für Griechenland, das wahnsinnige politische Parteitreiben früherer Zeit, ist eingedämmt, die Verwaltung functioniert sicher und ruhig, der öffentliche Unterricht steht auf einer Stufe, die manchem anderen europäischen Staate noch fremd ist, Handel und Industrie blühen, der Credit ist ein gefestigter, Armee und Flotte sind vollständig organisiert. Dass all dies doch möglich war, ist zum nicht geringen Theile das eigene Verdienst des Königs, der, ohne je das Heft aus der Hand zu geben, gegen die Stimme des Volkes nie taub war, streng constitutionell vorgieng und mit Glück und staatsmännischer Gewandtheit Ordnung in das verwilderte Land brachte.

Natürlich wurde ihm das durchaus nicht leicht gemacht. Gleich in der ersten Zeit seiner Regierung war er durch den Druck der öffentlichen Stimmung gezwungen, seinen zum Besuche anwesenden Oheim, den Prinzen Julius von Schleswig-Holstein-Glücksburg, sowie seinen aus Kopenhagen als Rathgeber mitgekommenen Kammerherrn Grafen Sponneck, von denen man behauptete, sie stünden zwischen Volk und König, abreisen zu lassen. Dann kam die Epoche des Aufstandes in Kreta, die so empfindliche Gegensätze zwischen dem Wollen und dem Können der Griechen zu Tage treten liess und mit der Pariser Conferenz, anfangs 1869, eine so grosse Kränkung ihrer Empfindungen brachte. Kurz darauf erfolgte die Gefangennahme und Ermordung europäischer Ausflügler durch eine Räuberbande in der Nähe des Schlachtfeldes von Marathon, die von den auswärtigen Mächten, namentlich von den Engländern neuerdings benützt wurde, um in die inneren Angelegenheiten Griechenlands einzugreifen — ein Vorgang, dem König Georgios nur dadurch ein Ende machen konnte, dass er nachdrücklich erklärte, er werde sofort die Krone niederlegen, wenn man es versuchen würde, Griechenland

bei diesem Anlasse neuerdings zu demüthigen. Die nächsten Jahre brachten eine ernste innere Krise. Das politische Parteigetriebe nahm immer mehr zu und drohte schliesslich das Land zu ruinieren, und da entschloss sich denn der König, mit fester Hand einzugreifen, um dem ein Ende zu bereiten. Die Verhältnisse machten jedoch die gute Intention des Königs undurchführbar, und um dem Gerüchte, er beabsichtige einen Staatsstreich, zu begegnen, entschloss er sich, den Dingen ihren Lauf zu lassen und trat im Frühling 1876 mit der königlichen Familie eine Reise ins Ausland an, die allgemein als die Einleitung zur Abdankung angesehen wurde. Inzwischen aber kam die Kriegserklärung Serbiens und Montenegros an die Türkei, und der König kehrte nach Athen zurück. Geringe Sympathie mit den Slaven, Rücksicht auf praktische Gründe veranlassten Griechenland zur Neutralität; als aber die Hohe Pforte die Massregelung der in der Türkei ansässigen Griechen, sowie die Ansiedelung von Tausenden von Tscherkessen in gewissen Theilen der Balkan-Halbinsel vornahm, entschloss man sich, mobil zu machen, doch verzögerten die Rüstungen und die diplomatischen Verhandlungen die Action noch bis Anfangs 1878, und als am 1. Februar die griechische Armee in Thessalien einmarschierte, war Tags vorher der Präliminarfriede zwischen Russland und der Türkei geschlossen worden. Der Berliner Congress bedachte Griechenland reichlich und die Berliner Conferenz fasste bekanntlich die für das Königreich erfreulichsten Beschlüsse — trotzdem bedurfte es eines persönlichen Eingreifens des Königs bei den Grossmächten, neuerlicher energischer Rüstungen und schliesslich scharfer Intervention des Auslandes, um die Abtretung der epirotischen und thessalischen Gebiete an Griechenland zu bewirken.

Seither hat sich die Entwicklung ziemlich gleichmässig vollzogen und König Georgios kann sich der Früchte des unentwegten Festhaltens an seinen schönen Wahlspruch: »Meine Stärke ist die Liebe meines Volkes« heute in Ruhe

erfreuen. Er geniesst bei den zur Kritik so sehr geneigten Griechen einer sehr grossen Popularität; auch im übrigen Europa hat man gelernt, Griechenland wieder richtig zu beurtheilen, und als man 1888 unter lautem Jubel der Griechen und warmer Theilnahme des Auslandes das fünfundzwanzigjährige Regierungs-Jubiläum Georgios' I. feierte, konnte er sich in stolzem Selbstbewusstsein sagen, dass er es in erster Reihe sei, dem das Land seinen mächtigen Aufschwung, die Ordnung der Verhältnisse, das Befestigen seines Ansehens danke, dass er an dem geistigen und materiellen Wohlergehen Griechenlands das reichste Verdienst habe.

Wesentlich erleichtert wurde seine schwere Aufgabe dem Monarchen vom Anbeginne an durch seine hervorragenden persönlichen Eigenschaften. Sein Mannesmuth, die einfache Schlichtheit seines Auftretens, die Hand in Hand geht mit einer ruhigen Würde, hat den Griechen sofort Achtung eingeflösst; sein eiserner Fleiss — der König arbeitet bereits zu früher Morgenstunde in seinem Cabinet, nimmt dann Inspicierungen und Besichtigungen vor, worauf die Minister und die Spitzen der Behörden, sowie die Vertreter der fremden Mächte empfangen werden, ertheilt ausserdem wöchentlich zweimal Audienzen, zu denen der Zutritt gestattet ist, ohne dass der Audienzwerber den Grund seines Kommens vorher mitzutheilen hat, arbeitet dann wieder mit seinen Secretären oder allein, und der Fall, dass er nicht die Zeit findet, an dem gemeinsamen zweiten Frühstück theilzunehmen, sondern sich dasselbe auf sein Arbeitscabinet bringen lässt und es dort in aller Eile verzehrt, ist sehr häufig —, seine grosse persönliche Liebenswürdigkeit, sein gründliches Wissen, namentlich auf nautischem Gebiete, die aufopfernde Hingabe für das Wohl seines Volkes haben ihm längst auch die unbedingte Anerkennung selbst jener politischen Phantasten eingetragen, die einst in Griechenland eine Republik für möglich hielten. Nimmt man dazu die stattliche, männlich kräftige Erscheinung, so begreift

man, dass seinem für den unmittelbaren Eindruck so empfänglichen Volke der König geistig und körperlich imponiert, und das ist bei den Griechen das sicherste Mittel zum Erfolge.

Auch in seinen Familien-Beziehungen fand naturgemäss König Georgios eine wertvolle Unterstützung seines Strebens. Seine Reisen an die europäischen Höfe, sowie die sommerlichen Zusammenkünfte am Hoflager seines Vaters, des Königs Christian, in Kopenhagen, wo die englischen, russischen und griechischen, sowie ein Theil der deutschen Angehörigen des Hauses Holstein-Sonderburg-Glücksburg sich so gerne versammeln, sind zweifellos den griechischen Dingen sehr zustatten gekommen. Dieselben sind so bekannt, dass ein weiterer Hinweis auf deren Tragweite hier wohl nicht nothwendig ist; dagegen sei mir ein Rückblick auf die Vergangenheit gestattet. König Georgios entstammt dem alten oldenburgischen Geschlechte, welches, in mehrere Linien getheilt, von dem Grafen Diederich dem Glücklichen, der einer mit der Herrschaft Welsburg abgefertigten Seitenlinie angehörte, wieder vereinigt wurde. Der älteste Sohn Diederichs, Christjern I., kam durch Wahl im Jahre 1448 in Dänemark, Norwegen und Schweden, 1460 in Schleswig und in dem zum Deutschen Reiche gehörigen Holstein auf den Thron. Er wurde einer der mächtigsten Herrscher seiner Zeit und griff, besonders bei seiner Romfahrt im Jahre 1474, energisch in die europäische Politik ein. Namentlich beschäftigte er sich, aber erfolglos, mit der Idee der Vertreibung der Türken aus Europa, und schon 1471 liess er durch einen ausserordentlichen Gesandten, den Grafen Ludwig von Helfenstein, dem Regensburger Reichstage hierüber Vorschläge machen und Kriegspläne vorlegen, bei welcher Gelegenheit der Gesandte eine schwedische Prophezeiung erwähnte, nach der ein König aus dem Norden die Türken aus Europa vertreiben werde.

In Königin Olga, der Tochter des Grossfürsten Konstantin Nikolajewitsch von Russland und der be-

rühmt schönen Prinzessin Alexandra von Sachsen-Altenburg — also einer Urenkelin der edlen Königin Louise von Preussen —, mit der er sich am 15./27. October 1867 verband, fand König Georgios eine kluge Helferin. Mit Politik beschäftigt sich die Königin gar nicht. Die Erziehung ihrer zahlreichen Kinder, die Theilnahme an all den Wohlthätigkeits-Bestrebungen, zu denen ihr Schutz erbeten wird, in freien Stunden Musik und namentlich Malerei nehmen sie gänzlich in Anspruch, und es hat nicht wenig zu ihrer gleichfalls sehr grossen Popularität beigetragen, dass sie als gute Hausfrau gilt, die ihrem Gatten ein glückliches Familienleben bereitet und sich »nicht um Männer-Angelegenheiten kümmert«. Dadurch gelang es ihr auch die Frauen aller Classen der Bevölkerung an sich und die Dynastie zu fesseln und so ein neues und festes Bindeglied zwischen Thron und Volk zu schaffen, indem man recht gut weiss, dass die Frau aus der Provinz, die nach Athen kommt und die Königin an einem ihrer Empfangstage besucht, genau so freundlich aufgenommen wird, wie die Frau eines Ministers oder Gesandten.

Das kronprinzliche Paar steht an allgemeiner Beliebtheit seinen königlichen Eltern nicht nach.

Kronprinz Konstantin, Herzog von Sparta, ist am 21. Juli/2. August 1868 geboren. Seine Erziehung, die Dr. Lüders aus Bonn leitete und der König persönlich mit der grössten Sorgfalt überwachte, war die denkbar aufmerksamste. Nachdem er in Griechenland die allgemeinen Studien gemacht und auch unter der Leitung des Majors Sapunzakis in dem von dem Obersten Mauromichalis, einem Nachkommen des berühmten Petron Bey, commandierten Infanterie-Regiment Nr. 1 die ersten militärischen Kenntnisse sich erworben, vollendete er seine juridischen und staatswissenschaftlichen Studien in Leipzig und in Heidelberg, wo er bei der Saxoborussia durch ein Semester activ war. Zur weiteren Ausbildung in den Kriegswissenschaften begab sich der Prinz sodann nach Berlin, wo er, bei der

1. Compagnie des 2. Garde-Regiments zu Fuss, Dienst machte und neben seinen theoretischen Studien an allen Exercitien, Feldübungen und Bivouakierungen theilnahm. Der Kronprinz, der, wie sein Vater, ein auffallend schöner Mann ist, hatte noch keine Gelegenheit in besonderer Weise hervorzutreten und konnte in das Geschick seines Landes noch nicht massgebend eingreifen, er geniesst aber den Ruf eines liebenswürdigen, unterrichteten und klugen Mannes und ist in Griechenland schon deshalb beliebt, weil er der erste eingeborene Monarch sein wird, der erste wirkliche Grieche, der einst über das Land herrschen wird.

Während seiner Berliner Studienzeit fand Kronprinz Konstantin Gelegenheit, als gerne gesehener Gast in der Familie Kaiser Friedrichs zu verkehren und am Schlusse derselben erfolgte seine Verlobung mit der am 14. Juni 1870 geborenen Prinzessin Sophie von Preussen, der dritten Schwester Kaiser Wilhelm II. Ich gebe im Nachstehenden einer Charakterskizze der Prinzessin Raum, welche der Docent der neugriechischen Sprache am Orientalischen Seminar in Berlin, Herr J. K. Mitzotakis, der der erste Lehrer der Prinzessin Sophie von Preussen in dieser Sprache gewesen, in dem Athenischen Blatte »Ephimeris« veröffentlicht hat: »Gewiss wird es dem Wunsche des griechischen Volkes entsprechen, eine wahrheitsgetreue Charakterzeichnung der Prinzessin zu erhalten, welche dazu berufen ist, einstmals Königin der Hellenen zu sein. Die Prinzessin Sophie ist von mittlerer Grösse. In ihren Zügen spricht sich Anmuth und echte Weiblichkeit aus, und dieser Eindruck wird noch gehoben durch den ausdrucksvollen Glanz ihrer kastanienbraunen Augen. Wenn auch der untere Theil ihres Antlitzes nicht so regelmässig gebildet erscheint wie der obere, so ist der Total-Eindruck desselben doch von gewinnendem Liebreiz. Die Prinzessin gehört nicht zu den Frauen, welche sofort durch glänzende Schönheit bestechen, sondern zu jenen, welche allmählich, aber dann auch für immer die Herzen gewinnen. Während der zwei Monate, wo ich die

Ehre hatte, die Prinzessin zu unterrichten, habe ich mehrfach Gelegenheit gehabt, die rührende Zärtlichkeit zu beobachten, welche die Kaiserin Friedrich mit ihren Töchtern verbindet. Wie tief und innig die Neigung der Braut für den Kronprinzen von Griechenland ist, habe ich zweimal Gelegenheit gehabt, zu bemerken. Eines Tages trat der Kronprinz während des Unterrichts unerwartet in das Zimmer und nahm Platz; die Prinzessin war dadurch so bewegt, dass sie das, was sie eben vorher gelernt hatte, vergessen zu haben schien. ‚Ihre königliche Hoheit sind, wie es scheint, etwas verwirrt,‘ sagte ich, ‚so dass Sie das Wort, welches Sie eben ganz genau wussten, vergessen haben.‘ Der Kronprinz zog sich darauf zurück, aber ich glaube, dass er im Nebenzimmer gelauscht haben muss, denn kaum war der Unterricht zu Ende, als er auch schon wieder eintrat. Ein anderesmal hatte der griechische lyrische Dichter Drossinis mir eine Festbeilage der Zeitschrift ‚Hestia‘ gelegentlich des Jubiläums König Georgios zugeschickt, welche eine Anzahl griechischer Bilder und Autographen enthielt, und ich erlaubte mir, dieselbe der Prinzessin Sophie darzubieten, welche sich wohlgefällig darüber äusserte. Der Unterricht begann und das Heft blieb offen auf dem Tische liegen, und zwar gerade auf der Seite, welche ein wohlgetroffenes grosses Bildnis des Kronprinzen in voller Uniform enthielt. Die Prinzessin schaute so oft verstohlen nach dem Bilde hin, dass sie an jenem Tage gewiss nur wenig Vortheil von ihrer Unterrichtsstunde gehabt haben wird. Nach meinen Beobachtungen gehört die Prinzessin Sophie durchaus nicht zu den romantischen Frauen, welche von der Phantasie geleitet werden. Im Gegentheil, sie ist sehr ruhig und von gesundem, richtigem Urtheil, kurz, wie man im Deutschen zu sagen pflegt, ‚ein kluges Mädchen‘. Grosse Energie scheint sie nicht zu besitzen, was sich schon in ihren sanften und weichen Zügen ausspricht. Sie ist gut und sehr zurückhaltend, und gilt, wie es scheint, in ihrer hohen Familie für sehr schüchtern. Die Prinzessin Sophie hat grosse Neigung

für die Häuslichkeit und wird ihren einzigen Ehrgeiz darein setzen, ihren hohen Gemahl glücklich zu machen und ihren Unterthanen ein Vorbild weiblicher Tugend zu sein. In wenigen Worten kann ich für den Griechen den Charakter der Prinzessin nicht besser zusammenfassen als in dem einfachen Satze: ‚Sie wird sich niemals und unter keinen Umständen in die Politik einmischen.‘«

Dass das Familienleben des königlichen Hauses ein sehr glückliches und inniges, das Hofleben in Athen ein ruhiges ist, in dem die Intrigue keinen Boden findet, wird nach dem Gesagten nicht überraschen. Ich habe bereits hervorgehoben, dass der König streng constitutionell regiert, es ist also selbstverständlich, dass in politischen Fragen niemand auf ihn Einfluss hat als die Minister; in nichtpolitischen Angelegenheiten dagegen hört der Monarch gerne den Rath des Oberst-Hofmarschalls Kunduriotis, der durch seine Verlässlichkeit und unbedingte Anhänglichkeit, sowie durch den Takt, mit dem er sein nicht immer leichtes Amt versieht, das besondere Vertrauen des Königs erworben hat. Auch der Geheimsecretär Herr v. Kalinski, sowie der Intendant der Civilliste, Herr Thon, erfreuen sich grossen Ansehens bei ihrem königlichen Herrn. Neben den Genannten ist die wichtigste Persönlichkeit am Hofe die langjährige Obersthofmeisterin Frau Theocharis, doch geht auch ihr Einfluss trotz ihrer nahezu freundschaftlichen Stellung zur Königin über persönliche Angelegenheiten nicht hinaus.

Eine Hofgesellschaft in dem sonst üblichen Sinne der Exclusivität besteht in Athen nicht, weil, da ja Griechenland keinen Adel besitzt, die Hoffähigkeit in weitgehendem Masse allen zuerkannt wird, die in der Verwaltung, in der Armee und in der grossen Gesellschaft eine Stellung einnehmen. Am deutlichsten tritt dies bei den Hoffesten hervor. Dieselben sind, entsprechend den Neigungen des königlichen Paares, nicht sehr zahlreich, halten aber, was ihre Pracht und ihren Reichthum, den Glanz der National-

Trachten — die bei solchen Gelegenheiten gerne auch von der vornehmsten Gesellschaft getragen werden und dann, in Seide und kostbaren Goldstickereien ausgeführt, einen herrlichen Eindruck machen — der Prunk der Uniformen und den Geschmack der Toiletten anbelangt, jeden Vergleich aus. Man unterscheidet »grosse« und »kleine« Bälle, und es werden zu ersteren, neben dem selbstverständlich anwesenden diplomatischen Corps, den Ministern und anderen hohen Würdenträgern, die Abgeordneten, das Officiers-Corps, die Beamtenschaft, die Besitzer des Erlöser-Ordens,*) sowie sonstige angesehene Leute mit ihren Frauen und Töchtern geladen, indess zu den »kleinen« Bällen — zu denen nur ungefähr vierhundert Einladungen ergehen, während zu den »grossen« mehr als zweitausend erlassen werden — bloss das diplomatische Corps, die Würdenträger und die Spitzen der griechischen Gesellschaft zugezogen werden. Ausserdem finden häufig Diners bei Hof und Nachmittags-Empfänge bei der Königin statt, bei denen ausser der Gesellschaft der »kleinen« Bälle oft auch Vertreter der niederen Kreise, Bürgermeister von Landstädten, einflussreiche Politiker aus dem Volke und deren Frauen, erscheinen. Bei gewissen be-

---

*) Der Erlöser-Orden wurde von der vierten griechischen Nationalversammlung in Argos im Jahre 1829 geschaffen. Die Insignien wurden an einem Bande in den Nationalfarben — als solche waren bereits 1822, als die Central-Regierung von Korinth mit der »Hetairie« gebrochen hatte, hellblau und weiss gewählt worden —, zunächst nur vom Präsidenten Kapodistria getragen, doch verlieh ihn dieser bald auch an hervorragende Philhellenen. Am 1. Juni 1837 wurde der Orden von König Otto reorganisiert. Er hatte von nun an fünf Classen — Ritter, Officiere, Commandeure, Grossofficiere und Grosscordons, und bestand aus einem weissemaillierten Malteserkreuze, welches auf einem Lorbeerkranze ruhte, im Mittelschilde vorne das Bild des Königs mit der Umschrift »Herr, Deine Hand ist verherrlicht in Kraft« führte und von einer Königskrone überragt war. Am 7. August 1867 wurde er von König Georgios neuerdings reorganisiert und die Decoration insofern abgeändert, als jetzt das vordere Mittelschild das Bild des Erlösers mit der Umschrift, die früher rückwärts war, das rückwärtige Mittelschild nach wie vor das griechische Kreuz mit der Umschrift »Die IV. Nationalversammlung der Griechen, abgehalten zu Argos 1829« trägt.

sonderen Anlässen finden auch feierliche Kirchenfahrten statt, die Gelegenheit geben, die Pferde und Wagen des königlichen Marstalls, mit dem der Monarch sich gerne selbst beschäftigt, zu bewundern. Es ist wirklich ein Vergnügen, den prächtigen, à la Daumont gespannten Viererzug, der bei festlichen Gelegenheiten von den Majestäten benützt wird, inmitten einer Escorte flotter Königshusaren, bei den Klängen der Nationalhymne im schärfsten Trab daher kommen zu sehen, und nicht mit Unrecht gilt der Marstall des Königs, der, so wie für die Armee, auch für seinen Privatbedarf den grössten Theil der Pferde in Ungarn einkaufen lässt, als einer der bestgehaltenen der europäischen Höfe.

Was das königliche Schloss betrifft, so lässt sich seinem Äusseren nicht viel Gutes nachsagen. Das nahezu würfelförmige riesige Gebäude, welches unter der Mitwirkung Schauberts in den Jahren 1834—1838 von Gärtner erbaut wurde, zeichnet sich durch einen gänzlichen Mangel architektonischer Schönheit aus, was umsomehr befremdet, als man von einem Architekten Ludwigs von Bayern wenigstens den Versuch erwarten durfte, sein Werk dem classischen Boden und den Spuren der Bauthätigkeit der Alten anzupassen. Aber auch dieser Versuch unterblieb, und das prächtige Baumaterial allein, edler penthelischer Marmor, kann nicht genügend Ersatz bieten. Dagegen sind die Innenräume durchwegs sehr reich und mit vornehmem Geschmack ausgestattet, und das Treppenhaus mit der kolossalen, am Fusse von zwei kleinen, wenn ich nicht irre silbernen, Geschützen flankierten Freitreppe, führt in eine wirklich königliche Behausung. Namentlich der grosse Festsaal mit seinen reichen Nebenräumen wirkt prächtig. Wenn er auch mit dem Ceremoniensaale der Wiener Hofburg oder mit dem Weissen Saale des Berliner Schlosses nicht wetteifern kann, so gehört er doch, durch eine geschmackvolle Säulenstellung in drei Theile getheilt und mit guten Fresken aus der Geschichte der Befreiungskriege geschmückt, weitaus zu den schönsten Räumen dieser Art. Die übrigen

Theile des Schlosses, welches im Sommer 1884 durch eine Feuersbrunst erheblich beschädigt wurde, sind in vollem Einklange mit den Prunkräumen. Neben den allerorts hervortretenden Erinnerungen an die nationalen Kämpfe der Griechen findet man überall fürstlichen Luxus und modernsten Comfort. Nicht unerwähnt möchte ich lassen, dass das Schloss zwei Kapellen besitzt: eine protestantische für den König und eine griechisch-orthodoxe, in der die Königin und die königliche Familie dem Gottesdienste beiwohnen, wobei der schöne Brauch besteht, dass an hohen Feiertagen das Herrscherpaar sich auch zu seinen Privat-Andachten wechselseitig begleitet.

In Folge seiner wunderbaren Lage auf dem die Hermesstrasse und den Verfassungsplatz überragenden Hügel gewährt das königliche Schloss, welches schon auf der Fahrt vom Piräus nach Athen sichtbar wird, nicht nur einen grossartigen Ausblick über die Olivenwälder bis zum Meer und auf die wunderbaren Formen der Akropolis, sondern bietet auch, wenigstens zu Beginn der heissen Jahreszeit, Schutz vor der oft schon im Frühling und noch im Herbste glühenden Sonne der waldlosen Attika. Dazu trägt übrigens nicht wenig der Schlosspark bei, der, eine Schöpfung der Königin Amalie, eine wahre Wohlthat für Athen ist, welches infolge des steinigen Bodens und der sengenden Hitze Gartenanlagen nach unserem Begriffe fast gar nicht besitzt. Das Schloss steht durch eine Reihe riesiger Fensterthüren, sowie durch eine Freitreppe mit dem Park in directem Zusammenhang, und der Hof benutzt ihn, namentlich in den Morgenstunden, sehr häufig; dennoch wurde der Besuch vor beiläufig zehn Jahren freigegeben, um der Bevölkerung wenigstens einen Garten zum Lustwandeln zu bieten. Freilich, darauf Wiesenflächen vor sich zu haben, muss man, ausser in den allerersten Frühjahrswochen, auch hier verzichten, doch hat ein findiger Gärtner dieselben wenigstens fürs Auge durch verkrüppeltes, ausserordentlich niedriges Nadelholz mit Erfolg zu ersetzen verstanden.

Bemerkt sei noch, dass das kronprinzliche Paar nicht im Schlosse wohnt, sondern in einem demselben gerade gegenüber liegendem, sehr hübschen Gebäude, welches der Familie Negroponte gehört. Dasselbe wurde glänzend adaptiert und wird solange dienen, bis das für das junge Paar bestimmte neue Palais fertig gestellt sein wird.

Trotz der günstigen Lage des Schlosses ist die königliche Familie meist schon frühzeitig gezwungen, der trockenen Hitze und dem furchtbaren Staube zu weichen und Athen zum Frühling zu verlassen. Gewöhnlich begibt sich der Hof zunächst nach dem etwa drei Meilen von Athen in der Nähe von Tanagra gelegenem Lustschloss Tatoï, einer Nachbildung von Peterhof. Dort fallen dann die Grenzen der Etiquette und der ganze Hof, die Majestäten an der Spitze, gibt sich dem fröhlichsten Landleben hin. Picknicks, ländliche Feste und Ausflüge wechseln ab, bis die Sommerreise nach dem Norden angetreten wird. Im Jahre 1881 wurde Tatoï nur durch die Energie des Königs davor bewahrt, ein Raub der Flammen zu werden. Es hatten nämlich Hirten in dem das Schloss umgebenden Wald, obwohl dies eben der Feuersgefahr halber aufs strengste untersagt ist, Feuer angemacht, um ihr Essen zuzubereiten und, wie das bei dem Gleichmuthe der Griechen der unteren Classen nicht überraschend ist, als sie weiter zogen, ruhig brennen lassen. Die Folge davon war ein Waldbrand, der, da dies Nachts geschah, erst bemerkt wurde, als er bereits beträchtliche Dimensionen angenommen hatte und das königliche Lustschloss in fast unmittelbarer Gefahr war. Es wurde zwar sofort nach Athen um Hilfe telegraphiert, aber selbst der Reiter braucht im scharfen Trab drei Stunden, um den Weg zwischen Athen und Tatoï zurückzulegen, es musste also möglich gemacht werden, bis Cavallerie aus der Hauptstadt ankomme, wenigstens das Gebäude zu schützen. Da stellte sich denn König Georgios selbst mit Hacke und Spaten an die Spitze und arbeitete mit der sehr geringen Anzahl von Adjutanten, Beamten, Soldaten und Dienern, die in Tatoï waren, die

ganze Nacht daran, Bäume zu fällen und Gräben zu ziehen, bis die aus Athen berufenen Truppen eintrafen und den im Walde fortwüthenden Brand vollends löschten.

Häufig bezieht die königliche Familie auch eine im Phaleron, dem reizenden, eleganten Seebadeorte der Athener, in der Richtung gegen den Piräus gelegene Villa, besucht von dort aus das an der elektrisch beleuchteten Strandpromenade gelegene Sommertheater und nimmt bis zur Abreise an allen Vergnügungen der vornehmen Welt, die sich da draussen eine Menge schöner Sommersitze erbaut hat, regen Antheil.

Drittes Capitel.

Das politische Leben.

Der politische Sinn der Griechen — Die Entwicklung des öffentlichen Lebens — Die Constitution — Kampf um die politische Suprematie — Die Kumpari-Wirtschaft — Marschall Pelissier — Der übergrosse Bildungsdrang — Das Strassenleben vor dem Kammer-Gebäude — Im Parlamente — Kumunduros — Trikupis — Delyannis — Andere Parteiführer — Die Organisation des Abgeordnetenhauses — Die griechischen Diplomaten — Die Presse.

Wenn sonst gar kein Argument gefunden worden wäre, die sonderbare Theorie Fallmerayers von der Slavisierung der Griechen zu widerlegen, wenn all das, was Männer wie Miklosich über die Sprache, Wachsmuth und Bernhard Schmidt über Sitten, Aberglaube, Märchen und Sagen der Neugriechen geschrieben, um die überraschende Gleichheit des Modernen mit dem Alten zu beweisen, nicht genügt hätte, Eines, glaube ich, hätte genügen müssen, um zu zeigen, dass die Griechen von heute echte Nachkommen derer sind, die vor mehr als zweitausend Jahren auf der Agora das grosse Wort geführt: ihr in politicis so ausserordentlich unruhiger Geist.

In Griechenland beschäftigen sich Arm und Reich, Jung und Alt, Bürger und Soldat früh und spät mit Politik, und eine Gleichgiltigkeit in dieser Beziehung, wie man sie selbst in den bedeutendsten europäischen Culturländern so häufig findet, ist den Griechen gänzlich fremd. Die Politik des eigenen Landes und die der fremden Staaten wird eifrig besprochen und verfolgt, und es ist wirklich überraschend, wie manchmal ganz einfache Menschen ein richtiges Erkennen der Lage zeigen und gegebenen Erklärungen mit raschester Auffassung zu folgen wissen. Freilich hört sich das gewöhnlich in

dem Augenblicke auf, in dem die eigenen Verhältnisse oder solche, durch welche Griechenland mit berührt wird, in Frage kommen. Die Griechen sind glühende Patrioten. Ehre und Ansehen des Vaterlandes gehen ihnen über alles und die geriebenen Kaufleute und klugen Rechner würden unbedenklich ihr Vermögen opfern, gälte es, dem Staate zu helfen. Sie haben darum auch von der politischen Stellung, von dem Ansehen und dem Einflusse, der dem griechischen Königreiche gebürt, eine hohe, oft zu hohe Vorstellung; die politischen Verhältnisse der Türkei, die ja immer den Mittelpunkt aller griechischen Erwägungen bilden, tragen im Vereine mit dem Umstande, dass der Handel dieses Staates fast gänzlich in den Händen von Griechen liegt, gleichfalls wesentlich dazu bei, die Meinung von der Zukunfts-Mission, die sich im Volke gebildet hat, zu bestärken, und so kommt es, dass oft genug schon die Politiker von der Strasse, die Staatsmänner aus dem Kaffeehause auf die Regierung einen solchen Druck geübt haben, dass ihr nur die Wahl blieb, sich zu fügen oder zu gehen, eine Lage, die stets das wahre Interesse des Staates schwer geschädigt hat.

Die Grund-Ursachen dieses überregen politischen Lebens sind hauptsächlich in den Vorgängen während und nach dem Befreiungskampfe zu suchen. Die Männer, die wahrhaft Übermenschliches geleistet, um sich die Freiheit zu erringen, liessen sich, als die Stunde gekommen war, am grünen Tisch darüber zu berathen, wie das Neuerworbene am besten zu verwerten wäre, das Recht, mitzureden bei der Bestimmung der Zukunft, begreiflicherweise nicht wehren, und verworrene politische Ideen einerseits, kleinlicher localer und persönlicher Egoismus andererseits, schufen, in Verbindung mit dem unklugen Vorgehen der Mächte, eine Lage, in der der politischen Hetzerei Thür und Thor geöffnet war. Auch als die Verhältnisse nach der Ermordung Kapodistrias und dem Eintreffen König Ottos sich einigermassen besserten, konnte man nicht daran denken, den politischen

Agitationen energisch ein Ziel zu setzen. Im Gegentheile, die Griechen erzwangen sich 1844 zu der errungenen Freiheit auch noch eine Constitution, mit der sich die anderer Länder, was Liberalismus anbelangt, kaum messen können. Wozu England Jahrhunderte gebraucht, woran Frankreich seit 1789 arbeitete, fiel dem neuen griechischen Staate von heute auf morgen fertig in den Schoss. Die unausbleiblichen Folgen traten ein. Die Constitution und die Gesetzgebung, nicht nach und nach aus den Bedürfnissen des Landes hervorgegangen, verwirrten das Volk, welches zu deren Gebrauch erst erzogen werden musste. Ein Jeder glaubte sich, da er nach dem Gesetze zu allen Ämtern zugelassen war, auch zu Allem befähigt, beständig waren die Minister und die führenden Parteichefs von Rathgebern und Petenten aller Art umlagert, die, zum Theile unbeachtet und unbefriedigt, eine starke Opposition bildeten, und den Männern, die ja nur zu oft selbst nicht wussten, was sie sollten, das Leben und das Regieren recht sauer machten. Dem musste abgeholfen und das Volk, welches seine politische Unreifheit dazu verurtheilte, gezwungen werden, den Parteichefs zu folgen, statt ihnen den Weg vorzeichnen zu wollen.

Damit begann nun zwischen diesen der Kampf um die politische Suprematie. Da schroffe, principielle Gegensätze der Parteien nicht bestanden und Griechenland damals so wenig wie heute Conservative oder Liberale, Clericale oder Socialisten kannte und die Spaltung in Parteien damals wie heute lediglich auf Personal-Fragen zurückzuführen war, konnte und kann das Volk den einen oder den andern Candidaten wählen; konnte und kann der Gewählte für Maurokordatos oder Bulgaris, für Deligeorgis oder Kumunduros, für Delyannis oder Trikupis stimmen, ohne seiner politischen Überzeugung untreu zu werden. Die Folge davon war, dass die politische Erziehung des Volkes Hand in Hand gieng mit seiner politischen Corruption. Ämter, Stellungen, Geld wurden gegeben, um sich den erforderlichen Rückhalt zu sichern, und namentlich die Kumpari-

Wirtschaft nahm Dimensionen an, die mehr als einmal das Land ernstlich schädigten. Die Beziehungen, welche die alten Phanarioten- und die angesehenen Primaten-Familien schon von lange her im Lande hatten, suchten sich nämlich die neuen Männer dadurch zu schaffen, dass sie in sehr geschickter Weise die griechischen Gevatterschafts- — Kumpari- — Gebräuche ausnützten. Sie und ihre Frauen hoben in Athen und in den Provinzen, in denen in Folge der eigenthümlichen landwirtschaftlichen Verhältnisse eigentlich nur auf diesem Wege vorzugehen war, zu Hunderten die Kinder der Arbeiter, der kleinen Gewerbetreibenden und der Bauern aus der Taufe, richteten zu Dutzenden deren Hochzeiten aus und sicherten sich damit, nach dem heilig gehaltenen alten Brauche, einen bedeutenden Anhang, denn wenn einerseits der Gevatter die Verpflichtung hat, Zeit seines Lebens sich des Täuflings oder des Hochzeiters nach Kräften anzunehmen, so treten andererseits diese, ihre Eltern und sonstigen Verwandten in eine Art Gefolgschaft zu ihm und haben die Aufgabe, seine Zwecke zu fördern. Für die Protection des Pathen, die sich auch in der griechischen Beamtenschaft sehr nachtheilig fühlbar machte und bei jedem Ministerwechsel zum grossen Schaden des Staats-Schatzes umfangreiche Pensionierungen zur Folge hatte, übernahmen der Täufling oder der Hochzeiter und die Seinen die Unterstützung der politischen Bestrebungen ihres Gönners, was eine beständige künstliche Unruhe und Unsicherheit der Verhältnisse zur Folge hatte, da ja nur unter dem Drucke der erregten öffentlichen Meinung eine Partei der andern etwas abringen konnte.

Bezeichnend für die damaligen Verhältnisse ist es, was der Marschall Pelissier, der schon den aufständischen Arabern eine Probe seiner wilden Energie gegeben hatte, Griechenland, an dessen Unabhängigkeitskämpfen er in seiner Jugend theilgenommen hatte, genau kannte und sich eine Zeitlang, als der Thron König Ottos schon im Wanken war, mit dem Wunsche trug, Herzog oder gar König von

Griechenland zu werden, über die Griechen sagte: »Wenn Europa darein willigte,« äusserte er sich, »so würde ich gerne die Last dieses Landes auf mich nehmen; ich würde etwas daraus machen, und gewiss wären die Revolutionen dort bald unterdrückt. Als einzige Bedingung würde ich verlangen, sechshundert Mann der kaiserlichen Garde mit mir nehmen zu dürfen. Auf dieser Grundlage wäre es ein Leichtes, das Land gut zu verwalten und zu regieren. Die Athenienser, die Hand eines Herrn fühlend, würden Wunder thun; aber man muss wissen, was man will, muss den Schwätzern Schweigen auferlegen und die Thätigkeit dieser lebhaften und muthigen Bevölkerung auf ein bestimmtes Ziel lenken. Immerwährend erobert, wurden die Griechen niemals regiert. Und dies ist die wahre Ursache des Verfalls.»

Auch in der ersten Zeit der Regierung König Georgios änderte sich darin nichts, im Gegentheile, die Lage verschlimmerte sich. Der allen Griechen innewohnende Bildungsdrang, das Verlangen nach Besserem, trieb nämlich die griechische Jugend in hellen Scharen in die Hallen der Bildungsanstalten, namentlich der Universität, und was anfangs freudigst begrüsst worden war, wurde bald zu einer ernstlichen Verlegenheit für den Staat und bildete eine fernere Ursache, das politische Leben in Griechenland nicht in ruhige Bahnen kommen zu lassen. Es wimmelte in Athen von Leuten, die ihre Staats-Prüfungen gemacht hatten und nun ihr Brot verdienen wollten. Das Land aber konnte sie nicht alle verwenden und ein grosser Theil von ihnen gieng beschäftigungslos und oft wirklich in Noth herum und warf sich schliesslich der Politik in die Arme, in der Hoffnung bei einem Umschwunge, einem Ministerwechsel, für die Mithilfe mit einer Stellung belohnt zu werden. Da es geheissen hätte, den Teufel mit Belzebub austreiben, wenn man aus Gründen der inneren Politik den Bildungsdrang des Volkes gewaltsam eingeschränkt hätte, musste man warten, bis das Allheilmittel Zeit auch da Abhilfe bringe. Und das geschah. Kumunduros, der noch ganz altorientalischer Staatsmann war,

starb; Trikupis setzte als Minister-Präsident im Jahre 1886 eine Reduction der Zahl der Abgeordneten — ein Oberhaus existiert in Griechenland nicht — von 246 auf 150 und die Vornahme der Wahlen nach dem Listenscrutinium durch und entzog damit der politischen Hetzerei und der Kumpari-Wirtschaft einen guten Theil ihres Bodens, und Delyannis gibt sich, seitdem wieder er an der Spitze der Geschäfte steht, die redlichste Mühe, zu verhindern, dass etwa die alten Übelstände wieder einreissen. Endlich ergaben auch die von der Türkei abgetretenen Gebiete ein natürliches Feld der Thätigkeit und des Erwerbes für einen guten Theil dieser unfreiwilligen Müssiggänger, indes der durch die Beruhigung der politischen Verhältnisse wesentlich geförderte wirtschaftliche Aufschwung, der heranwachsenden Generation — auch Jenen, welche sich nicht selbständig zu etablieren vermögen, — sicheren Verdienst erwarten lässt, so dass die jungen Leute doch einigermassen abgehalten werden, sich den akademischen Studien zu widmen.

Naturgemäss hat damit die Antheilnahme aller Classen der Bevölkerung an dem politischen Leben durchaus nicht etwa aufgehört, aber die eingeschlagenen Bahnen sind ruhigere und der politische Kampf spielt sich mehr dort ab, wohin er gehört: in den Wahlversammlungen, in der Kammer und in der Presse.

Das hindert jedoch nicht, dass die Äusserlichkeiten der politischen Vorgänge noch immer lebhaft bewegte sind und dass man aus dem Aussehen der Strassen in Athen immer genau beurtheilen kann, ob politisch Wichtiges vorgehe. Ganz abgesehen von den Wahlzeiten, wo Versammlungen unter freiem Himmel, Umzüge etc. selbstverständlich sind, kann man aus dem Aspecte des Platzes vor dem Kammergebäude stets einen sicheren Schluss darauf ziehen, ob die gerade bevorstehende Debatte von grösserer oder geringerer Bedeutung ist.

Durch die unbegreifliche Idee des Erbauers des Parlamentsgebäudes, dasselbe mit der Hauptfronte nicht gegen

die Stadiumstrasse, sondern gegen die kleine schmutzige Kolokotronistrasse zu stellen, ist gegen erstere ein grosser unregelmässiger Platz entstanden, den man von der Strasse mit einem Gitter abgetrennt und so gewissermassen zum Vorraume des Parlamentes gemacht hat. Auf diesem Platze, der sich natürlich auch eines Kaffeehauses erfreut, findet sich bereits eine Stunde vor Beginn der Sitzung Alles ein, was an den Vorgängen im Hause ein wie immer beschaffenes Interesse hat, ohne indes angesehen oder mächtig genug zu sein, um die Minister und Deputierten, von denen sich manche der misera contribuens plebs gegenüber sehr abschliessen, zu Hause oder in der Kammer aufsuchen zu kommen. Man raucht Cigaretten und trinkt Kaffee, liest die Zeitungen und discutiert die neuesten Nachrichten und Depeschen, schimpft über die Regierung und über die Grossmächte und so wird's halb, wird's dreiviertel auf drei Uhr und die Abgeordneten erscheinen.

Sofort ändert sich das Bild. Die vollkommen ruhig und anständig, kaum mit erhobener Stimme geführte Discussion verstummt gänzlich und die Anwesenden trennen sich nach Parteien und Fractionen in Gruppen, um ihre Abgeordneten zu erwarten. Zu beiden Seiten des Weges, den diese vom Gitterthore bis zum Parlamentshause durchschreiten müssen, die an fünfzehn Stufen zählende Treppe und die kleine Säulen-Vorhalle des Gebäudes füllend, stehen die Männer. Die Fustanella des Palikaren, das weite Beinkleid und die Jacke des Inselbewohners, die moderne europäische Kleidung und häufig die Uniformen von Soldaten aller Waffengattungen, vereinigen sich da zu einer lebhaften Staffage. Nachdem einige Unbedeutende, kaum begrüsst, vorbeigekommen, erscheint endlich einer der Einflussreichen, ein Minister, ein zukünftiger oder gegenwärtiger Partei- oder Fractionschef. Würdevoll durchschreitet er die Menge, seine Freunde mit Hand und Mund begrüssend, seine Gegner mit einem Blick voll Hohn und Verachtung messend. Kaum hat er ein paar Schritte gemacht, löst sich von dem Spalier

ein Mann ab, der, trotz der vertraulichen Art der Begrüssung, doch respectvoll ein wenig hinter dem mächtigen Manne zurückbleibt und nun anfängt, flüsternd mit ihm zu sprechen, um in kürzester Zeit von einem Zweiten, Dritten, Zehnten verdrängt zu werden, so dass der also Empfangene, wenn er sich nicht rechtzeitig hinter die Bajonnette der an der Thüre Wache haltenden Soldaten geflüchtet, die nur mit Karten versehene Personen eintreten lassen, sicher ist, in irgend eine Ecke geschoben und mit allen möglichen und unmöglichen Anliegen so lange gequält zu werden, bis es einem Collegen gelingt, ihn durch die Post, der Präsident des Hauses verlange nach ihm, oder durch irgend ein ähnliches Auskunftsmittel zu befreien.

Im Innern des Hauses geht es nicht minder lebhaft zu. Man ist mit der Ausgabe von Eintrittskarten nicht gerade sparsam und die Gänge des räumlich sehr beschränkten Gebäudes, in welchem man auch die über 80.000 Bände starke Bibliothek der Kammer untergebracht hat, sind überfüllt von einer Menschenmenge, die sich von der vor der Thüre nur dadurch unterscheidet, dass während draussen die Kleinen, die Bescheidenen, die Armen sich drängen, hier die Grossen, die Selbstbewussten, die Mächtigen sich zeigen.

Endlich ist auch die letzte Minute, die den Parteien noch zur Verfügung gestanden, verstrichen; die Glocke des Präsidenten tönt schrill durchs Haus und kurz nach drei Uhr ist die Sitzung eröffnet. Der Anblick ist, wenn auch nicht gerade vom Standpunkte der strengen Parlamentsetikette, ein fesselnder. Abermals macht sich der Reiz der Vermischung des europäisierten mit dem rein nationalen Elemente geltend, und gesellen sich zu der fränkischen Tracht das Weiss, Roth oder Braun der Kleidung des Mannes aus dem Volke, das Gold und Silber der Stickereien, der Sammt und die Seide der Jacken der Vornehmen, zu einem farbenprächtigen Ganzen. Die langquastige griechische Mütze oder den Hut — die sie nur abnehmen, wenn sie

am Präsidium vorübergehen oder das Wort ergreifen — auf dem Kopfe, liegen die Abgeordneten viel mehr, als sie sitzen auf den bequemen Bänken. Beständige Unruhe, die der Präsident nur schwer zu beherrschen vermag, macht sich im Hause und auf den stets sehr gut besuchten Galerien, auf denen auch den Hochschülern eine eigene Abtheilung reserviert ist, geltend und legt sich erst, wenn einer der Matadore das Wort ergreift. Aber auch in diesem Falle dauert die Ruhe nicht lange. Man pflegt ziemlich heftig zu sein im griechischen Parlamente und da der Präsident ausser dem höchst platonischen Ordnungsrufe gar kein Mittel in der Hand hat, Ausschreitungen einzudämmen, so kommt es manchmal zu sehr scharfen Zusammenstössen, denen nur dadurch ein Ende gemacht werden kann, dass der Präsident die Sitzung unterbricht oder schliesst, was unter Umständen nicht hindert, dass nach der Pause oder am nächsten Tage der Lärm fortgesetzt wird.

Regierungsfähige Staatsmänner, das heisst solche, welche dem Parlamente gegenüber den Einfluss und die Kraft haben, das Minister-Präsidium eine längere Zeit festzuhalten, besitzt Griechenland derzeit nur zwei: Trikupis und Delyannis. Beide sind sie aus der Schule des alten Kumunduros hervorgegangen; ich glaube daher auch diesem Politiker, obwohl er nicht mehr unter den Lebenden weilt, hier eine eingehendere Besprechung widmen zu sollen.

Kumunduros war der Nachkomme einer sehr angesehenen Familie der Maina, wo sein Grossvater Ende des vorigen Jahrhunderts an der Spitze des einzigen unabhängigen Staates stand, der damals noch in Griechenland existierte, und ein unbedeutender Landadvocat zu jener Zeit, als die Königin Amalie, die weit früher als ihr Gatte erkannt hatte, dass eine bedeutende Schwenkung in der Politik vorgenommen werden müsse, wenn sich die Dynastie auf dem Throne Griechenlands halten solle, damit umgieng, sich eine eigene Partei zu bilden. Man machte die Königin auf ihn aufmerksam, er wurde durch ihren Einfluss gewählt und

wenige Jahre darauf (1857) war er bereits zum erstenmale Minister und zwar Finanzminister. Als 1862 jene Unruhen ausbrachen, die mit der Vertreibung des Königs Otto endeten, verhielt er sich ziemlich passiv, da er gegen die königliche Familie nicht auftreten wollte, für sie aber nicht auftreten konnte, und schloss sich, als König Georgios die Krone angenommen hatte, rückhaltslos der neuen Regierung an. Damit begann seine eigentliche Laufbahn. Mehrmals Ressortminister, wurde er 1865 zum erstenmale Ministerpräsident, und nahm von nun an auf die Geschicke seines Vaterlandes den nachhaltigsten Einfluss.

Trotz der Achtung, die Kumunduros vor den constitutionellen Principien und den parlamentarischen Gebräuchen der Theorie nach hatte, war er in der Praxis das Prototyp des alten, das heisst des Griechenthums der Freiheitskriege. Er machte alles patriarchalisch ab und eine Behandlung der Geschäfte nach europäischem Stile war ihm fremd. Ob er Minister war oder nicht, sein Haus stand vom frühen Morgen bis zum späten Abend für Jedermann offen. Man gieng hin, trat, den Hut auf dem Kopfe und die Cigarette im Munde, in seinen Empfangssaal, stürzte sich, ohne Rücksicht auf die früher Gekommenen, sobald er aus seinem an den Empfangssaal stossenden Arbeitszimmer trat, auf ihn, oder sprach, wenn man eine andere Persönlichkeit suchte, was sehr häufig vorkam, da sich bei ihm so ziemlich die ganze politische Welt versammelte, mit dieser und gieng dann seiner Wege, nachdem man sich von dem reichlich herumstehenden Tabake eine neue Cigarette gerollt hatte — sehr häufig, ohne den Herrn Präsidenten, wie er immer genannt wurde, überhaupt gesehen zu haben. War Kumunduros Minister, so war das Ministerium geradeso überfüllt, wie seine Wohnung, nur fiel dem Fremden, an diese patriarchalische Gemüthlichkeit nicht Gewöhnten, die Sache im Ministerium noch weit mehr auf. Namentlich in den Vormittagsstunden waren alle Räume bis ins Cabinet des Ministers voll von lärmenden Besuchern und Bittstellern, so dass

Kumunduros, wollte er ungestört mit Jemandem sprechen, den Betreffenden in das Arbeitszimmer seines Secretärs zog und diesen einlud sich erfrischen zu gehen, was für den Unglücklichen an einem starken politischen Vormittage vierzig bis fünfzig Tassen des von den Amtsdienern bereiteten orientalischen Kaffees ausgemacht hätte, hätte er jedesmal die Weisung seines Chefs buchstäblich befolgt. War man einmal in den sicheren Hafen eingelaufen, so begann eine kurze Unterredung, die Kumunduros, bereits von Anderen ungeduldig erwartet, mit wahrer Eilzugs-Geschwindigkeit führte, mit Fremden in einem sehr fraglichen Französisch, so dass man oft drei- bis viermal fragen musste, um zu verstehen, was der Herr Ministerpräsident eigentlich sagen wollte. Dabei war Kumunduros gutmüthig, liebenswürdig und höflich im Verkehr und hielt mit grosser Consequenz an seinem Principe fest, wenn etwas von ihm verlangt wurde — was, weiss Gott, oft genug vorkam — nie Nein zu sagen. Er sagte immer Ja; es kamen dann zwar meistens einige Wenn und Aber nach, der erste Eindruck blieb aber doch und so verliess ihn Niemand vollständig unzufrieden.

Dieselbe Gemüthlichkeit — ich finde kein anderes Wort, um seine Art zu bezeichnen — bewahrte Kumunduros auch, wenn er in der Kammer das Wort ergriff. Bedächtigen Schrittes betrat er die Tribüne, wechselte einige Worte mit dem Präsidenten und begann dann langsam und stossweise, sich im allgemeinen auf verhältnismässig kurze Auseinandersetzungen beschränkend und den weiteren Kampf den Ressortministern überlassend, seine Rede. Trat aber einmal ein ausserordentlicher Fall ein, so entwickelte er, namentlich in Fragen der äusseren Politik, eine Beredsamkeit, die um so hinreissender wirkte, als sie die Beredsamkeit der Überzeugung war, oder wenigstens selbst für den schärfsten Beobachter zu sein schien, und Kumunduros selbst den ärgsten Angriffen gegenüber seine Ruhe nicht verlor.

Anders Trikupis, der von jeher der ausgesprochenste Gegensatz zu Kumunduros war. Er wurde, als sein Vater

Spiridion in London Gesandter war, dort erzogen, machte in England seine politischen und diplomatischen Lehrjahre durch und brachte, als er schliesslich nach Griechenland zurückkehrte, englische Ansichten und zum Theile auch die reservierte, kühle, abweisende Art der Politiker des Inselreiches mit. In die Kammer gewählt, schloss er sich anfänglich Kumunduros an, sagte sich aber bald wieder von dessen Partei los, weil er mit seinen Reform-Ideen bei der patriarchalisch-orientalischen Regierungsweise Kumunduros nicht durchdringen konnte und warf sich zum Führer einer eigenen Partei auf, die ursprünglich klein, unbedeutend und in ihren Zielen unklar, doch verhältnismässig bald, 1875, ihren Chef zur Ministerpräsidentschaft verhalf. Diese dauerte allerdings nur einige Monate, und es währte drei Jahre, bis Trikupis wieder zur Leitung der Geschäfte berufen wurde, von da an aber löste er Kumunduros regelmässig ab. Er ist seinen Reform-Ideen aus jüngeren Jahren bis heute treu geblieben und hat damit, obwohl ihm oft die Geduld, die ruhige Entwicklung der Dinge abzuwarten, fehlt und er sehr geneigt ist, mit Energie und Hochdruck zu arbeiten, seinem Lande grosse und wichtige Dienste geleistet.

Kurz nach seiner letzten Berufung an die Spitze der Geschäfte, Juni 1886, unmittelbar nachdem die Mächte Griechenland zur Abrüstung gezwungen hatten, erschien in seinem Leib-Organe, der »Hora«, ein Programm-Artikel, der, wie man mit Bestimmtheit annahm, von Trikupis selbst geschrieben, seine Ansichten und Ziele deutlich aussprach. Man müsse, führte der Artikel aus, rückhaltlos die gefährliche Lage, in welcher sich das griechische Volk befinde, anerkennen, aber auch mit aller Kraft dahin wirken, dass das Land aus dieser Lage herauskomme. »Die Zeichen der Zeit«, hiess es dann wörtlich, »belehren uns, dass es uns nicht gestattet ist, noch längere Zeit zuzuwarten, denn die Thatsachen selbst wollen einmal nicht auf uns warten. Alle Kräfte des Landes müssen also so schnell und so energisch

als möglich zusammenwirken, auf dass die Nation in der nahenden Stunde der Krisis nach jeder Richtung hin bereit gefunden werde. Als Nation und als Staat hat Griechenland nicht bloss wie die meisten zeitgenössischen Völker die Pflicht, für seine innere Organisation und Entwicklung vorzusorgen; wenn dies allein seine historische Mission wäre, so wäre sie eine sehr leichte. Aber da es fortwährend seinen Blick nach aussen und der Verwirklichung seiner nationalen Einheit zuwenden muss, hat es eine doppelte und umso schwierigere Arbeit zu erfüllen. Da nun die Verwirklichung der nationalen Einheit infolge der auswärtigen Verhältnisse eine dringende erscheint, wird uns nach Innen eine grössere und angespanntere Thätigkeit, eine raschere Bewegung, sozusagen eine Bewegung per Dampf auferlegt, damit wir soviel als möglich rechtzeitig und vorbereitet an dem beabsichtigten Punkte anlangen.« Niemand zweifle mehr daran, dass schon in der allernächsten Zeit ein neuer Sturm über die Balkan-Halbinsel hereinbrechen werde. In Europa gebe es kein Land, in welchem die Elemente der Zerstörung und des Umsturzes mit solcher Energie arbeiten würden, als auf der Balkan-Halbinsel. Und wenn Griechenland nicht auch eine solche Energie entfaltet, wenn es abermals und post festum nur die Pergamente seiner historischen Rechte zu einer Zeit vorweise, da es mit vollendeten Thatsachen hervortreten müsste, werden die kriegerischen Elemente des Balkans dasselbe vollends von dem Felde der historischen Arbeit hinausdrängen. Während Europa, das abermals eine bulgarischerseits vollzogene Thatsache anerkenne, officiell und officiös einer solchen That seinen Beifall zollen werde, werde das ausserhalb der Scene gebliebene Griechenland die Rolle des stumpfsinnigen Zuschauers spielen. Das Problem der politischen Thätigkeit Griechenlands müsse in den Worten zusammengefasst werden, dass dessen Volk arbeite und zu neuen Opfern bereit sei, damit es nicht unglücklich werde. Es sei eine Pflicht aller Patrioten, sich daran zu betheiligen.

Was Trikupis persönlich zu leisten vermag, ist wirklich erstaunlich. Der Mann, der schliesslich kein Jüngling mehr ist, leitet gewöhnlich nicht nur das Minister-Präsidium, sondern auch das Kriegs- oder Finanz-Ministerium, und es gelingt ihm, obwohl er zu Jenen gehört, denen in die Hand zu arbeiten fast unmöglich ist, seine Aufgaben zu erfüllen, was ihm manchmal um so schwieriger ist, als er im persönlichen Verkehr durchaus kein Charmeur ist, und sein kaltes und ruhiges Wesen leicht missverstanden wird und dann verletzt. Auch in der Kammer zeigt sich das manchmal recht deutlich: wenn er nicht durch die Wucht seiner Argumente überzeugt; das Feuer seiner Beredsamkeit wird ihm nicht zu Hilfe kommen, denn seine, oft sehr gross angelegten, Reden sind zwar klar und verständlich, sie enthusiasmieren aber nur sehr selten.

Delyannis entstammt einer hochangesehenen moreotischen Primaten-Familie, die schon an den Freiheitskriegen und an den politischen Vorgängen nach der Unabhängigkeits-Erklärung lebhaftesten und massgebendsten Antheil genommen hat. Erst Mitte der Achtzigerjahre hat er angefangen, eine selbständige politische Rolle zu spielen. Bis dahin war er zwar als Fractions-Chef schon von Gewicht, hatte auch bereits wiederholt Fach-Ministerien, so das des Unterrichtes und das des Äusseren innegehabt, all das aber doch nur als Bundesgenosse Kumunduros. Seine schwache Partei wurde jedoch plötzlich mächtig, als dieser am 10. März 1883 starb und dessen Anhänger sich zum grössten Theil Delyannis anschlossen. Kaum zwei Jahre später war er Ministerpräsident und da ereilte ihn ein nahezu tragisches Geschick. Der ruhige, allen abenteuerlichen Unternehmungen abholde Staatsmann, sah sich durch die in Folge der bulgarischen Vorgänge aufgestachelte und nervös gewordene öffentliche Meinung zu den Rüstungen und Demonstrationen des Jahres 1886 gezwungen, konnte den Rathschlägen der Mächte, abzurüsten, angesichts der Stimmung im Lande sowenig freiwillig Folge leisten, als es irgend ein anderer

Ministerpräsident gekonnt hätte, und musste, als Europa durch die Blockade der griechischen Küste die Befolgung seines Willens erzwang, es sich gefallen lassen, als unfähiger Schwachkopf und als Schädiger des Vaterlandes hingestellt zu werden.

Die Neuwahlen Ende November 1890 brachten Delyannis indes wieder an die Spitze der Geschäfte und eine Zeit lang schien es, als würde es ihm gelingen, in seiner Stellung festen Fuß zu fassen. Er vermied es mit Geschick, durch seine auswärtige Politik neuerdings die Mächte unzufrieden zu machen und übte selbst in der Kretensischen Frage große Zurückhaltung, wie aus Äusserungen hervorgeht, die er Ende September 1891 zu einem Mitarbeiter der »Frankfurter Zeitung« machte.

Zeigte solcherart Delyannis dem Auslande gegenüber Mässigung und Klugheit, so war er dagegen in seiner inneren Politik weit weniger glücklich. Gleich Kumunduros kein Freund rascher Reformen, fehlt ihm, was diesen so sehr auszeichnete: der klare Blick, um der materiellen Lage des Landes die stetige Besserung auch für die Zukunft zu sichern. Nach ernsten wirtschaftlichen Zwischenfällen, sah sich daher König Georgios Ende Februar 1892*) veranlasst, den Ministerpräsidenten durch seinen Geheimsecretär Herrn v. Kalinski auffordern zu lassen, seine Demission zu geben. Massgebend für diese Entschliessung des Königs war die Erkenntnis, dass Herr Delyannis Griechenland wirtschaftlich nicht zu verwalten vermöge und dass, wenn die Finanzpolitik des Königreiches nicht geändert werde, die Gefahr eines empfindlichen Rückschlages um so mehr vorhanden sei, als der Ministerpräsident der Kammer gegenüber wiederholt Schwäche gezeigt und diese, zum grossen Nachtheile einer geordneten Verwaltung, angefangen hatte, sich in die administrativen Angelegenheiten des Landes zu mischen.

---

*) Dieses Datum macht es den Lesern auch erklärlich, warum auf Seite 56 noch von Delyannis als Ministerpräsidenten die Rede ist; der betreffende Bogen dieses Werkes war schon gedruckt, als die Krise ausbrach.

Delyannis lehnte es jedoch ab, dem Wunsche des Monarchen zu folgen. Er und seine Minister beschlossen, nicht zu demissionieren, da sie im Parlamente die Majorität für sich hätten, liessen sich dort von ihren allein anwesenden Anhängern das Vertrauen votieren, und machten Anstalten, den Widerstand gegen den König auf die Strasse hinaus zu tragen. Der König aber sah sich um so weniger zu einer Sinnesänderung veranlasst, als einerseits die Kammer-Majorität des Ministeriums eine verschwindend kleine war, andererseits, das 40 Percent betragende Goldagio sofort nach dem Bekanntwerden seines Einschreitens um 5 Percent gefallen war, und entliess das Ministerium, welches nicht selbst gehen wollte. Es gab dann einige von den Delyannisten veranlasste Strassenaufläufe, wie sie bei einer politisch so leicht erregbaren Bevölkerung wie die von Athen bei einem solchen Anlasse nahezu selbstverständlich sind; dann aber war wieder Ruhe, ohne dass die Truppe zu einem ernsteren Einschreiten genöthigt gewesen wäre. Die Bildung des neuen Ministeriums übernahm, da Trikupis ablehnte, der Präsident der letzten Kammer-Session, Herr Konstantopulos, eine der angesehensten politischen Persönlichkeiten Griechenlands, dem, obwohl er als Ministerpräsident ein homo novus ist, damit wahrscheinlich bleibend eine wichtige Rolle im politischen Leben Griechenlands anheimgefallen sein dürfte.

Das auch formell durchaus berechtigte Vorgehen des Königs*) wurde allgemein gebilligt und schon am Tage nach der Bildung des neuen Ministeriums, schlossen sich ihm, wie es heisst, etwa zwanzig Delyannisten an; es ist also anzunehmen, dass diese Krise, bei welcher König Georgios abermals gezeigt, wie besorgt er um das Wohlergehen des Landes ist, ohne weitere Complicationen überwunden werden wird. Das neue Ministerium hat die Kammer aufgelöst und die Neuwahlen für Mitte Mai ausgeschrieben;

---

*) Artikel 24 der Verfassung lautet: »Der König ernennt seine Minister und setzt sie ab.«

da es zwar ein Wahlprogramm erliess, in dem es Besserung der Finanzlage, Beschleunigung des Justizganges, Hebung der militärischen Organisation in Aussicht nimmt, aber keine Regierungs-Candidaten aufstellt, wird die Bevölkerung in der Lage sein, sich völlig frei zu äussern, ob sie Trikupis, Konstantopulos oder Delyannis ihr Vertrauen schenkt. Unter allen Umständen wird Herr Delyannis, der ein vorzüglicher und fesselnder Redner ist, auch wenn bei den bevorstehenden Neuwahlen seine Partei unterliegt, seinem Nachfolger, der wohl Herr Trikupis sein wird, in der Kammer das Leben sauer genug machen, da er persönlich des Mandates völlig sicher ist.

Von anderen Parteiführern seien noch die Herren Rallis, Dragumis und Theotokis als besonders einflussreich hervorgehoben, indes die Herren Kumunduros und Zaïmis ihre Aufnahme in das frühere Ministerium Delyannis wohl nur als Erben des Ansehens ihrer Väter erfuhren, womit natürlich durchaus nicht ausgeschlossen ist, dass sie nicht eines Tages gleichfalls zu selbständigem politischen Einflusse gelangen.

Bezüglich der Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses sei noch bemerkt, dass seit der Reform Trikupis ein Deputierter auf 15.000 — statt wie früher auf 10.000 — Einwohner entfällt, dass die Wahlen auf vier Jahre erfolgen und dass jede Session, die am 1. November eröffnet werden muss, mindestens drei, höchstens sechs Monate dauern darf. Active Officiere sind wählbar, und der erforderliche Urlaub muss ihnen bewilligt werden, doch hat man verschiedene Massregeln ergriffen, um diesem Hineintragen der Politik in die Armee nach Möglichkeit die verdienten Schwierigkeiten zu bereiten; dagegen sind sonderbarer Weise Staatsbeamte und sogar die Bürgermeister nicht wählbar. Die Indemnität beträgt 2000 Drachmen für jede ordentliche Session, bei ausserordentlichen Sessionen erhalten die Deputierten nur den Ersatz der Reisekosten. Officiere haben die Wahl zwischen den Bezügen, der Präsident hat nur eine

Wagen-Zulage von 2400 Drachmen, was nicht überrascht, wenn man bedenkt, dass die Minister nur 9600 Drachmen Gehalt und 2400 Drachmen Wagenpauschale, die General-Directoren und der General-Procurator nur 6600, die General-Secretäre, General-Inspectoren und Präfecten durchschnittlich 5500, die Sections- und Divisions-Chefs 4800 Drachmen beziehen.

*
* *

Während die griechischen Staatsmänner — das heisst Alle die berufen sind in Athen die Geschäfte ihres Landes zu führen — von jeher selbst den bedeutendsten Diplomaten zu schaffen machten, obwohl dort Männer wie Elliot, Nowikoff, de Gabriac, Katakasi, Prokesch-Osten, Tissot, Mouy, Haymerle, Radowitz als Vertreter der Mächte accredidiert waren, haben die griechischen Diplomaten — Jene die im Auslande die Interessen des Königreiches zu wahren haben — bis in die Siebzigerjahre hinein mit wenigen Ausnahmen zur Gattung Jener gehört, unter deren Porträt man ruhig das französische Wortspiel »Un diplomate, étranger aux affaires« hätte setzen können. Ein tüchtiger Diplomat braucht eben gar viele Eigenschaften: rasches Verständnis und klares Urtheil, sehr gründliche allgemeine Bildung an der Seite der für ihn mehr denn für jeden anderen Beamten erforderlichen bedeutenden historischen und juridischen Kenntnisse; die Gabe, selbst den Verschlossensten zu errathen, dazu vorzügliche Umgangsformen und alle jene Talente, welche einen Mann, ohne dass er deshalb an seiner Würde zu verlieren brauchte, auch in der Gesellschaft zum gerne gesehenen Gast machen. Die Vereinigung all dieser Eigenschaften findet sich schon in jenen Staaten, die ein durch Jahrhunderte geschultes diplomatisches Corps und alle Mittel besitzen, dem jungen Nachwuchse die erforderliche Bildung zu geben, während sie in der Lage sind, aus einer grossen Zahl hervorragender Männer die Wahl der Chefs der Legationen zu treffen, nur selten; in einem jungen

Staate wie Griechenland aber war die Schaffung einer tüchtigen diplomatischen Vertretung eine höchst schwierige. Es ist ein grosser Irrthum, und in diesem Irrthume befand man sich eben noch in Griechenland, weil einzelne Angelegenheiten von Nichtdiplomaten mit Erfolg durchgeführt wurden, zu glauben, dass in diesem schwierigen Berufe der einfache Menschenverstand genüge und dass, was an Kenntnissen fehlt, in der Praxis nachgeholt werden könne; man vergisst eben dabei, dass All das von Jugend auf anerzogen und durch jahrelanges Studium erworben werden muss und dass es dazu im Dienste, wo noch ausserdem die erforderliche geistige Ruhe und die Zeit gänzlich mangeln, längst zu spät ist.

Auch ist es nicht so einfach sich in die diplomatische Gesellschaft einzuleben, als dies vielleicht dem Uneingeweihten erscheinen mag. Guizot sagt hierüber: »Die Diplomaten von Beruf bilden in der europäischen Gesellschaft eine Gesellschaft für sich, die ihre eigenen Grundsätze, ihre eigenen Kenntnisse, ihre eigenen Wünsche hat und sich inmitten der Verhandlungen, ja selbst inmitten der Conflicte der Staaten, die sie vertreten, eine ruhige und immerwährende Einigkeit bewahrt. Die Interessen der Nationen stehen sich da gegenüber, nicht aber die Vorurtheile und die augenblicklichen Leidenschaften. Es kann geschehen, dass die allgemeinen Interessen der grossen europäischen Gesellschaft in dieser kleinen Welt der Diplomaten hinlänglich klar erkannt und hinlänglich stark gefühlt werden, um über alle Spaltungen zu siegen und sehr ernstlich den Erfolg ein und derselben Politik von Männern verfolgen zu lassen, welche durch lange Zeit von dieser gründlich verschiedene Ansichten vertraten, sich aber nie unter einander verfeindet und fast immer in derselben Umgebung und in demselben Gesichtskreise zusammen gelebt haben.« Es ist also gewiss begreiflich, dass die Vertreter Griechenlands, denen jede Tradition fehlte und die sich in den complicierten Mechanismus diplomatischen Brauches und höfischer Etiquette erst eingewöhnen mussten, einen sehr schwierigen Stand hatten. Das hat sich

aber gründlich geändert. Obwohl man nicht nur 1873, sondern auch 1885 daran dachte, aus Ersparungsrücksichten die Legationen aufzulassen, besitzt Griechenland doch bereits ein tüchtiges, vollständig eingeschultes Personale, und Männer wie Delyannis (der Bruder des früheren Ministerpräsidenten), Maurokordatos, Manos, Gennadios, Dragumis, Vlachos erfreuen sich unter ihren Berufsgenossen, und das sind ja in allen Verhältnissen die strengsten Richter, der allgemeinen Wertschätzung.

* * *

Die journalistischen Verhältnisse Griechenlands, von denen ich an dieser Stelle spreche, weil die Blätter in weit höherem Masse als in anderen Ländern in das politische Leben eingreifen und die Tages-Journale sich fast ausschliesslich mit Politik beschäftigen, sind sehr befriedigende.

Bis zum Jahre 1821 besass Griechenland, obwohl Blätter in griechischer Sprache schon weit früher, ausser in Konstantinopel, auch in Wien, Paris, London und Bukarest erschienen waren, überhaupt keine Zeitung, ja selbst die erste Buchdruckerpresse kam erst im Jahre 1815 durch Vermittlung der Gesellschaft der »Musenfreunde« ins Land, doch war diese Presse kaum gross genug, der Letternvorrath, welcher derselben beigegeben war, kaum genügend, um gleichzeitig zwei Seiten Folio drucken zu können. Inzwischen brach die Revolution aus, das Bedürfnis nach gedruckten Mittheilungen über die Vorgänge im Lande machte sich fühlbar und so kam es, dass die gerade erwähnte Presse, welche in Athen aufgestellt war und zwei andere kleinere, welche inzwischen nach Hydra und Missolungi gebracht worden waren, dazu benützt wurden, um in diesen drei Städten kleine Blättchen zu drucken, welche Kriegsnachrichten enthielten und die Regierungsacte meldeten. Freilich veröffentlichten diese Blätter ihre Neuigkeiten immer erst dann, wenn dieselben auf mündlichem Wege schon in ganz

Griechenland bekannt geworden waren, trotzdem waren die Leser, die das mündlich Gemeldete schwarz auf weiss gedruckt bestätigt sahen, damit sehr zufrieden und für die Geschichte jener Zeit sind diese Blättchen sehr wertvolle Quellen geworden.

Eine im Jahre 1822 von Sir Stanhope nach Athen gebrachte Presse, sowie jene der »Musenfreunde« wurden 1826 zerstört und erst nach einigen Jahren kamen neue Pressen ins Land. Inzwischen erschien seit Februar 1828 in Smyrna in französischer Sprache der »Courier de Smyrne«, der das Hauptorgan der Opposition wider den Präsidenten Kapodistrias wurde. Dieses Blatt war, obwohl es in Griechenland keinen tiefgehenden Einfluss erreichen konnte und schon im Juni 1831 zu erscheinen aufhörte, geradezu von Nachtheil für das Land, weil der Präsident sich durch die gegen ihn gerichteten Angriffe veranlasst sah, die Einführung von Presse und die Errichtung von Druckereien solange als möglich der Staatsgewalt vorzubehalten. Ein 1830 erschienenes Blatt »Aurora« unterdrückte er und machte den Versuch, den Herausgeber wegen Hochverrathes verurtheilen zu lassen, und als Ende dieses Jahres in Nauplia, dem Regierungssitze, abermals ein Oppositionsblatt, der »Apollo« erschien, gieng man so scharf gegen dasselbe vor, dass der Herausgeber Anfangs 1831 nach Hydra, dem Hauptsitze der Gegner Kapodistrias, übersiedelte. Dort in Sicherheit, setzte er seine Angriffe gegen den Präsidenten fort, der kein Mittel, weder Bitte noch Drohung unversucht liess, und sogar — ein in der Geschichte des Journalismus wohl nicht wieder vorgekommener Fall — mit einem russischen Schiffe vor der Insel erschien, um die Auslieferung des verhassten Journalisten zu erzwingen. Dieselbe erfolgte aber nicht und erst die Hydriotische Revolution und die Ermordung des edlen, aber leidenschaftlichen und launenhaften Kapodistrias, der durch seinen Wortbruch gegen Petron Bey Mauromichalis selbst sein Todesurtheil geschrieben hatte, machten dem Erscheinen des »Apollo« ein Ende.

Nachdem der Presse wieder grössere Freiheiten gewährt wurden, hob sie sich bald wesentlich, und die Blätter, so der »Chronos« und der »Ilios« gewannen massgebende Stellungen. Aber bereits am 23. September 1833 erliess die bayrische Regentschaft nach der Entdeckung einer Verschwörung, eine Verordnung, die die Entwicklung des griechischen Zeitungswesens empfindlich aufhielt. Es wurde nämlich, was bisher nicht der Fall gewesen, eine Caution und zwar 5000 Drachmen vorgeschrieben. Da die Blätter alle ohne Capital herausgegeben worden waren, der Zinsfuss aber sich damals auf 18 Procent belief, blieb eben nichts anderes übrig, als das Erscheinen zeitweilig zu sistieren. Wenige Jahre darauf beweisen aber die wüthenden Angriffe auf die Regierung und Graf Armansperg, dass die immer zahlreicher gewordene Presse auch diesem Drucke Widerstand zu leisten vermocht hatte. Auch Ende 1837 erlassene, sehr strenge Verordnungen über die Pressvergehen blieben von geringem Erfolg, trotz einiger Verurtheilungen von exemplarischer Schärfe und immer kräftiger, leider aber auch wilder, entfaltete sich der griechische Journalismus, bis endlich die von König Otto 1844 gegebene Verfassung in ihrem Artikel X bestimmte, dass die Presse frei, die Censur und die Caution verboten sei. Manche kleinere Schwierigkeiten waren noch zu überwinden — seit langem aber lässt man den griechischen Zeitungen völlige Freiheit, und heute kommt ein grober Missbrauch derselben nur in sehr seltenen Fällen vor.

Auch die Confiscation ist untersagt; dagegen ist der Strassenverkauf, sowohl von Zeitungen wie von Büchern, gestattet. Es erscheinen daher auch — abgesehen von den griechischen Blättern, die im Auslande: in Österreich (Triest), in England, in Russland, am Balkan, in der Türkei und in Ägypten herausgegeben werden und deren Zahl gewiss fünfzig erreicht — in Athen selbst an, im übrigen Griechenland über achtzig Tages- und Wochenblätter politischen, literarischen und wissenschaftlichen Inhaltes. Das Format

ist entweder das der grossen Boulevard-Blätter, oder jenes der kleinen Pariser Sou-Blätter, das Abonnement schwankt zwischen 30—50, respective 15—20 Drachmen jährlich, doch dürfte die grösste erreichte Auflage 3000—4000 Exemplare nicht übersteigen. Dass unter den politischen Zeitungen viel Wertloses ist, bedarf kaum der Erwähnung; Blätter aber, wie »Hora«, »Aion«, »Ephimeris«, »Akropolis«, »Nea Ephimeris«, »Telegraphos«, »Palingenesia«, »Ethnikon-Pneuma«, »Proia« u. s. w., die trotz verhältnismässig kleiner Auflage und schwachen Inseratentheiles doch auch materiell ein ganz gutes Erträgnis haben, leisten sehr Tüchtiges. Übergrosse Objectivität darf man freilich bei ihnen nicht suchen — man findet sie aber auch bei den Blättern anderer Länder selten. Ihr Ton ist ein anständiger, ihr Inhalt ein genügender, oft sogar ein reicher. Sie behandeln die griechischen Fragen meist mit Ruhe und Verständnis, dagegen die Vorgänge im übrigen Europa manchmal etwas oberflächlich; alle aber sind streng constitutionell, liberal und monarchisch; reactionäre, clericale, socialistische Blätter gibt es ebensowenig, wie es solche politische Parteien gibt. Irgend ein Feuerkopf schwärmt zwar gelegentlich von den »Segnungen der Republik«, man liest ihm auch, aber doch nur mit jener theoretischen Aufmerksamkeit, die man für solche Dinge in Griechenland immer hat und freut sich dann, dass das Land den furchtbaren Kämpfen, die eine Präsidentenwahl auch heute herbeiführen würde, nicht ausgesetzt ist. Besonders hervorzuheben ist noch der »Messager d'Athènes«, ein in französischer Sprache erscheinendes, inhaltreiches und vorzüglich redigiertes, politisches Wochenblatt, welches für die griechische Propaganda schon seiner Sprache halber von grösster Wichtigkeit ist.

Recht gut sind die literarischen und wissenschaftlichen, geradezu erbärmlich aber die humoristischen Blätter. Niemand hat es in der Heimat des Aristophanes noch zu Stande gebracht, ein anständiges, seines gesunden Humors halber

gelesenes Witzblatt zu schaffen. »Dumm oder frech« schien bisher das Losungswort und jene »Witzblätter«, die überhaupt gelesen werden, danken dies nur jenen niederen Instincten der Menschen, die gewissen pikanten Blättern überall zum Erfolg verhelfen. Angefangen von der königlichen Familie begeifern sie alles mit ihren schmutzigen Geschichten, und vor nicht allzulanger Zeit wurde der Redacteur eines der elendesten dieser Blätter, des »Rabagas« — da er so vorsichtig gewesen, zu flüchten, in contumaciam — wegen Majestäts-Beleidigung vom Schwurgerichte in Lamia zu sieben, der Verfasser der beanständeten Artikel, ein gewesener Abgeordneter, zu drei Jahren Gefängnis verurtheilt, trotzdem die griechischen Geschworenen den schon an sich sehr seltenen Pressklagen gegenüber nicht leicht mit einem Schuldspruch vorgehen.

Bei dem Umstande, dass Griechenland häufig in seinen bedeutungsvollsten Fragen auf die Stimmung des Auslandes angewiesen ist, ist es überraschend, dass kein Press-Bureau existiert, doch wird dies damit erklärt, dass die Kosten, die zwischen 30.000 und 40.000 Drachmen betragen würden, vermieden werden sollen. Sieht man was von gelegentlichen Correspondenten und von parteiischen Griechen dem Auslande jahraus jahrein an haarsträubenden Dummheiten und offenbaren Lügen über Griechenland berichtet wird, — so erst wieder anlässlich des Sturzes Delyannis' — so muss man dies als Freund Griechenlands wahrlich bedauern.

Viertes Capitel.

Rechtspflege und öffentliche Sicherheit.

Die Gesetzgebung — Das bürgerliche Gesetzbuch — Das Strafgesetz — Handelsgesetz etc.— Die Gerichtshöfe — Civil- und Handelsgerichte — Strafgerichte — Der oberste Gerichtshof — Der Staatsgerichtshof — Gefängnisse und Strafhäuser — Der Scharfrichter — Die Sicherheitsverhältnisse — Das Räuberunwesen — Der Überfall bei Marathon — Eine Entführung durch Räuber — Ein selbsterlebtes »Räuberabenteuer«.

Unmittelbar nachdem Griechenland das türkische Joch abgeschüttelt, hatte die Nationalversammlung die Bildung einer Commission beschlossen, um das Land einer entsprechenden Gesetzgebung theilhaftig werden zu lassen, doch erst 1830 konnte Kapodistrias einzelne Reorganisationen vornehmen, die aber nur von sehr zweifelhaftem Werte waren, da stets das Bestreben vorherrschte, die persönliche Macht des Präsidenten in aussergewöhnlicher Weise zu vergrössern. Als dann der mit König Otto ins Land gekommene Staatsrath v. Maurer daran gieng, die Rechtsverhältnisse zu klären, befand sich das Land in einer ausnahmsweise günstigen Lage Was bei den Obergerichten unter der Türkenherrschaft als Recht galt und in vielen Provinzen des türkischen Reiches auch heute noch gilt, war und ist nur zu häufig das Dictat der Willkür; die von den Ortsältesten gegebenen Entscheidungen der Untergerichte waren die vom gesunden Menschenverstande gegebenen Lösungen der Streitfragen, manchmal allerdings auch das Gegentheil; Überlieferungen oder gar geschriebene Gesetze, die man befolgt hätte, bestanden so gut wie keine — die Bevölkerung konnte sich also an die neue Gesetzgebung verhält-

nismässig leicht und rasch gewöhnen. Zu all dem kam noch ein Umstand von nicht zu unterschätzender Bedeutung Was andere Völker in schrittweiser, logischer Entwickelung der Rechtsverhältnisse sich nur langsam erringen konnten, erhielten die Griechen fast mit einem Schlage und die zum Theil der deutschen, zum Theil der französischen Gesetzgebung nachgebildete griechische Legislation konnte sich alle Errungenschaften ihrer Vorbilder zu Nutzen machen, ohne deren langen Werdeprocess durchkämpfen zu müssen. Allerdings hat die in späteren Jahren befolgte Taktik, die Justiz zum Zwecke von Wahlmanövern dienstbar zu machen, wieder Vieles verdorben, was der Einfluss geordneter Zustände in der Rechtspflege gutgemacht hatte; doch war dieser nachtheilige Einfluss nicht mächtig genug, um in die regelmässige Entwickelung der gesammten Rechtsverhältnisse hemmend einzugreifen.

Was zunächst das bürgerliche Gesetzbuch anbelangt, so wurde bereits 1846 der Versuch der Schaffung eines solchen gemacht und die damit betraute Commission konnte nach verhältnismässig kurzer Zeit der Kammer einen Entwurf vorlegen, welcher, von dieser auch angenommen, sofort in Anwendung kam. Seither wurden viele Nachtragsbestimmungen erlassen und für viele in dem ursprünglichen Gesetze gar nicht vorgesehene Verhältnisse Verfügungen getroffen; dennoch machte sich — namentlich seit der Vereinigung der Jonischen Inseln mit Griechenland — das Bedürfnis nach einem neuen, einheitlichen bürgerlichen Gesetzbuche dringend fühlbar, man ernannte daher abermals eine Commission, die im Jahre 1870 dem Justizministerium einen neuen Gesetzentwurf vorlegte, der, 1874 an eine andere Commission geleitet und von dieser mit Zugrundelegung des italienischen bürgerlichen Gesetzbuches vollständig neu durchgearbeitet, die Grundlage des heute in Kraft befindlichen Gesetzes bildete.

Das griechische Strafgesetz wurde 1833 dem bayrischen Gesetze nachgebildet, und nimmt, seither mehrfach

verbessert, einen ersten Platz in der europäischen Gesetzgebung ein.

Das Handelsgesetz ist dem der Franzosen fast gleich; Berggesetz, Forstgesetz etc. meist eine Combinierung deutscher und französischer Gesetzgebung.

Die Civil- und Handelsgerichte bestehen 1. aus den Friedensrichtern, deren mindestens einer in jeder Eparchie sich befinden muss, 2. aus den Gerichtshöfen erster Instanz, von denen jede Nomarchie mindestens einen besitzt, und den Handelsgerichten, die sich in den grossen Städten befinden, 3. aus den Appellationsgerichtshöfen — als zweite Instanz — in Athen, Patras, Corfu, Nauplia und Larissa. Die Friedensrichter, derzeit über 230 — haben in Geldfragen die Judicatur ohne zulässige Appellation bis zu 30 Drachmen und mit Appellation bis zu 300 Drachmen, die Gerichte erster Instanz — derzeit 25 — bis zu 500, die Handelsgerichte bis zu 800 Drachmen.

Die Strafgerichte bestehen 1. aus den Polizeigerichten, die sich überall dort befinden, wo ein Friedensrichter seinen Sitz hat, 2. aus den Correctionsgerichtshöfen, die sich an den Sitzen der Civilgerichte erster Instanz befinden, 3. aus den Strafgerichtshöfen (die Übersetzung des griechischen Wortes ist hier nicht ganz genau). Die Polizeigerichte sowie die Correctionsgerichte sind aus rechtsgelehrten Richtern zusammengesetzt; die Strafgerichte aus 12 Geschwornen, die über die Schuldfrage, und 3 Richtern, die über das Strafausmass entscheiden. Die Unparteilichkeit der rechtsgelehrten Richter ist über jeden Zweifel erhaben, jene der Geschworenen leider nicht und oft spielen — insbesondere in den Provinzen, wo häufig der halbe Ort unter sich verwandt oder wenigstens durch die Bande der Kumparischaft verbunden ist — bei den Aussprüchen derselben politische Fragen und Familienrücksichten die ausschlaggebende Rolle.

Oberster Gerichtshof ist der 1882 reorganisierte Areopag, der aus 17 Mitgliedern besteht und nicht nur als

Cassationshof fungiert, sondern in gewissen besonderen Fällen auch über das Meritorische eines Processes urtheilt. Endlich wird, wenn Minister oder hohe Beamte vor Gericht zu stellen sind, eine eigene Parlaments-Commission zur Voruntersuchung eingesetzt, welche dem als Staatsgerichtshof constituierten Plenum der Kammer zu referieren hat. Der Fall, dass es zur thatsächlichen Erhebung der Anklage kommt, ist jedoch höchst selten. So wurde auch in allerjüngster Zeit, als Delyannis noch Ministerpräsident war, da er nicht Trikupis zum Äussersten reizen wollte, auf dessen Wunsch eine gegen diesen beabsichtigte Anklage — die allerdings wenig Aussicht auf Erfolg gehabt hätte — fallen gelassen, ohne dass das Parlament überhaupt auf die Sache selbst eingegangen wäre.

Bedauerlicherweise sind die Gefängnisse und Strafhäuser in einem wirklich schreckenerregenden Zustande und nur in Korfu befindet sich eine solche Staats-Anstalt, die den modernen Anforderungen genügt. Die schlimmste dürfte wohl jene der Palamidhi-Citadelle von Nauplia sein, wo die dort untergebrachten Sträflinge in ärgster geistiger und körperlicher Verwahrlosung, schlecht untergebracht und gänzlich unbeschäftigt, dahinleben. Trotzdem Regierung und Kammer diese Übelstände wiederholt aufs ernsthafteste in Erwägung gezogen, konnte, der grossen Kosten wegen, noch nicht an eine radicale Änderung gegangen werden. Es hat sich daher schon seit längerer Zeit die Privatwohlthätigkeit der Sache angenommen, indem unter Führung des Staats-Anwaltes Ökonomos eine Gesellschaft zur Errichtung zweckentsprechender und den Geboten der Humanität genügender Gefängnisse gebildet wurde. Dieselbe gibt zur Förderung ihrer Bestrebungen eine Zeitschrift heraus, in welcher alle einschlägigen Fragen behandelt werden. In diesem Blatte nun erschien, kurz nachdem die Gesellschaft ins Leben gerufen worden war, nachstehender Brief eines Sträflings an den Staatsanwalt, den ich als Curiosum hier folgen lasse:

»Herr Staatsanwalt!

Ich bin wegen einer unglücklichen Handlung verurtheilt. Ich lehne mich gegen die Gerechtigkeit meines Vaterlandes nicht auf. Der Zustand der Gefängnisse ist aber ein solcher, dass man nicht Christ sein müsste, um nicht davon erschüttert zu sein. Unter dem Eindrucke dieser Empfindungen, die durch meine eigenen Leiden sowohl, als durch jene meiner Schicksalsgenossen laut zu meinem Herzen sprechen, bitte ich Sie, Herr Staatsanwalt, mir zu gestatten, zu dem Werke, welches Sie unternommen haben, auch meinerseits beitragen zu dürfen. Möge neben den Beiträgen der grossmüthigen Söhne unsres Volkes auch der eines Verurtheilten angenommen werden.

Ich stelle der Gesellschaft, welche Sie gründen, 1. 12 Stremmen Grund und Boden in der Nähe des Marsfeldes, 2. 2000 Quadratmeter Bausteine, 3. 1000 Quadratmeter Sand zur Verfügung.

Ich bitte Sie, Herr Staatsanwalt, meinen Beitrag anzunehmen, und zeichne mit Achtung

Athen, den 22. August 18 . .

X.«

Glücklichere und Reichere sind dem Beispiele des Sträflings gefolgt, der Banquier S y n g r o s hat sogar ein vollständiges, 300 Sträflinge fassendes, nach dem Zellensystem eingerichtetes Zuchthaus, in dem auch für die Beschäftigung der Internierten bestens Sorge getragen ist, dem Staate zur Verfügung gestellt, und wie schon so oft, wird wohl auch diesmal die private Initiative durchführen, was der Staat mangels der erforderlichen Mittel nicht kann.

Überaus bezeichnend für den vornehmen Charakter des griechischen Volkes ist es, dass es unmöglich war, einen freiwillig sich zu den Verrichtungen des S c h a r f r i c h t e r s erbietenden Menschen aufzutreiben, und dass der Justizminister, um die, heute übrigens seltenen, Todesurtheile vollziehen lassen

zu können, die Begnadigung zweier Mörder beantragen musste, die nun auf dem Inselchen Burzi bei Nauplia unter strenger Bewachung ihr Dasein verbringen. Der Grieche ist nicht hartherzig und selbst dem schwersten Verbrecher würde man ein Trosteswort nicht weigern; mit dem Henker aber spricht absolut Niemand, denn der rauhe Sohn der Berge, der an der Thüre seines Gefängnisses Wache steht, so gut wie der Richter, dessen Urtheil er zu vollziehen berufen ist, würden sich für befleckt halten, redeten sie je zu einem anderen Zwecke mit ihm, als um ihm einen Befehl zu ertheilen. Bedarf man der Scharfrichter, so werden sie mit sammt der Guillotine an den hiezu bestimmten Hafenort gebracht, kehren aber unmittelbar nach der Hinrichtung wieder auf ihre einsame Felseninsel zurück.

* * *

Ist es auch den ärgsten Feinden Griechenlands seit Decennien nicht mehr beigefallen, die Rechtszustände des Landes zu tadeln, so musste es sich dagegen bezüglich seiner Sicherheitsverhältnisse bis in die neueste Zeit die härtesten Beschuldigungen gefallen lassen, obwohl heute das einst so ausgedehnte Räuberunwesen gänzlich aufgehört hat und nur in Thessalien noch zeitweilig energisches Eingreifen der Behörden nothwendig wird.

Unter der Türkenherrschaft war die »Klepthurie« viel mehr ein Guerillakrieg der Bedrückten, rechtlos Ausgesaugten gegen ihre Oberherren, als ein wirkliches Räuberunwesen, wofür die Klephten-Lieder jener Zeit den schlagenden Beweis liefern; während der Freiheitskämpfe waren die wilden, vor Nichts und vor Niemand zurückschreckenden Klephten die besten Gegner, die man den grausamen türkischen Truppen entgegenstellen konnte, dann aber nahm, als man daran gieng, geordnetere Zustände herzustellen, das Klephtenthum einen Einfluss auf die Geschicke des Landes, der bald verhängnissvoll geworden war. Einerseits konnten sich diese Gesellen, die gewohnt waren, ohne

Rücksicht auf Gesetz und Ordnung, ganzen Bezirken ihren Willen zu dictieren, an Unterwerfung schlechterdings nicht gewöhnen, andererseits begieng man den Fehler, sich ihrer immer wieder zu bedienen, wenn die reguläre bayrische Truppe, des Landes und seiner Felsenwege ungewohnt, allein mit der Unterdrückung der damals so zahlreichen Aufstände nicht fertig werden konnte. Das aller Ärgste aber war, dass sich die politischen Parteien in unverantwortlicher, geradezu vaterlandsverrätherischer Weise der längst zu gemeinen Strauchrittern heruntergesunkenen Klephten bedienten, um Unruhen zu stiften oder die gerade am Ruder befindliche Regierung durch Klagen über die Unsicherheit im Lande in Verlegenheit bringen zu können.

Trotzdem Unsummen verausgabt wurden und von 1830 an weit über Tausend Hinrichtungen stattgefunden hatten, wurden die Sicherheitsverhältnisse immer schlechter und selbst in der unmittelbaren Nähe von Athen war man vor Anfällen nicht gefeit. Da trat endlich ein Ereignis ein, welches buchstäblich die ganze civilisierte Welt in Aufruhr versetzte, aber auch den Anstoss gab, zu der nunmehr mit eiserner Faust durchgeführten Befreiung des Landes von der Räuberplage. Am 11. April 1870 hatte eine aus Engländern und Italienern bestehende Gesellschaft das kaum eine Tagreise von Athen entfernte Schlachtfeld von Marathon besucht und war dort von einer grossen und wohlorganisierten Räuberbande überfallen und ins Gebirge geschleppt worden. Von da sandten die Strolche zuerst die Damen, dann einen der Gefangenen — Lord Muncaster, der sich mit seinem Ehrenworte verpflichten musste, sich wieder zu stellen im Falle seine Schritte erfolglos blieben — nach Athen, um der Regierung und den Gesandten Englands und Italiens die Bedingungen ihrer Freiheit mitzutheilen. Diese Bedingungen waren: Ein Lösegeld von einer Million Drachmen und gänzliche Amnestie. Das Lösegeld wurde sofort bewilligt, die Amnestie aber

konnte der Ministerpräsident Zaïmis nicht gewähren, wollte er nicht das Ansehen der Regierung gänzlich zu Grunde richten. Die beiden Gesandten und ihre Regierungen boten Alles auf, um das Ministerium zu einer wenigstens scheinbaren Nachgiebigkeit zu bewegen, und es entstand ein Notenwechsel von ausserordentlicher Heftigkeit, in dessen Verlauf von den beiden Mächten wirklich unglaubliche Drohungen ausgesprochen wurden. Die Sache nahm schliesslich, wie ich bereits an anderer Stelle erwähnt habe, solche Dimensionen an, dass König Georgios erklärte, er werde, wenn man auf der Bewilligung der Amnestie bestehe, die Krone niederlegen. Das half. England und Italien standen von ihrem Verlangen ab und Zaïmis gab, wenn auch, wie er mir in späteren Jahren bei einem Gespräche über die Affaire von Marathon versichert hat, mit blutendem Herzen — denn er wusste, dass er das Todesurtheil so vieler Unschuldiger aussprach — den Befehl, die Räuber in ihrem Verstecke durch die Truppen angreifen zu lassen. Wie es ja nicht anders zu erwarten war, brachten die Truppen nur die verstümmelten Leichen der Gefangenen — darunter auch jene Lord Muncaster's, der sein Ehrenwort wirklich eingelöst — zurück, hatten aber wenigstens die Mehrzahl der Banditen festnehmen können. Die eingeleitete Untersuchung compromittierte Personen der höheren Stände, unter Anderen einen reichen englischen Gutsbesitzer, was freilich noch heute von den Engländern entschieden geleugnet wird, aufs äusserste und endete mit zahlreichen Verurtheilungen und Hinrichtungen.

Die Folgen aber waren, wie gesagt, für das Land von grösstem Vortheile. Was bis dahin unmöglich schien, gelang. Das Raubgesindel wurde unbarmherzig gehenkt oder erschossen, oder flüchtete sich über die Grenze und heute ist Griechenland einer der sichersten Staaten der Welt. Man kann es all den Unsinnigkeiten gegenüber, die man wieder zu hören bekam, als der famose Athanasios — der, trotz des gar nichts beweisenden griechischen Namens,

kein Grieche ist — in der Türkei die Stangen'sche Reisegesellschaft aufgehoben hatte, nicht oft genug und nicht laut genug sagen: Man ist heute im Inneren Griechenlands so sicher als in den Österreichischen oder den Schweizer Alpen und man kann das Land nach jeder Richtung ohne jede Behelligung durchreisen.

Selbstverständlich gieng dem eine Übergangsperiode voraus und aus jener Zeit datieren die nachfolgenden Mittheilungen, die mir ein von Räubern gefangen genommen gewesener griechischer Landwirt, Herr K. in Athen, machte und die ich hier wiedergebe, um den Lesern zu zeigen, was selbst ein verhältnismässig glücklich abgelaufenes Räuber-Abenteuer bedeutete.

»Ich war«, erzählte mir Herr K., »bis zu dem Tage an welchem mich die Räuber festnahmen, Gutsverwalter bei dem Engländer J., der, obwohl er auf seinem über zwei Tagreisen von Lamia entfernten, in der Nähe eines grossen Dorfes gelegenen Gute, dank meiner Bemühungen, ich darf es, ohne unbescheiden zu sein, sagen, glänzende Resultate erzielte und auch sonst ein reicher Mann ist, sich bei dem Unglücksfalle, der mich betroffen, wie Sie im Verlaufe meiner Erzählung sehen werden, wirklich schmachvoll benommen hat. In dieser Eigenschaft war ich Ende November eines Tages nach Lamia gekommen, theils um Einkäufe für die anbrechende Wintersaison zu machen, theils um von den dortigen Geschäftshäusern im Ganzen recht erhebliche Summen einzucassieren. Ich sollte in der Stadt mit Mister J. zusammentreffen und dann gemeinschaftlich mit ihm und den Dienern, von denen begleitet er auf dem Seewege von Athen, wohin ihn Geschäfte gerufen hatten, zurückkehren wollte, die Rückreise nach dem Gute antreten. Zwei Tage hatten mir genügt, um meine Geschäfte zu erledigen, und es war mir aus vielfachen Gründen sehr unangenehm, dass widrige Winde dass rechtzeitige Eintreffen meines Gutsherrn verhinderten. Der Hauptgrund war der, dass meine Ankunft und die Zwecke, welche ich

verfolgte, nicht verborgen geblieben waren und dass es unter den fünftausend Einwohnern des schmutzigen Nestes kaum Einen gab, der nicht bis auf Heller und Pfennig gewusst hätte, wie viel ich von Koutzalakis, dem Getreidehändler, eincassiert hatte, wie viel von Mavrojani, dem Tabakhändler, wie viel von Papadopulos, dem Weinhändler. Es ist dies ja auch begreiflich, denn einerseits bieten die Kauf- und Verkaufspreise so grosser Gutsbesitzer wie J. den Massstab zur Bestimmung der Preise des localen Kleinhandels, andererseits sind die Leute in der unfreundlichen, halb in Ruinen liegenden Stadt, so wenig mit der Aussenwelt in Berührung, dass das Erscheinen eines Fremden stets ein Haupt- und Staatsereignis ist, welches in den hier wie nirgends fehlenden Kaffeehäusern unerschöpflichen Stoff zu Gesprächen gibt.

»Endlich traf mein Gutsherr ein. Da aber erhob sich eine unerwartete Schwierigkeit, die für mich verhängnisvoll werden sollte. Wir mussten, wie ich Ihnen schon gesagt habe, da die Strassen im Innern für schwer beladene Wagen durchaus unfahrbar sind, uns entschliessen, den Seeweg zu wählen, machten aber, als die sämmtlichen in Lamia gekauften Vorräthe und Geräthe an die Küste geschafft worden waren, die Entdeckung, dass unser Fahrzeug unmöglich die Fracht, die sämmtlichen Personen und noch obendrein das Pferd, auf welchem ich nach Lamia gekommen war, aufnehmen könne. Ich erbot mich denn, nach dem Gute zurückzukehren, wie ich gekommen war: zu Pferde, übergab Mister J. die eincassierten Gelder, welche ich bisher noch bei mir getragen hatte, worüber er mir, da er die Manie hat, für einen Griechen gelten zu wollen, in griechischer Sprache eine Empfangsbestätigung ausstellte, bestieg mein Pferd und trat wohlgemuth den Heimritt an. Der erste Tag gieng ruhig vorüber. Ich hatte in einem am Wege gelegenen Bauernhause übernachtet, und auch der zweite Tag meiner Reise schien nichts Besonderes bringen zu sollen. Etwas spät von dem gast-

lichen Bauernhofe aufgebrochen, hatte ich den Ritt forcieren wollen, war aber doch gegen vier Uhr Nachmittags gezwungen, meinem Thiere und mir etwas Nahrung und Ruhe zu gönnen.

»Gegen sechs Uhr ritt ich wieder weiter. Sie wissen, wie kurz bei uns der Übergang vom Tage zur Nacht ist. Ich war dadurch, dass man mir in Lamia allseitig gesagt hatte, es herrsche die vollständigste Sicherheit, sowie dadurch, dass ich weder am Hinritte, noch auf der bisher zurückgelegten Strecke des Rückweges das geringste Verdächtige bemerkt hatte, eingelullt worden, und war, statt, wie es die Vorsicht trotz Allem geboten hätte, scharf auszuspähen und den Revolver schussbereit in der Hand zu halten, im Halbschlafe weiter geritten, als ich an einer Biegung des Weges plötzlich angerufen und mein Pferd zum Stehen gebracht wurde. Ich sah fünf bis an die Zähne bewaffnete Bursche vor mir stehen, welche — eine Reflexion, die ich allerdings erst später machte — scharf beleuchtet von dem hinter dem Othrysgebirge hervorkommenden Monde, von oben bis unten von ihrer schafwollenen κάπα*) eingehüllt, wirklich ein malerisches Bild gewährten. Meine erste Bewegung war nach der Tasche, um den Revolver herauszureissen und mich zu vertheidigen. Ein paar wohlgezielte Schüsse, die mich und mein Pferd in den Sand rollen machten, liessen mich meine Bewegung aber sofort bereuen und bewiesen mir, was ich übrigens von selbst hätte wissen können, dass nämlich einer gegen Fünf, namentlich wenn er die Waffe erst aus der Tasche hervorholen muss, sich doch nicht wehren könne. Mein Pferd, ein famoses Thier aus dem Stalle des Mister J., war, durch die Brust geschossen, auf der Stelle todt geblieben, mir selbst war der rechte Arm oberhalb des Ellenbogens zerschossen worden, eine Wunde, an der ich noch heute leide

*) Die κάπα ist ein aus Schafwolle gewebter Pelz, der nach Innen das lange Naturhaar hat und in ganz Griechenland die Winterbekleidung des Bauern bildet.

und deren Folgen wohl zeitlebens nicht gänzlich werden behoben werden können. Als ich wieder zum Bewusstsein kam, sah ich die Banditen um mich beschäftigt, mir den Arm so gut es gieng, zu verbinden, und dann begann, nachdem sie mich noch mit einem Schluck Raki gestärkt hatten, ein sehr summarisches Verfahren.

»,Du bist', sagte Derjenige, der ihr Führer zu sein schien, ein riesiger wettergebräunter Kerl mit einem Gesichte, aus welchem die letzte Spur von Fleisch längst verschwunden war, einem langen, auf die Brust herabhängenden Schnurrbarte und einem Paar diabolischer, über die kühn geschwungene Nase scharf hervorblickender Augen, ,der Verwalter des verfluchten Engländers da drüben. Wir wollten Dir kein Leid anthun, und wärest Du nicht dumm genug gewesen, auf uns schiessen zu wollen, wir hätten Dir kein Haar gekrümmt. Gib uns das Geld, welches Du Deinem Herrn nach Hause bringst, und dann zieh in Frieden'.

»Meiner Versicherung, ich habe das Geld bereits abgeliefert, wurde natürlich kein Glaube geschenkt, und ich wurde durchsucht, was freilich auch nichts anderes zu Tage förderte als einige unwesentliche Papiere und den Empfangsschein J's. Nachdem einer der Palikaren nicht ohne grosse Mühe den Zettel buchstabiert hatte, beriethen sie sich einen Moment, dann kam der Hauptmann der Bande auf mich zu.

»,Herr,' sagte er mir, ,es thut uns leid um Dich, denn Du bist verwundet und wir können Dich jetzt nicht pflegen, aber Du musst mit uns in die Berge. Sobald Du Deinen Arm wirst gebrauchen können, wirst Du dem Engländer schreiben, dass wir dreissigtausend Drachmen Lösegeld für Dich verlangen. Bekommen wir sie, so bist Du frei, verweigert man sie oder werden wir verfolgt, so schiessen wir Dich nieder'.

»Da gab's keine Widerrede, und so trat ich denn den Marsch nach den Bergen an, umringt und scharf bewacht von den fünf Halunken.

»Ich bin an Strapazen gewöhnt, Sie mögen mir's glau-

ben, und abgehärtet gegen jede gewöhnliche Ermüdung, aber dem, was mir da zugemuthet wurde, war selbst ich nicht gewachsen. Es war nach neun Uhr gewesen, als mich die Kerle angefallen hatten, und um zehn Uhr begann unser Marsch. Ich hatte, ganz abgesehen von den heftigen Schmerzen, einen starken Blutverlust gehabt, den der nothdürftige Verband nicht aufhalten konnte, den mir die Banditen angelegt hatten, die, in der Furcht, aufgegriffen zu werden, sich möglichst beeilten, in ihre Schlupfwinkel zurückzukommen; war ausserdem, statt mit ziegenledernen Zaruchias, dem einzigen Schuhwerke, mit dem man auf den steinigen, häufig durch Giessbäche unterbrochenen Gebirgspfaden vorwärts kommen kann, mit Reitstiefeln beschuht, die an den scharfen Kieseln sich nur zu bald in Fetzen rissen, so dass ich, nachdem ich so lange als möglich die Schmerzen, welche mir mein zerschossener Arm und meine wunden Füsse verursachten, ertragen hatte, plötzlich besinnungslos zusammenbrach. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich auf die Pelze der fünf Strolche gebettet und diese selbst im Begriffe, eine Tragbahre aus Ästen herzustellen, um mich weiter zu transportieren.

»‚Sorg Dich nicht, Herr,‘ sagte mir der Chef der Bande, ‚da Du nicht gehen kannst, werden wir Dich bis zu unserem Lagerplatze tragen, und es soll Dir gewiss kein Leid widerfahren.‘

»Dabei blieb es, und die Banditen, deren zärtliche Fürsorge natürlich nur dem Wunsche entsprang, mich möglichst bald so weit hergestellt zu sehen, dass ich an Mister J. schreiben könne, trugen mich thatsächlich, je zwei und zwei abwechselnd, durch zweieinhalb Tage, während deren unsere ganze Nahrung nur aus Oliven, Ziegenkäse und steinhartem Brote bestand, anfänglich nur des Nachts marschierend, da sie noch die Begegnung mit den streifenden Gendarmerie-Patrouillen zu fürchten hatten, bis sie am Eingange einer von zwei kahlen, steil aufsteigenden Felswänden gebildeten Schlucht, aus der, wie aus den Tiefen des Tartarus, ein

unheimliches Sausen und Brausen ertönte, Halt machten. An dieser Stelle wurde ich abgeladen und musste, da es ein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre, mich in der von abgestürzten Felsblöcken, die, mit dunkelgrünem Moos bewachsen, einen eigenthümlichen Contrast zu den tiefschwarzen Felswänden bildeten, verbarricadirten Schlucht weiter zu tragen, ungefähr sechs- bis siebenhundert Meter weit, unterstützt von einem der Räuber zu Fuss vordringen. Am Ende dieses Engpasses erweiterten sich die Felsen zu einem kleinen Thale, und hier hatten die Banditen ihr Lager aufgeschlagen.

»Unsere Ankunft war durch eine am Eingange der Schlucht aufgestellte Wache signalisiert worden, und als wir aus dem Engpasse heraustraten, fanden wir bereits das ganze Lager in Bewegung. Sechs andere Kerle und eine abscheuliche alte Megäre, die Mutter des Bandenführers, kamen uns entgegen, die zurückkehrenden Spiessgesellen mit lauten Freudenrufen begrüssend, mich aber kaum beachtend. Die Zurückgebliebenen waren ihrerseits nicht müssig gewesen, und wenn sie auch keinen Fang gemacht, wie die Anderen ihn an mir gethan zu haben glaubten, so hatten sie doch einige Lämmer, ein paar Schläuche Rezinatoweines und eine grosse Sauhaut voll Ziegenkäse zusammengestohlen, was uns für die nächste Zeit wenigstens mit Nahrung versah. Ich hatte, während sich die edlen Freunde ihre Erlebnisse erzählten, Zeit, mir den Ort, wo ich durch Wochen interniert sein sollte, genauer anzusehen. Das Thal, wenn man diese Erweiterung der Schlucht überhaupt so nennen darf, war, wie der Eingang selbst, von gänzlich kahlen Felsenwänden umgeben, so zwar, dass es nicht denkbar war, dass sich irgend ein lebendes Wesen demselben nähere, ohne von unten bemerkt zu werden. Im Hintergrunde stürzte von beträchtlicher Höhe ein silberweisser Wasserfaden herunter, jenes Geräusch verursachend, welches mir am Eingange des Engpasses aufgefallen war. Das Wasser bildete ein kleines Becken und brach sich dann

nach der Seite hin durch die grossen Felsentrümmer seinen Weg, nachdem seine für mich, der nicht unbedeutendes Wundfieber hatte, recht unangenehme Feuchtigkeit dem kleinen Thale noch dazu verholfen hatte, einiges Strauchwerk und ein paar halbverkrüppelte Bäume hervorzubringen. An diese Bäume hatten die Banditen drei elende, nothdürftig aus Häuten, Baumästen und einigen, wer weiss woher, mitgebrachten Brettern zusammengefügte Hütten gelehnt, die in der Jahreszeit, in der wir uns befanden, durchaus nicht genügten, um deren Bewohner gegen die Einflüsse der Kälte und des zeitweiligen Schneefalls zu schützen. In der Nähe des Wasserfalls waren grosse Steine zusammengetragen, und auf diesen machten, nachdem sie ihre Herzensergiessungen beendet hatten, die Männer Feuer an, um eines der Lämmer am Spiesse zu braten, während die alte Furie, des Hauptmanns Mutter, sich mit mir zu beschäftigen begann. Sie nahm mir den Verband, den mir die Genossen ihres edlen Sohnes angelegt hatten, ab, quetschte und knetete, was mir natürlich höllische Schmerzen verursachte, meinen Arm nach allen Richtungen und legte mir schliesslich eine Salbe auf, die wenigstens die eine Wirkung hatte, dass nach einiger Zeit die Schmerzen fühlbar nachliessen.

»Währenddem mich die Alte verbunden hatte, war das Lamm gar geworden, und wir konnten uns zur Tafel setzen, die allerdings mit jener des Pariser ‚Grand Hotel' wenig Ähnlichkeit haben mochte, uns allen aber vortrefflich mundete. Ich war abermals der Gegenstand der zärtlichsten Fürsorge der Herren Räuber, man gab mir das schönste Stück, schnitt es mir, da ich mich meines Armes nicht bedienen konnte, in kleine Stücke, gab mir zu trinken, kurz, behandelte mich, wie man eben ein Object, welches einen Wert von dreissigtausend Drachmen repräsentiert, behandeln muss, wenn man fürchtet, das Object könne in Trümmer gehen, ehe man Nutzen aus demselben gezogen. Nach der Mahlzeit giengen wir, nachdem noch am Ein-

gange des Thales und am Ausgange der Schlucht, sowie dort, wo sich das Wasser seine Bahn gebrochen, Wachen ausgestellt worden waren, zur Ruhe. Ich wurde in jene Hütte, welche der Hauptmann und seine Mutter mit noch zwei anderen der Strolche bewohnten, einquartiert und gleichzeitig bestimmt, dass mir, da ich beim Wegreiten von Lamia nur eine warme Jacke, aber keinen Pelz angehabt hatte, jeder Mann durch zwölf Stunden seinen Pelz leihen müsse, um mich vor der Kälte zu bewahren.

»Drei endlose Wochen, während deren mich die Muttter meines liebenswürdigen Wirtes täglich zweimal frisch verband, vergiengen in dieser Weise, und während ich von Sorgen und Kummer geplagt war, bestand meine ganze Beschäftigung darin, zu rauchen und mit den im Lager Befindlichen — ein Theil der Männer zog immer auf Raub aus, ohne aber während der ganzen Zeit etwas anderes mitzubringen als ein paar Ziegen — zu reden, was auch nicht immer möglich war, da die Mehrzahl der Banditen keine Griechen waren, und ich ausser meiner Muttersprache und Französisch keine andere Sprache spreche. Die Idee einer Flucht hatte ich gar bald als unausführbar aufgeben müssen, da, selbst wenn es mir gelungen wäre, die Aufmerksamkeit der am Ausflusse des Wassers — und das war die einzige Richtung, nach welcher eine Flucht denkbar gewesen wäre — aufgestellten Posten zu täuschen, ich nicht gar weit gekommen wäre, da mir die Räuber zwar einen Mantel, aber keine Schuhe gegeben hatten und ich, da ich ihnen auch keine nehmen konnte, nicht daran denken durfte, mit nur mit Lappen umwundenen Füssen und einem steifen Arme eine Kletterpartie anzutreten, auf welcher ich, selbst wenn mich die Räuber nicht eingefangen hätten, jedenfalls auf andere Weise zu Grunde gegangen wäre. So blieb ich denn, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Die Entwicklung liess nicht mehr lange auf sich warten, denn eines Morgens kam der Hauptmann auf mich zu und hielt mir folgenden kurzen, aber deutlichen Speech:

»‚Du bist seit drei Wochen bei uns, Herr, Dein Arm ist zwar noch steif, aber mit einiger Mühe wirst Du doch schon schreiben können. Verständige also den Engländer von dem, was Dir zugestossen ist, und verlange das Lösegeld; ich werde einen der Unseren an ihn senden, kommt der Bote von heute in sechs Tagen nicht zurück oder verweigert man uns das Lösegeld, so wirst Du niedergemacht, wie ich es Dir vor drei Wochen bereits gesagt habe, denn wir müssen fort aus dieser Gegend, wo wir uns nicht einmal mehr die nöthige Nahrung verschaffen können, und Du würdest uns bei unseren Streifzügen hindern.‘

»Ich schrieb nun, so eindringlich ich nur konnte, an J., erzählte ihm den Hergang meiner Gefangennahme und bat ihn, da ich ja seinen Charakter kannte, mir den Betrag von dreissigtausend Drachmen zu leihen, ich wolle ihm denselben, wenn ich wieder frei sein werde, redlich abarbeiten. Sechs Tage, während deren bereits, nachdem uns das Brot schon seit langem ausgegangen war, ein sehr fühlbarer Mangel an Nahrungsmitteln herrschte, waren verflossen, die diesmal vollzählig anwesenden Räuber fiengen an, um ihren Genossen unruhig zu werden, ich selbst, der ich, wie Sie sich leicht erklären können, alle die Tage in fieberhafter Aufregung gewesen, litt unter der furchtbaren Ungewissheit Folterqualen, die ich selbst meinem ärgsten Feinde nicht wünsche; da, am Morgen des siebenten Tages, ertönte das mir bereits wohlbekannte Signal, und begleitet von der äusseren Wache kam der Bote zurück. Was in diesem Momente in mir vorgieng, vermag die menschliche Sprache nicht zu schildern. Ich bin nicht feige, Herr, und habe dem Tode oft genug ins Auge gesehen; das Gefühl aber, dass mein Schicksal einzig und allein von dem abhänge, was Mister J., den ich ja als einen kalt berechnenden, herzlosen Ziffernmenschen kannte, der nie mehr that, als er eben musste, entschieden hatte, das schnürte mir die Brust zusammen. Endlich ermannte ich mich und trat auf den Boten zu.

»‚Was bringst Du, Aleko?‘ frug ich. — ‚Nichts, Herr!‘ lautete die kurze Antwort.

»So war denn in Erfüllung gegangen, was ich gefürchtet, aber doch nicht geglaubt hatte. Als J. gehört, dass mein Arm noch immer steif sei, war ihm klar gewesen, dass er es wohl für alle Zeiten bleiben werde, und er hatte, da ja das Gesetz ihn nicht dazu anhielt, das Lösegeld für einen seiner Angestellten zu bezahlen, wenn auch derselbe nur in dieser Eigenschaft gefangen genommen wurde, den Boten rundweg ab- und an meine Mutter gewiesen. Wir haben kein Vermögen; das Wenige, was mein Vater, als er starb, hinterliess, wurde durch meine Studien aufgezehrt, und meine Mutter lebt kümmerlich von der kleinen Pension der Witwe eines Subalternofficiers. Die arme alte Frau, die durch Wochen meinethalben in der grössten Sorge und Ungewissheit gelebt hatte, konnte, trotzdem sie nichts unversucht liess, von unseren Freunden und Verwandten, die uns nicht im Stiche liessen, nicht mehr als viertausend Drachmen zusammenbringen, denn es waren ja auch arme Leute, und die trug sie dem Boten, der bereits ungeduldig zu werden anfieng, da ja das Aufsuchen der Unsrigen viel Zeit gekostet hatte, an. Der Mann, der dreissigtausend Drachmen bringen sollte, wies sie natürlich ab und kehrte zurück, um der Bande Bericht zu erstatten.

»Die erste Folge seiner Mittheilungen war, dass der relativen Freiheit, deren ich mich bis dahin erfreut hatte, ein Ende gemacht wurde. Ich wurde in eine der Hütten verwiesen und ein Mann mit dem Befehl, mich bei dem geringsten Versuche, die Hütte zu verlassen, zusammenzuschiessen, vor die Thüre gestellt. Nach dieser in jeder Beziehung sinnlosen und überflüssigen Massregel trat die Bande zum Kriegsrathe zusammen. Bald wurde mir aus dem entstandenen Lärm und aus abgerissenen Worten, die von der Feuerstelle, wo die ‚Sitzung‘ stattfand, zu mir herüberklangen, klar, dass die Meinungen sehr getheilte waren. Da kam mir ein rettender Gedanke. Ich hatte mir im

Laufe der Zeit, die ich bei Herrn J. diente, einen Betrag von fünfhundert Drachmen erspart und durch Anbietung dieser Summe wollte ich versuchen, den Anführer der Strolche zu bestechen, mit Bestimmtheit darauf rechnend, dass seine Habgierde ihn leiten werde, lieber wenig als nichts zu nehmen. Ich liess ihn durch meinen Wächter zu uns herüberrufen und hielt ihm, als dieser uns allein gelassen hatte, folgende Rede: ‚Du weisst aus dem Berichte eures Boten, dass mein Gutsherr sich entschieden weigert, das Lösegeld für mich zu bezahlen; Du weisst ferner, dass ich arm bin und dass es das äusserste ist, was sie thun konnte, als Euch meine Verwandten und Freunde viertausend Drachmen Lösegeld antrugen. Ihr müsst euch alsoüberlegen, ob Ihr lieber einen Mann, der Euch nie etwas zuleide gethan, ermordet oder lieber die viertausend Drachmen nehmt; damit aber Du, der Du der Hauptmann bist und immer freundlich mit mir warst, nicht zu kurz kommst, verspreche ich Dir, dass Du von mir, wenn Ihr mich frei lasst, für Dich allein noch fünfhundert Drachmen erhalten sollst.‘ — Kurze Pause, dann: ‚Schwörst Du mir's, Herr?‘ — ‚Ich schwöre Dir, Du bekommst für Dich noch extra fünfhundert Drachmen, wenn Ihr mich frei lasst.‘ — ‚Gut, Herr.‘

»Der Bursche gieng, und abermals blieb ich durch zwei volle Stunden in der Ungewissheit, ob man mich freigeben oder ob man mich in der nächsten Minute niedermachen werde; abermals hatte ich die furchtbarsten Seelenqualen zu bestehen. Endlich kam der langbärtige Kerl wieder.

»‚Wir haben beschlossen,‘ sagte er mir, ‚Dir das Leben zu schenken und uns mit den viertausend Drachmen zu begnügen. Ich und zwei von unseren Leuten werden Dich bis in die Nähe des Dorfes begleiten, von dort aus wirst Du Deinen Angehörigen um das Geld schreiben, und ich selbst werde gehen, es zu holen; wenn dann alles in Ordnung ist, bist Du frei.‘

»Am Morgen des nächsten Tages traten wir unsern beschwerlichen Marsch an, der dadurch, dass wir so gut

wie nichts zu essen hatten, gerade nicht an Reiz gewann, und am Abende des dritten Tages machten wir in einer Entfernung von fünf Wegstunden vom Dorfe Halt. Ich schrieb an meine Mutter um die viertausend Drachmen, theilte ihr den mit dem Bandenführer geschlossenen Vertrag, sowie den Ort mit, wo sie die fünfhundert Drachmen finden konnte, und sofort machte sich der Edle auf den Weg. Mitten in der Nacht weckte er meine Mutter aus dem Schlafe; diese übergab ihm die viertausend Drachmen für die Bande und die fünfhundert für ihn, und bereits am nächsten Tage gegen neun Uhr Morgens kehrte er, da er sich, um möglichst rasch aus dem nicht ganz geheuren Rayon der Gendarmen zu kommen, gar keine Ruhe gegönnt hatte, auf einem Esel, den er aus dem erstbesten Stalle gezogen und mit allen möglichen zusammengestohlenen Mundvorräthen bepackt hatte, zu uns zurück.

»,Du bist frei, Herr,‘ sagte er mir, ‚besteig' diesen Esel, der uns bei unserem weiteren Fortkommen nur hindern würde, und bringe ihn seinem Eigenthümer zurück; dem Engländer aber sage, er werde uns nicht entgehen.‘

»Sie begreifen, dass ich mich nicht zweimal auffordern liess, das Grauthier zu besteigen; in einer freudigen Aufwallung drückte ich sogar meinen Peinigern die Hände und dann trabte ich lustig dem Dorfe zu, wo ich in den ersten Nachmittagsstunden eintraf. Meine Ankunft, auf welche man durch die Erzählung meiner Mutter über den nächtlichen Besuch, den sie gehabt hatte, bereits vorbereitet war, glich einem Triumphzuge; alle Welt war gekommen, mich zu begrüssen, nur Mister J. hatte es vorgezogen unsichtbar zu bleiben. Trotzdem suchte ich ihn, sobald ich mich aus den Armen meiner Mutter gerissen hatte, auf. Wissen Sie, womit er mich empfieng, Herr? Mit der Mittheilung, dass er bereits Schritte gethan habe, um mich zu ersetzen, und der Anfrage, ob ich in der Lage sei, die dreihundert Drachmen, welche ich ihm für das unter mir erschossene Pferd schulde, sofort zu bezahlen, oder ob ich

drei Monate Frist wolle. Das war mir denn doch zu arg, und vor Entrüstung meiner nicht mehr mächtig, sagte ich meinem ehemaligen Gutsherrn in derben Worten, was ich und alle Anderen über sein Verhalten dächten, forderte ihn auf, seine Ersatzansprüche gerichtlich geltend zu machen, wenn er wolle, und gieng, ohne weiter auf seine Auseinandersetzungen zu hören, davon.

»Ich habe Ihnen eigentlich nichts mehr zu erzählen. Es gelang mir noch, das nothwendige Geld zu entlehnen, um meinen Arm pflegen lassen und die zur Erlangung einer kleinen Staatsanstellung erforderlichen Schritte thun zu können, da mein Arm mich wohl immer hindern wird, mich wieder activ mit der Landwirtschaft zu beschäftigen. und nun bin ich, arm an Geld und leider auch an Hoffnungen, seit einigen Tagen hier, um meine doppelten Zwecke zu verfolgen.«

Auch ich habe nur mehr Weniges hinzuzufügen. K.... hatte, was seine Wunde anbelangte, Recht: sein Arm ist steif geblieben; die Anstellung, die er aber gegen seine Erwartung doch erhielt — eine Lehrerstelle an einer der kleinen Ackerbauschulen Griechenlands — gestattete es ihm, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, ohne dass diese Steifheit ein empfindliches Hindernis für ihn wäre. Mister J. hat ihn wirklich auf Bezahlung der dreihundert Drachmen geklagt, wurde aber selbstverständlich abgewiesen und noch obendrein, als er von Lamia, wohin er sich zur Austragung dieses Processes begeben hatte, nach dem Gute zurückkehren wollte, trotzdem er von bewaffneten Dienern begleitet war, von den Räubern aufgegriffen und erst wieder freigegeben, nachdem er ein Lösegeld von fünfzigtausend Drachmen bezahlt hatte.

Ich selbst habe übrigens im Jahre 1880 in Griechenland auch mein Räuberabenteuer erlebt, welches ich zum Nutzen und Frommen meiner Leser gleichfalls nicht verschweigen will.

Damals gab es noch lange die guten Verbindungen

zwischen Athen und der, heute wie im Alterthume beliebten, lieblichen Sommerfrische Kephissia nicht, die jetzt durch die Bahnen hergestellt sind, und so oft ich Freunde, die da draussen den Sommer zubrachten, besuchte, ärgerte ich mich über die Unverschämtheit der Athener Kutscher, die nicht nur in Bezug auf rasches und gutes Fahren, sondern auch in Bezug auf Taxüberschreitungen sich ihren verehrten Wiener Collegen würdig anschliessen. Dreissig Drachmen für den ganzen Tag, zwölf für die Hin- oder Rückfahrt — ich konnte es machen wie ich wollte, ich war immer der Überhaltene und so fasste ich eines schönen Tages den heroischen Entschluss, mich um fünf Uhr Früh aus den Federn zu machen und mit der königlich griechischen Landpost hinaus zu fahren, Nachts aber zu Fuss zurückzukehren. Ich dachte mir das wunderschön: der ewig blaue Himmel, der bekanntlich auch des Nachts nicht aufhört, über Griechenland zu lachen; die prachtvolle, alle elektrischen Theater-Effecte übertrumpfende Mondbeleuchtung; die silberglitzernden Sterne; die romantische Aussicht auf das Asomaton-Kloster; das beruhigende Bewusstsein, schliesslich nicht von irgend einem Janni, Aleko oder Georgi in mehr oder weniger kauderwälschem Französisch um mein Geld geprellt zu werden, sollten mir die Mühen des langen Marsches ersetzen.

Als ich meinen Freunden meinen Entschluss mit entsprechendem Pathos bekanntgab, wurde derselbe, wie ja das Grosse nie gleich Anerkennung findet, geradezu mit Hohn aufgenommen. Ich sei viel zu faul, meinten die Lästerzungen, um zu so früher Stunde aufzustehen. Als ich aber eingedenk der schönen Nacht und der Athener Fiaker auf meinem Vorsatze bestand, rieth man mir allgemein, und das nun nicht mehr im Scherz, davon ab. Es sei zwar seit langer Zeit »nichts vorgekommen«, doch sei es trotzdem nicht zu riskieren, Nachts diesen Weg zu Fuss und allein zu machen — das Experiment könne schliesslich doch noch theuerer kommen, als der theuerste Fiaker. Ich aber,

beseelt von einem edlen Feuer und starrköpfig, als wäre ich aus Andalusien importiert worden, um in der griechischen Gebirgs-Artillerie Verwendung zu finden, bestand auf meinem Vorsatze. Mit Eros, der rosenfingerigen Göttin der Morgenröthe, erhob ich mich vom Lager und bestieg den Postwagen, der mich, obwohl sein Gespann mit den edlen Rennern »Lampos« und »Phaeton«, diesen Prachtthieren aus dem Marstalle Helios', des Sonnengottes, wenig Gemeinsames hatte, in vorgeschriebener Zeit nach Kephissia brachte.

Um sechs Uhr waren wir fortgefahren, um acht Uhr stand ich unter der grossen Platane, die das Centrum von Kephissia beschattet.

Das unter den von Alters her berühmten Platanen des Ortes errichtete Kaphenion bot mir nichts: weder Zeitungen noch Gesellschaft und ich hatte mich, da man zu so früher Stunde doch selbst bei den besten Freunden nicht einfallen darf, schon durch längere Zeit nur mit dem Gedanken an die ersparten zehn Drachmen und der Erinnerung an die Feste, welche der Athenische Kunstmäcen Herodes Attikos, als er noch römischer Statthalter war, vor mehr denn siebzehn Jahrhunderten dort gab, unterhalten, als mein Gönner Hektor, der Koch meiner Freunde, gerade in dem Momente denselben meine Anwesenheit unter den alten Platanen verrieth, als ich anfieng, mich gründlich zu langweilen und meinen plötzlichen Anfall von Sparsamkeit zu allen Teufeln zu wünschen. Ich wurde unter Lärmen und Lachen abgeholt und hatte nun den ganzen Tag an Klügeres, oder sagen wir, für mich Interessanteres zu denken, als an meinen Rückmarsch.

Obwohl auch meine Freunde mit meiner Idee, zu Fuss zurückzukehren, nicht einverstanden schienen, liess ich mich doch nicht irre machen und trat gegen elf Uhr Nachts froh und wohlgemuth den Heimweg an. Ich hatte, da ich die ganze Sache für höchst ungefährlich hielt, als einzige Waffe mein Federmesser mit. Dagegen hatte ich mir in

Bayerische
Staatsbibliothek
München

den »Schmiss« meiner Hetzpeitsche eine starke Bleikugel einknüpfen lassen, um den griechischen Schäferhunden, den gefährlichsten und bösartigsten Bestien, die ich je gesehen, einen zarten Wink ertheilen zu können, noch bevor sie mir zu nahe gekommen.

Die aufgerollte Peitsche unterm Arme marschierte ich auf der staubigen Landstrasse lustig meinem Ziele zu, mich des Vollmondes und seiner prächtigen Lichteffecte freuend. Ich mochte so eine gute Stunde gegangen sein und malte mir eben aus, wie sehr ich die ängstlichen Warner in Athen auslachen wollte, als ein plötzliches fremdartiges Geräusch die tiefe Stille rings um mich unterbrach. Ich horchte auf und erkannte nach kurzem den Hufschlag eines in ziemlich scharfem Trabe gehenden Pferdes. Ein von Kephissia nach Athen zurückkehrender Reiter, dacht' ich mir, setzte, da darin ja nichts Auffallendes war, ruhig meinen Weg fort und nahm auch eine geistreiche Unterhaltung, der ich mich schon früher hingegeben hatte, wieder auf, indem ich mit der Hetzpeitsche in der Luft allerlei Linien und Figuren beschrieb. Wieder war ich eine Weile gegangen, als ich mich plötzlich des Reiters hinter mir erinnerte und mir auffiel, dass er mich noch nicht überholt habe. Ich kehrte mich um — und fand meinen Mann kaum zwanzig Meter von mir, aber nicht auf der Fahrstrasse, sondern am Felde im langsamsten Tempo daherreitend, so dass ich sein Daherkommen natürlich überhört hatte. Ich konnte ihn ziemlich gut sehen. Mit hohen Stiefeln und weichem Schlapphute, der sein Gesicht gänzlich verdeckte, gehüllt in einen weiten flatternden Mantel, sass er auf dem Pferde, welches er pariert hatte, als ich mich umwendete, in der Linken die Zügel, die Rechte unter dem Mantel versteckt. Ich hatte mir zwar griechische Räuber immer anders vorgestellt, aber zu Erwägungen über die allenfalls für einen Strauchritter zulässige Toilette hatte ich keine Zeit. Mit einem Sprunge war ich an einem der wenigen, die Strasse umsäumenden Olivenbäume, an dem ich mich, um wenigstens

den Rücken gedeckt zu haben, lehnte. Meine einzige Waffe die Peitsche, fest gefasst, stand ich nun da und wartete, entschlossen, mich gegebenen Falls aufs Äusserste zu vertheidigen.

Es kam aber nichts. Mein Gegner stand wie eine Mauer, mich weder angreifend, noch ruhig seines Weges weiter ziehend. Das dauerte vielleicht eine halbe Stunde. Ich muss ehrlich gestehen, dass die Gefühle, die mich während dieser Zeit beherrschten, keine angenehmen waren. Das Benehmen des Mannes mir gegenüber war zum mindesten ein höchst sonderbares und ich sagte mir ein längere Serie ausgesuchter Grobheiten darüber, den Rath von Leuten, die schliesslich doch ihr Land kennen mussten, aus alberner Bravour ausser Acht gelassen zu haben. Endlich riss mir die Geduld, und da wir uns doch nicht die ganze Nacht gegenüberstehen konnten wie ein Paar chinesische Pagoden, begann ich wieder zu gehen, mochte nun kommen, was da wollte.

Hinter mir folgte, einem Gespenste gleich, der unheimliche Reiter, haltend, wenn ich anhielt, sich in Bewegung setzend, sobald ich es wieder that. Was ich empfand, als ich zu Fuss und unbewaffnet von dem berittenen und sicherlich wohl bewaffneten Verfolger gewissermassen vor ihm hergetrieben wurde, werde ich wohl im Leben nicht wieder vergessen. Kochend vor ohnmächtiger Wuth und vor Zorn über mich selbst, musste ich mein Hauptaugenmerk darauf richten, mein Tempo zu regulieren, um durch Beibehaltung eines gleichmässigen Schrittes meinem Verfolger die Angst, die mich erfasst hatte, nicht merken zu lassen.

Endlich kam die Erlösung aus dieser qualvollen Situation.

Etwa eine halbe Stunde vor Athen befindet sich ein Kaphenion untersten Ranges, das ich schon oft verwünscht hatte, da bei der Hin- und bei der Rückfahrt die Kutscher höchst überflüssiger Weise stets dort einkehrten, angeblich um ihre Pferde zu tränken, in Wahrheit, um sich ein Glas

Mastix-Schnaps hinter die Binde zu giessen. Dieses hatte ich endlich erreicht. Mit wenigen raschen Worten suchte ich dem Kaffeeschänker zu erklären, was vorgehe, aber noch bevor der schwerfällige Patron begriffen, um was es sich handle, hielt auch schon mein Verfolger vor der Hütte. Mit einem Sprunge war ich an der Thüre — um sofort in ein schallendes Gelächter einzustimmen, welches mich dort empfieng. Mein Verfolger war niemand Anderer, als ein guter Bekannter aus Athen, der gleichfalls in Kephissia gewesen war und, durch meine Manipulation mit der Hetzpeitsche stutzig gemacht, es vorgezogen hatte, nicht an mir vorbeizukommen, um nicht etwa vom Pferde herunterbefördert und ausgeraubt zu werden.

Solcher Art sind heute die Räuberabenteuer, die man in Griechenland erlebt!

Fünftes Capitel.

Das geistige Leben.

Das Unterrichtswesen — Die Volksschulen — Die Mittelschulen — Die Universität Athen — Die Professoren — Das Studentenleben — Die Fachschulen — Die polytechnische Schule — Der landwirtschaftliche Unterricht — Die Lehrer-Bildungsanstalt — Die nautischen Schulen — Die theologischen Seminare — Das Unterrichts-Budget — Die Unterrichtsthätigkeit der Vereine — Der Frauenunterricht — Die griechische Sprache — Fallmerayer — Korais — Die Xenophontisten — Die neugriechische Literatur — Die jonische Schule — Theotoky — Bulgaris — Solomos — Manzaro — Kalvos — Typaldos — Laskaratos — Die Schule von Konstantinopel — Das geistige Leben der Phanarioten — Nerulos — Christopulos — Alexander Sutzos — Panjatoti Sutzos — Asopios — A. R. Rangawis — Die Schule von Athen — Roidis — Der Dichter-Preis der Universität — Zalokostas — Orphanides — Georg Paraschos — Achilles Paraschos — Die epirotische Schule — Volksthümliche Poesie — Rhigas — Vilaras — Ali Pascha von Janina — Spiridion Trikupis — Valaoritis — Das Drama — Das Theater — Die Schauspieler-Truppen — Nerulos — Die Sutzos — Vlachos — Basiliades — Paparigopulos — Koromila — Parodis — Terzetis — Pervanoglu — A. R. Rangawis — Roman und Novelle — Die Sutzos — A. R. Rangawis — Roidis — Die wissenschaftliche Literatur — Nerulos — Alexander Zutzos — Spiridion Trikupis — Koraïs — Braïlas — A. R. Rangawis — Die Übersetzer-Literatur — Koraïs — J. R. Rangawis — A. R. Rangawis — Georg Paraschos — Vikelas — Vlachos — Der Erbgrossherzog von Meiningen — Die Frauen in der griechischen Literatur — Ralu Sutzos — Frau Valetta — Dora d'Istria — Der Buchhandel — Die Wissenschaften — Die Archäologie — Eine Copie der Gold-Elfenbeinstatue — Schliemann — Frau Schliemann — Die archäologischen Institute — Griechische Antiquitäten — Die moderne Kunst — Baukunst und Bildhauerei — Drossis — Hansen — Die Malerei — Lytras — Gysis — Jakobides.

Nirgend tritt das Streben der Griechen, der materiellen Befreiung auch die geistige folgen zu lassen, deutlicher hervor, als in der Organisation des öffentlichen Unterrichtes. Sie haben auch einen bedeutenden Erfolg bereits errungen: Während noch vor wenigen Jahren jede Familie, die es halbwegs erschwingen konnte, ihre Kinder zur Ausbildung nach dem Auslande sandte, ist es jetzt allgemeine Sitte, dass die jungen Leute im Lande ihre Studien vollenden. Was das bedeutet, wird erst klar, wenn man bedenkt, dass vor nicht ganz sechzig Jahren noch gar nichts von all dem bestand, worauf heute die griechische Unterrichts-Verwaltung mit Recht so stolz ist. Allerdings gab es, wie ich bereits erwähnte, schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts

ausser der hohen Schule am Phanar-Thore von Konstantinopel, an der damals Männer wie Andronikos Rangawis, Nikolaos Maurokordatos und Andere lehrten, sowohl im eigentlichen Griechenlande, als auf türkischem Gebiete und im Auslande national-griechische Schulen, die von grösster Wichtigkeit für die Erhaltung und Verbreitung griechischen Nationalbewusstseins waren. Alle diese Schulen wurden aber während der Befreiungskriege vollständig vernichtet, und wenn auch die provisorische Regierung wiederholt den Versuch machte, neue Schulen zu errichten, so war es doch erst nachdem König Otto ins Land gekommen war möglich, geordnete Verhältnisse herzustellen.

Der wichtigste Grundsatz des griechischen Unterrichtswesens, der schon 1834 in dem ersten diesbezüglichen Gesetze ausgesprochen wurde und der heute noch vollständig gilt, ist der, dass der Unterricht gänzlich unentgeltlich, aber obligatorisch sei.

Wenden wir uns zunächst dem Volksschulwesen zu. Wir kommen da zu einer Erkenntnis, die geradezu verblüffend ist. Griechenland besitzt bei einer Einwohnerzahl von circa 2,200.000 Menschen 1600 Volksschulen; Österreich hat deren bei 24 Millionen Einwohnern 18.000. Es ergibt sich also, dass die Verhältnisse in den beiden Staaten nahezu völlig gleich liegen, indem in Griechenland eine Volksschule auf 1375, in Österreich eine auf 1333 Einwohner kommt; ein Umstand, der dem jungen Königreiche gewiss alle Ehre macht. Erhalten werden die Elementar-Schulen hauptsächlich von den Gemeinden, welche die Verpflichtung haben, in ihrem Bereiche mindestens eine solche Schule zu errichten. Die Unterrichtsgegenstände sind: Lesen, Schreiben, Rechnen, Naturgeschichte, Geschichte und Geographie, namentlich Vaterlandskunde, Religion, Zeichnen, Turnen. Die griechischen Kinder lernen ausnahmslos rasch und leicht und besitzen, was bei Kindern selten ist, das Verständnis für den Wert des Wissens in hohem Grade. Der beste Beweis dafür ist die aus Privatmitteln für die bereits erwähnten

Strassenjungen errichtete Volksschule. Die Zahl der sich freiwillig meldenden und über die Regelmässigkeit des Schulbesuches absichtlich nicht beaufsichtigten Schüler schwankt zwischen 600 und 700, und der Fall, dass einer der Jungen, die sich Tags über ordentlich plagen, den in die Abendstunden verlegten Unterricht versäumt, ist sehr selten. Als Princip beim Volksschulunterricht gilt, dass möglichst wenig Lehrbücher verwendet werden sollen. Lesebuch und Katechismus — das Übrige sollen der Lehrer und die aus Deutschland bezogenen Wandtafeln für den Anschauungsunterricht besorgen und kommen ihrer Aufgabe auch in einer wirklich überraschenden Weise nach.

Der Mittelschulunterricht theilt sich in zwei Kategorien. Die untere, die der sogenannten »hellenischen Schulen«, entspricht ungefähr unserem Untergymnasium und wird dort in drei Jahrgängen Griechisch, Religion, Latein (nicht obligatorisch), Geographie und Geschichte, Mathematik, Französisch (obligatorisch) und Kalligraphie gelehrt. Jede der Eparchien (Bezirke) hat mindestens eine hellenische Schule, im ganzen bestehen an 180. Die obere Classe, die der Gymnasien, entspricht unseren Obergymnasien. Der Lehrstoff der vier Jahrgänge ist dem der hellenischen Schulen gleich, nur tritt zu der Ausdehnung des bereits in diesen Gelernten noch Physik, Chemie und philosophische Propädeutik hinzu und wird Latein obligatorisch, Deutsch und Englisch unobligatorisch vorgetragen. In jeder der 16 Nomarchien (Departements) besteht mindestens ein Gymnasium, im ganzen hat Griechenland deren an 30. Das Sprachstudium wird dort sehr eifrig betrieben und kein halbwegs intelligenter und gebildeter Grieche spricht nicht wenigstens noch eine fremde Sprache, wenn auch nicht ohne Accent, so doch geläufig. Die Kosten des Mittelschulunterrichtes trägt der Staat.

Der Hochschulunterricht wird an der Universität Athen ertheilt. Im Mai 1837 gegründet, begann sie ihre Wirksamkeit mit einigen zwanzig Professoren und fünfzig

Hörern; heute hat die Alma Mater Atheniensis dreiundfünfzig Professoren, dreiundsechzig Docenten und — im Wintersemester 1890/91 — dreitausendfünfhundert Hörer, ungefähr so viel wie die Universitäten München und Pest. Dank grossartiger patriotischer Spenden und Vermächtnisse besitzt sie ein Vermögen von über fünf Millionen Drachmen, dessen Erträgnis zur Erhaltung der Sammlungen und Institute verwendet wird, indes der Staat nur die Kosten für die Professoren- und Beamten-Gehalte, mit rund 300.000 Drachmen jährlich, für die Universitäts- und National-Bibliothek mit rund 50.000 Drachmen jährlich, für den botanischen Garten mit rund 10.000 Drachmen jährlich, zu tragen hat, wodurch es möglich ist, auch den Universitäts-Unterricht, abgesehen von einer Taxe von 100 Drachmen für das Doctor-Diplom, unentgeltlich zu ertheilen. Die Leitung der Universität liegt in den Händen eines Senates, der aus dem Rector, in Athen Prytanis genannt, den vier Decanen und drei anderen Professoren zusammengesetzt ist. Die Studiendauer ist dieselbe wie bei uns. Mit der Universität verbunden sind die Bibliothek, der botanische Garten, die auf Kosten des Baron Simon Sina in Wien erbaute und erhaltene Sternwarte, eine Hebammenschule, das Civil-Spital, das Gemeinde-Spital, ein Spital für Augenkranke und ein solches für venerische Krankheiten, ferner die sehr grossen und wertvollen fachwissenschaftlichen Sammlungen, das Laboratorium etc. Das Professoren-Collegium besteht aus tüchtigen und eifrigen Lehrkräften und die Universität Athen ist in der Lage, ihren Hörern gründliches und ernstes Wissen zutheil werden zu lassen, ohne dass die jungen Leute es mehr nöthig hätten, den theueren und nur für die Söhne vermögender Eltern möglichen Aufenthalt im Auslande zu nehmen.

Gerade das aber hat dem Lande, wie ich an anderer Stelle ausgeführt habe, schweren Schaden gebracht, durch die ungeheuere Förderung, welche der überströmende Bildungsdrang der jungen Leute dadurch fand, die dann, ab-

solviert aber brotlos, in der politischen Hetzerei ihr Fortkommen suchten. So toll war dieses Jagen nach Wissen, dass die Studenten nicht nur oft hungerten, was ja auch anderswo vorkommt, sondern sich sogar gegen Kost und Wohnung und die Freiheit, die Vorlesungen zu besuchen, als Diener verdangen! Die unausbleibliche Enttäuschung kam aber bald. Der frischgebackene Doctor Juris fand keine Clienten, der junge Doctor Medicinae erkundigte sich besorgt, ob denn Griechenland wirklich ein so gesundes Klima habe und so sehr sie auch ihre Ansprüche heruntersetzten, mindestens die Hälfte Derer, die alljährlich in Athen promovierten, gieng beschäftigungslos und mit knurrendem Magen unter dem ewig blauen Himmel des schönen Hellas spazieren. Hunger und Müssiggang sind aber bekanntlich schlechte Rathgeber, die politische Turbulenz hatten die Herren noch von der Universität her, wo bei jeder Gelegenheit politischer Spectakel gemacht wird, in der Übung und ergaben sie sich denn der politischen Agitation, in der Hoffnung dabei irgend etwas zu gewinnen. Das gelang ihnen in Folge des mit einem Ministerwechsel stets verbundenen Beamtenwechsels auch oft genug, der Staat aber hat empfindlich unter diesem Anschwellen der unbeschäftigten Bildung gelitten, weil ja gerade dadurch die Stabilisierung der politischen Verhältnisse wesentlich erschwert wurde.

Heute ist durch die Reformen auf dem politischen Gebiete und die Vergrösserung des Königreiches so ziemlich Ruhe geschaffen und Viele, die früher der Universität zugestrebt hätten, wenden sich den mehr praktischen Berufen zu. Trotzdem aber besteht die weit überwiegende Mehrzahl der Athener Hochschüler nach wie vor aus sehr armen Leuten; es ist also unter solchen Umständen nicht überraschend, dass man in Athen ein frisches, frohes Studentenleben nicht kennt und dass dort unter dem Drucke der Kümmernisse und der politischen Aspirationen unser altes Lied: »'S gibt kein schön'res Leben als 's Studentenleben«

zur Lüge wird. Von dem Verbindungswesen hat man in der Atheniensischen Studentenschaft keine Spur, die Mensur ist ein unbekannter Begriff und selbst vom Kneipen weiss man nichts, denn merkwürdiger Weise hat sich der sonst manchmal noch recht fühlbare bajuvarische Einfluss, der mit König Otto ins Land kam, in dieser Richtung gar nicht gezeigt. Bier kennt der Grieche nur als schales, widerwärtiges, auf Flaschen abgezogenes Export-Gesöffe und findet man einmal in der einzigen unseren Begriffen entsprechenden Bierkneipe Athens, bei Bernardakis, eine Gesellschaft, die einen ernsteren Versuch macht, Stoff zu vertilgen, so kann man überzeugt sein, dass es Deutsche oder Österreicher sind, die dort all die Sünden abbüssen, die sie in der Heimat gegen Dreher, St. Marx, Pilsen, Pschorr, Spaten, Löwen, und wie sie sonst heissen mögen die edlen Spender gebrauter Genüsse, begangen haben.

Ein wichtiges Mittel gegen den übermässigen Andrang zum Universitäts-Studium glaubte man, da man nicht zu dem sicheren, aber gefährlichen Mittel greifen wollte, das Studium zu vertheuern, in der Schaffung guter Fachschulen zu finden. Dass dieselben den Erwartungen in dieser Richtung nicht ganz entsprachen, ist nicht Schuld der Unterrichts-Verwaltung. Die wichtigste unter ihnen ist die polytechnische Schule in Athen. 1837 als Handwerker-Schule gegründet, wurde sie wiederholt reorganisiert und besteht heute aus zwei Abtheilungen: der rein technischen, in der Architekten, Ingenieure und Geometer herangebildet werden, und der Kunstschule, in der Zeichnen, Stechen, Schneiden, Bildhauerei etc. gelehrt wird. Hervorragend begabte Schüler erhalten Stipendien zur Vollendung ihrer Studien im Auslande. Die Resultate der technischen Abtheilung sind befriedigend, die der Kunstschule sind es weniger, da die modernen Griechen für Malerei und Bildhauerei nur geringes Talent zeigen. Der landwirtschaftliche Unterricht, für den schon 1829 gesorgt wurde, wird in vier Ackerbau-Schulen ertheilt, aber fast ohne Er-

folg, denn die Söhne vermögender Familien gehen doch ins Ausland, die Bauernsöhne können den väterlichen Hof nicht so lange verlassen und wer sich, trotzdem wenig Aussicht vorhanden ist, später als Verwalter oder sonstiger Gutsbeamter eine Stellung zu finden, dennoch entschliesst, diese Schulen zu besuchen, thut dies meist nur, um als Stipendist ein paar hungerfreie Jahre zuzubringen. Dagegen hat die 1878 errichtete Lehrer-Bildungsanstalt, über deren Einrichtung nichts Besonderes zu erwähnen ist, bereits die erfreulichsten Erfolge gehabt; ebenso die gleichfalls 1837 gegründeten nautischen Schulen, die, heute fünf an der Zahl, Capitäne und Steuerleute für die Handesmarine heranbilden. Von geringem Erfolge und wenig besucht sind aus Gründen, auf die ich noch zurückkomme, die theologischen Seminare, obwohl ein patriotischer Grieche schon vor vielen Jahren eine bedeutende Stiftung machte, um eine Anstalt, das nach ihm benannte »Rizarion«, zu gründen, in der für die Schaffung einer intelligenten und unterrichteten unteren Priesterschaft, an der es in Griechenland noch vielfach mangelt, gesorgt werden soll.

Das letzte mir vorliegende Budget Griechenlands weist bei einer Gesammtausgabe von rund 100·411 Millionen Drachmen, für Unterricht und Cultus 3·534 Millionen Drachmen aus; dass damit das Auslangen bei den geschilderten Leistungen nicht gefunden werden kann, ist selbstverständlich und so hat denn auch hier die Privat-Initiative, die für das gesammte geistige Leben von so überaus grosser Bedeutung ist, eingegriffen, indem die Vereine, die dank der ihnen zur Verfügung gestellten reichen Mittel wirklich Bedeutendes leisten konnten, nach Erfordernis an die Stelle des Staates traten. Der Verein »Parnassos« z. B., der heute in Griechenland wohl der angesehenste ist, hat in Athen die Strassenjungen-Schule errichtet; er gibt ausserdem eine literarische Revue heraus und veranstaltet populär-wissenschaftliche Vorträge; der »Syllog zur Verbreitung griechischer Bildung«, der ein

Vermögen von weit mehr als 300.000 Drachmen besitzt und mit Regierungs-Unterstützung arbeitet, hat in Griechenland und in der Türkei eine grosse Anzahl von Schulen errichtet und gibt Schulbücher heraus; der »Byron« sucht höhere literarische Bildung zu verbreiten; die »Philharmonische Gesellschaft« hat ein Conservatorium für Musik und dramatische Kunst gegründet, sucht den sehr geringen Sinn der Griechen für Musik zu heben und veranstaltet unter Leitung des ehemaligen Wiener Conservatoristen Unger grosse und erfolgreiche Concerte; der »Verein der Volksfreunde«, der die Bildung der arbeitenden Classen anstrebt, veranstaltet Vorträge und lässt Bücher allgemein belehrenden Inhaltes erscheinen u. s. w.

Dass man alles aufwendet, um die Bildung der Männer zu heben, könnte schliesslich als wohlverstandener Egoismus betrachtet werden; man ist aber in Griechenland bereits dahin gekommen, auch für die Förderung des Frauenunterrichtes umfangreiche Vorsorge zu treffen. So besitzt der »Verein der Studienfreunde«, gewöhnlich kurzweg »Hetairia« genannt, in seinem »Arsakion« eine grossartige und mustergiltige Anstalt, in der Lehrerinnen herangebildet und Hunderte von kleinen Mädchen unentgeltlich erzogen werden; so hat der »Frauenverein«, eine Art Frauenerwerb-Verein, eine Schule und Arbeitsanstalt, das »Ergastirion«, errichtet, an der bereits vier- bis fünfhundert Frauen und Mädchen, Erwerb und Bildung finden und deren Leiterinnen übrigens das nicht hoch genug zu schätzende Verdienst haben, zur Erhaltung und Hebung der griechischen Hausindustrie, die gerade an Arbeiten weiblicher Hände ungewöhnlich Schönes bietet, wesentlich beigetragen zu haben.

* * *

Bevor ich mich nunmehr der Besprechung der Leistungen der neuen griechischen Literatur zuwende, sei es mir gestattet, der Sprache, deren sie sich bedient, eine kurze Auseinandersetzung zu widmen.

Vielfach ist die Behauptung aufgestellt worden, die heutigen Griechen hätten weder dem Stamme noch der Sprache nach mit den Griechen des Alterthums etwas gemein, und ganz besonders Fallmerayer, der ebenso geistvolle als boshafte Fragmentist, hat hiefür Scheinbeweise erbracht, die selbst so grosse Geister, wie Schlosser, L. F. Tafel und K. B. Hase zu seinen Theorien bekehren konnten, Fallmerayer, der es so trefflich verstand, neben der rein fachlichen Motivierung auch die ätzende Lauge seines herben und beissenden Spottes zu gebrauchen, ist allerdings heute gänzlich widerlegt. Das haben nicht nur Koryphäen der Wissenschaft, wie Miklosich, das haben mit weit zwingenderer Gewalt noch die Thatsachen in der fortschreitenden Entwickelung des griechischen Volkes gethan. Fallmerayer selbst sagt in seiner Kritik von »*Les femmes en Orient, par la comtesse Dora d'Istria*« wörtlich: »In der Geschichte und in der Politik werden die Völker nicht nach ihrem Stammbaum, sondern nach ihrer Thatkraft und nach dem physischen und geistigen Gewichte taxiert, das sie in die Wagschale der menschlichen Dinge werfen.« Nun, die Griechen haben, trotz ihnen noch anhaftender Schwächen und Mängel, bewiesen, dass sie im Stande sind, in die Wagschale der menschlichen Dinge ein Gewicht zu werfen, welches um sehr Vieles die gehegten Erwartungen übersteigt. Dass nach den Umwälzungen des Mittelalters das hellenische Element sehr gelitten hatte, ist unleugbar; dasselbe hat aber dennoch genügt, aufs Erfolgreichste gegen die mit den Eroberern ins Land gekommenen fremden — ganz besonders slavischen — Elemente anzukämpfen. Die Eroberer haben nicht die ursprüngliche Bevölkerung in sich aufgenommen, sie wurden im Gegentheile von ihr gräcisiert.

Die griechische Sprache hatte allerdings im vulgären Verkehre Elemente der verschiedensten Sprachen, namentlich des Slavischen und des Italienischen aufgenommen, die für kurze Zeit die Ursprache verdrängen zu wollen

schienen; es erstand ihr aber in Koraïs, dem grössten griechischen Sprachforscher, ein Helfer, der rechtzeitig daran gieng, die ersten Versuche der Reinigung der Sprache zu machen. Er legte die Frage in den ersten Jahren unseres Jahrhundertes einem Areopag von Schriftstellern und Gelehrten vor, und alsbald entbrannte ein lebhafter linguistischer Kampf. Die Einen wollten die Sprache nach dem Vorbilde der Classiker reformieren und auf die Ausdrucksweise Xenophons zurückgreifen; die Anderen wollten die Vulgärsprache, so wie sie war, zur Schriftsprache machen. Da griff Koraïs in die Frage ein und auf seinen Antrag wurde beschlossen, die Sprache zwar nicht auf das Griechisch des Xenophon zurückzuführen, wohl aber in stetiger Arbeit die eingeschlichenen Barbarismen und Fremdworte auszuscheiden und so, ohne die Veränderungen, welche die griechische Sprache, wie jede andere, im Laufe der Jahrhunderte durchgemacht, einfach weg zu decretieren, sie wenigstens frei zu machen von fremdem Drucke.

Bald nachdem Koraïs und seine Anhänger ihr verdienstvolles Werk begonnen hatten, entbrannten die Befreiungskriege und auf Jahre hinaus war der Blick der Griechen nur dem einen Ziele zugekehrt, dem, das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln. Die Arbeit der Sprachreinigung wurde aber nur unterbrochen, nicht zerstört, und heute ist die Reinigung der Vulgärsprache, zu der naturgemäss die Errichtung der Schulen und die grössere Verbreitung von Büchern und Zeitungen unendlich beigetragen, schon so weit gediehen, dass man auch von Leuten aus dem Volke nurmehr verhältnismässig selten ungriechische Ausdrücke gebrauchen hört, während andererseits auch das Griechisch der Xenophontisten, welche den von Koraïs vorgeschlagenen Mittelweg nicht annehmen wollten und darin zuerst an der jonischen Akademie in Korfu und später an der Universität von Athen warme Unterstützung fanden, zum Nutzen und Frommen der Entwicklung der griechischen Literatur langsam aber stetig an Anhängern verliert,

um dem nach den Vorschlägen Koraïs gereinigten Vulgärgriechisch Platz zu machen.

Um sich von der Ungeheuerlichkeit, welche die Xenophontisten durchführen wollten, eine richtige Vorstellung zu machen, muss man sich vor Augen halten, dass die heutigen Griechen das Altgriechische, gerade wie wir Deutschen von heute das Deutsch unserer Vorfahren, erst nach längerem Studium beherrschen, dass daher der nicht akademisch Gebildete, wäre der Wunsch der Xenophontisten durchdrungen, ausser Stande gewesen wäre, die Producte der neuen griechischen Literatur kennen zu lernen. Man hätte so gründlich zerstört, was eine der Stärken der Griechen ist: die Einheit der Sprache, und hätte dadurch die Entwickelung der neugriechischen Literatur im Keime erstickt; denn eine Literatur, die nur Wenigen im eigenen Volke zugängig und verständlich ist, kann nie und nimmermehr gedeihen.

*
* *

Zum Glücke ist dies nicht gelungen und die neugriechische Literatur entwickelte sich aus den bescheidenen Anfängen des vorigen Jahrhunderts trotz der vielen Schwierigkeiten zu einer Höhe, die für die Zukunft das Beste erwarten lässt. Wenn ich sie zunächst in die Jonische, die Konstantinopler, die Athener und die Epirotische Dichterschule theile, obwohl der Moment sehr nahe ist, in welchem sämmtliche Schulen in eine einzige, nationale aufgehen werden, so geschieht dies deshalb, weil beim Entstehen der neugriechischen Literatur diese Schulen sich scharf kenntlich von einander unterschieden und die ihnen angehörenden Dichter die Verschiedenheit der Abstammung auch in ihren Werken deutlich zu Tage treten lassen.

Die jonische Schule hat den Griechen die mächtigsten, die grössten Dichter gegeben. Der Umstand, dass die Türkei niemals sich der jonischen Inseln bemächtigen konnte, die unter venetianischer und unter englischer Herrschaft der grössten Freiheit genossen, hat dazu wesentlich

beigetragen und die natürliche Folge davon war, dass die jonischen Dichter bei der Wiedergeburt der griechischen Poesie einen weit kürzeren Weg zurückzulegen hatten, als jene, die aus einem unter türkischer Herrschaft stehenden Theile Griechenlands hervorgiengen. Auch kam den Joniern sehr zu statten, dass viele unter ihnen in Italien ihre Erziehung genossen, in Padua oder Bologna ihre Studien zurückgelegt hatten und dass es ihnen vergönnt gewesen war, an den grossen italienischen Vorbildern zu lernen. Doch hatte dies die sonderbare Folge, dass Männer, die bestimmt waren, als griechische Dichter einen hervorragenden Platz einzunehmen, ihre Erstlingswerke in italienischer Sprache schrieben. Nichtsdestoweniger wurde die Sprache der Vorfahren emsig studiert und im achtzehnten Jahrhundert eröffneten die noch heute berühmten Predigten des Mönchs Theotoky, sowie die Übersetzung des »Virgil«, welches Riesenwerk ein Bulgaris leistete, die Aussicht auf ein glänzendes Wiedererstehen der griechischen Dichtkunst.

Die glorreichen Tage der Revolution und der Abschüttlung des türkischen Joches führten dann die Auferstehung herbei und Griechenland fand in dem damals dreiundzwanzigjährigen Grafen Denis Solomos den Sänger seiner Freiheit. Solomos, in Zante geboren, war schon in seinem dreizehnten Jahre nach Venedig, Cremona und Pavia geschickt worden, um zu studieren. Zur Zeit, als die Revolution vorbereitet wurde, kehrte er in seine Heimat zurück, noch nicht griechischer, wohl aber bereits italienischer Dichter. Die Dichtungen Rhigas' und Christopoulos', die Ereignisse von 1821 begeisterten ihn; aber noch fühlte er sich zu schwach, um selbst seine Stimme zu erheben. Erst als er 1822 mit Spiridion Trikupis bekannt und befreundet wurde, brachte er auf dessen Rath und Antrieb seine dichterische Begabung zu öffentlicher Geltung. Eine seiner ersten Dichtungen war die »Hymne an die Freiheit«, die mit einem Schlage durch ganz Griechenland ertönte und in vielfachen Übersetzungen auch nach dem Occidente gebracht, Solomos über Nacht

zu einem grossen, vergötterten Dichter machte, so dass es Wenige gab, die das Gedicht trotz seiner Länge nicht vollständig auswendig konnten. Späterhin hat der berühmte korfiotische Componist Manzaro die Hymne in Musik gesetzt und seit dem Regierungsantritte König Georgios' ist sie zur Nationalhymne geworden.

Zahlreiche andere Dichtungen, aus denen eine zarte Melancholie spricht, die indes nie in vage Sentimentalität ausartet, entstanden bis zu seinem 1857 erfolgten Tode; sein grösstes Werk aber, eine Schöpfung, durch die der tragische Hauch eines Äschylos zieht, blieb unvollendet. In wenigen Worten nur das Gerippe der Handlung. Lambros, ein verdorbener, aber tapferer Mann, hat seine drei Söhne und seine einzige Tochter, Kinder einer Mutter, die er nie zu heiraten einwilligen wollte, verlassen, um gegen Ali Pascha zu kämpfen. Lange Zeit vergeht. Da findet es sich, dass ein junges, als Türke verkleidetes Mädchen ihn und die Sulioten vor einem Hinterhalte der Feinde rettet. Lambros verliebt sich in die Heldin, die seine Neigung erwiedert. Er verführt sie, erkennt aber später an einem Zeichen auf ihrem Arme, dass sie seine Tochter sei. Beide sind allein auf einem See und der Vater enthüllt rudernd, den Kopf tief gesenkt, der Tochter das schaurige Geheimnis. Plötzlich vernimmt er ein dumpfes Geräusch — das Mädchen hat sich in den See gestürzt. Er kehrt allein ans Ufer zurück und flüchtet sich in eine Kirche, findet aber auch dort die gehoffte Ruhe nicht. Er hat eine grässliche Vision. Es ist gerade Ostern und er sieht seine todten Kinder ihn in der Kirche verfolgen, um ihm den Friedenskuss zu geben. Von dieser grauenhaften, aber in der Schilderung Solomos' nicht anwidernden Vision befreit, flieht Lambros weiter und begegnet der Mutter seiner Tochter. Vergebens versucht er ihr »das furchtbare Ereignis, das er noch Niemandem enthüllt«, zu erzählen. Endlich erräth die Mutter »das Grässliche, das keines Menschen Seele ertragen kann«. Der Verbrecher entflieht und sucht den Tod in denselben Gewässern, in denen seine Toch-

ter ihn bereits gefunden. Die Mutter aber verfällt in Wahnsinn und erfüllt die einsamen Gegenden mit ihren traurigen Gesängen. Das Ganze ist von lebendiger, dramatischer Kraft, die Bilder, die Liebes- und die Fluchscenen sind originell und ergreifend. Beleuchtet von der Sonne Griechenlands, ist das Entsetzlichste der Handlung doch niemals widrig und trotz des mystischen Hauches, welcher die ganze Dichtung durchweht, wird auch der heutige Leser grosses Interesse an ihr finden.

Weit weniger populär als Solomos, aber an dichterischer Begabung ihm gleich ist Andreas Kalvos, um 1796 in Zante geboren. Freund und Secretär von Foscolo, den nur die ungenügende Kenntnis seiner Muttersprache verhindert hat, ein bedeutender griechischer Dichter zu werden, wie er ein bedeutender italienischer Dichter war, war er diesem nach London gefolgt, wo er, an eine Engländerin verheiratet, seine grossen Kenntnisse durch Ertheilung von Unterricht verwertete. Die Ereignisse in der Heimat begeisterten ihn zu den schönsten dichterischen Schöpfungen, namentlich Oden; er schrieb sie aber in einer Sprache und Form, die, weder der Vulgärsprache, noch den Regeln der Xenophontisten sich anschliessend, dem Volke fremd, ja unverständlich war und die es niemals angenommen hat. Nach dem Tode seiner ersten Frau übernahm er 1826 eine Stellung als Professor der Philosophie an der jonischen Akademie in Korfu, kehrte aber, von vielen Unglücksfällen verfolgt und verbittert darüber, dass seine Dichtungen im Volke nicht durchdrangen, nach London zurück, wo er, ein zweitesmal verheiratet, 1869 starb. Es ist im Interesse der neugriechischen Literatur tief zu bedauern, dass Kalvos seinem Volke durch seine langen Abwesenheiten entfremdet wurde, er wäre sonst einer seiner grössten Dichter geworden.

Ein Dichter, dessen Werke sehr bekannt sind, dessen Name aber selten mit diesen zugleich genannt wird, ist Julius Typaldos. »Die beiden Blumen«, »Das Kind und der Tod« und viele andere sind in ganz Griechenland

verbreitete und beliebte Gedichte; fragt man aber nach dem Namen des Verfassers, so wird er nur den Allerwenigsten bekannt sein. Typaldos ist vorwiegend lyrischer Dichter, doch fehlt ihm auch der Ausdruck für starke Gefühle nicht.

Es würde den Rahmen dieser Skizze weit übersteigen, wollte ich es versuchen, alle Dichter zu nennen, die den einzelnen Schulen angehören. Ich muss mich also beschränken und will hier nur noch den Satiriker Andreas Laskaratos erwähnen, der lange vor Henri Rochefort eine »Laterne« herausgab, in der er seinen Landsleuten ihre socialen und politischen Fehler so nachdrücklich vorhielt, dass von allen Seiten die schärfsten Angriffe niederprasselten. Laskaratos nahm dies jedoch höchst gleichgiltig hin und seine in jonischer Mundart geschriebenen Gedichte, unter denen sich wahre Perlen von Humor finden, haben auch seither nichts von ihrer frischen Schneidigkeit verloren.

Die Schule von Konstantinopel scheidet sich in zwei streng geschiedene Theile: in die Schule von Konstantinopel in Konstantinopel selbst und in die Schule von Konstantinopel in Griechenland.

Nach dem Siege Muhammeds II. flüchteten alle Christen, die auf Gelehrsamkeit Anspruch machten, nach Italien, wo sie gerade im rechten Momente ankamen, um auch ihrerseits zu der geistigen Wiedergeburt derselben beizutragen. In Konstantinopel war von den Unterrichteten nur ein Theil des Clerus zurückgeblieben und dieser war es allein, der nach der Unterwerfung einigen Einfluss bei den Siegern hatte, da man seiner zur Leitung der Griechen bedurfte. Bald aber entwickelte sich ja das Ansehen der Phanarioten, die griechischen Gelehrten und Schriftsteller liessen sich wieder in Konstantinopel nieder und bildeten den Anhang, ja oft die Rivalen dieser einflussreichen Männer, die Kenntnisse, welche ein Mittel zur Macht geworden waren, gelangten wieder zu Ansehen, und im achtzehnten Jahrhundert hatte sich am Phanar um die hohen Würdenträger und

den griechischen Patriarchen eine Aristokratie der Geburt und des Geistes versammelt, die, während deren politischer Einfluss, durch die Macht der im Handel und Bankbetriebe gewonnenen Millionen mächtig gefördert, stetig wuchs, die Wiedergeburt der griechischen Literatur auch hier vorbereitete. Bücher aller Art erschienen in griechischer Sprache, man übersetzte die Meisterwerke der anderen Völker, studierte die Dichtungen der Alten und machte selbst die ersten schüchternen Schritte auf der neuen Bahn. Die Einwirkung der fremden Dichter war unverkennbar, was ja bei dem Umstande, dass auch damals viele Griechen ihre Studien in Italien, in Deutschland oder in Frankreich machten, nicht Wunder nehmen kann. Aber die Übersetzungen der Werke von Racine, Molière, Voltaire, Kotzebue und Metastasio u. A. hatten anregend gewirkt, und so erschienen denn auch bald Original-Arbeiten griechischer Dichter aus Konstantinopel.

Einer der bedeutendsten derselben war Rizo Nerulos, der, nachdem er durch die Ereignisse von 1821 von einem hervorragenden Posten, den er in der Walachei bekleidete, abgerufen wurde, in die Dienste des jungen Königreichs trat und 1869 als griechischer Gesandter in Konstantinopel starb. Ausser dramatischen Werken von sehr zweifelhaftem Werte schrieb Rizo Nerulos zahlreiche schöne lyrische Dichtungen und eine Art satirisches Epos: »Die Entführung des Truthahns«, welches als sein Hauptwerk gelten kann. Es ist eine Satire auf die Sitten und Lebensweise der Phanarioten, die der Dichter in der Erzählung der Intriguen und des Kampfes um den Besitz des Truthahnes, der zu einem leckeren Mahle aufgefüttert werden soll, seinen Lesern vorführt.

So wie Rizo Neroulos hatte auch Athanasius Christopulos, geboren 1770, gestorben 1847, einige dramatische Versuche gemacht, bevor er sich der lyrischen Dichtung zuwendete. Seine dramatischen Werke sind längst vergessen, seine reizenden Gedichte dagegen, die ihm mit

Recht den Beinamen eines neuen Anakreon verschafft, noch heute in ganz Griechenland gekannt und beliebt. Humor und gute Laune sind die Grundzüge seiner Dichtungen, denen aber, wie den meisten Werken dieser Schule, sobald sie das Gebiet der Lyrik zu verlassen suchen, Kraft und Nachdruck fehlen. Dafür aber begegnet man in den lyrischen Gedichten Christopulos' Gedanken von seltener Lieblichkeit.

In Griechenland selbst hat die Schule von Konstantinopel ungleich Wertvolleres geschaffen, als ein guter Theil der Phanarioten nach dem Befreiungskriege sich wieder im Vaterlande niederliess.

Ein hervorragendes Beispiel der glänzenden Früchte, welche diese Oculierung getragen, finden wir in den Brüdern Sutzos. Sie studierten beide in Paris, als die Revolution losbrach. Sofort gaben sie ihre Studien auf, liessen Alles im Stiche und eilten nach Griechenland, um an dem heiligen Kampfe theilzunehmen. Wie so vielen Anderen, gab derselbe auch ihnen die dichterische Weihe. Alexander Sutzos, der ältere der beiden Brüder, schrieb neben zahlreichen patriotischen Dichtungen vor Allem Satiren, die sich meist gegen die verfehlten Massregeln Kapodistrias wendeten und eine seltene Schärfe und Treffsicherheit des Witzes bekunden. Er, der stets Opposition getrieben, gieng später so weit, die Mörder des Präsidenten zu verherrlichen, was ihm grossen Abbruch gethan hat. Als dann König Otto ins Land gekommen war, zeigte sich Alexander Sutzos auf kurze Zeit befriedigt, schloss sich aber trotzdem bald der Opposition gegen das bayrische Regime an. Er starb kurz nach der Vertreibung des Königs Otto, 1863 im Spitale zu Smyrna, unzufrieden mit der gesammten Entwickelung der Dinge in seinem Vaterlande, welches er, ohne mit den Verhältnissen irgend rechnen zu wollen, gehofft hatte, einem Phönix gleich, mit einem Schlage prächtig und strahlend aus der Asche erstehen zu sehen. Ausser seinen Gedichten hat er, in französischer Sprache eine Geschichte der griechischen Revolution, drei Komödien und ein endlos langes Epos: »Der

Irrende« geschrieben, in welchem der Einfluss Byrons deutlich zu Tage tritt, wie er sich ja in der Form mit Vorliebe an fremde Vorbilder — neben Byron namentlich an Molière und Béranger — hielt. Ein anderes grösseres Gedicht, welches eine Verherrlichung der Revolution hätte werden sollen, blieb unvollendet.

So wie sein Bruder machte auch der weitaus bedeutendere Panajoti Sutzos, gestorben 1868 in Athen, seine ersten literarischen Versuche in französischer Sprache, indem er, gleichfalls im Jahre 1828, in Paris die »Oden eines jungen Griechen« erscheinen liess. Diesen folgten nach seiner Rückkehr nach Griechenland Liebeslieder und sein Hauptwerk, »Der Wanderer«, welches trotz seines dramatischen Gewandes als lyrisches Gedicht zu bezeichnen ist, und unter dem Einflusse von Lamartine und Byron entstand. Dem Werke, welches Stellen von herrlicher Schönheit aufweist, fehlt das dramatische Leben gänzlich, während doch das Thema — ein Jüngling, der, weil er die Geliebte todt geglaubt, ins Kloster geht und sich, nachdem er sie lebend wiedergefunden, aus Verzweiflung den Tod gibt, indes das Mädchen aus Gram und Kummer stirbt — sich sehr zur Entwickelung desselben geeignet hätte. Panajoti Sutzos hat ausserdem vier Tragödien in Versen, denen aber ebenfalls alles dramatische Leben mangelt, und einige Elegien geschrieben. In einer Streitschrift: »Die neue Schule« trat er später gänzlich auf die Seite der Xenophontisten, was von nicht geringem Nachtheile für die Entwickelung der neugriechischen Literatur war, da sein Beispiel einige Zeit hindurch vielfache Nachahmung fand. Er arbeitete sogar seinen »Wanderer« in diesem Sinne gänzlich um, erreichte aber damit nichts Anderes, als dass er dem gelehrten Hellenisten Asopios Gelegenheit gab, ihn nachhaltigst zu widerlegen und den »Wanderer« gründlich verdarb. Die beiden Soutzos haben massgebendsten Einfluss auf die Entwickelung der neugriechischen Literatur gehabt und wenngleich Panajoti mit seinen xenopthonischen Schrullen manches

Übel angerichtet, hat Griechenland im Ganzen doch alle Ursache, ihrer stets dankend zu gedenken.

Der bedeutendste unter den Vertretern der Konstantinopler Schule war der im Anfange des Jahres 1892 gestorbene Alexander Rizo Rangawis, der ehemalige Gesandte Griechenlands in Berlin. Als Sohn Jakobos Rizo Rangawis, des begabten Übersetzers zahlreicher französischer Bühnenwerke, im Jahre 1810 in Konstantinopel geboren, war er gewiss einer der vielseitigsten Schriftsteller seiner Zeit. Zahlreiche archäologische und mathematische Werke, französische und griechische Chrestomathien, eine griechische Grammatik, eine Reihe von Romanen und Novellen, vier Bände Gedichte jeder Art, vier Tragödien und drei Lustspiele, eine vorzügliche Literaturgeschichte des heutigen Griechenland, zahlreiche dramatische Werke und eine grosse Anzahl von Übersetzungen stammen aus seiner Feder. Man hat Rangawis wiederholt den Vorwurf gemacht, er schreibe zu viel und zu Verschiedenes. Dieser Vorwurf scheint mir unberechtigt, denn zu der Zeit, als Rangawis seine Schriftsteller-Laufbahn betrat, war die Zahl Jener, die es verstanden die Feder zu führen, noch so klein, dass er sein vielseitiges Wissen seinen Landsleuten nicht vorenthalten durfte und das umsoweniger, als seine ganze Carrière — er war zuerst Artillerie-Officier, dann Beamter in den Ministerien des Unterrichtes und des Inneren, dann Professor der Archäologie, dann Minister des Äusseren, endlich Gesandter — ihn in die Lage versetzte, das Verschiedenartigste gleichmässig gründlich zu behandeln. Rangawis hervorragendsten eigenen schriftstellerischen Leistungen werden wir weniger auf dem Gebiete der Poesie begegnen, obwohl sein Epos »Der Betrüger« mit seiner der Geschichte der Kaiserin Katharina entnommenen, lebhaft bewegten und spannenden Handlung zu dem Allerbesten gehört, was in dieser Art überhaupt geschrieben wurde; der grosse, anregende Einfluss aber, den er auf die jungen Kräfte geübt, tritt in der Schule von Athen klar zu Tage.

Die Schule von Athen, die aus der jonischen und Konstantinopler Schule, in denen sie ihre Vorbilder gefunden hat, hervorgegangen ist, ist ebenso zahlreich als fruchtbar. Der Dichter und Schriftsteller Roidis hat zwar daraus, dass vor einigen Jahren bei einem literarischen Concurse keinem einzigen poetischen Werke ein Preis zuerkannt werden konnte, gefolgert, dass die Verhältnisse in Athen derzeit der Entwicklung dichterischer Begabung ungünstig seien, weil Alles durch die Jagd nach Gewinn in den Hintergund gedrängt werde; dieser Ansicht kann man sich aber nicht anschliessen, denn trotzdem die Verhältnisse Griechenlands gerade nach dieser Richtung wenig aufmunternde waren und das garstige politische Lied jedes Andere zu unterdrücken schien, zählt man an hundert Dichter dieser Schule. Wesentlich fördernd für diesen Reichthum war, dass seit ungefähr dreissig Jahren die Universität Athen durch die Munificenz reicher Griechen in die Lage versetzt ist, alljährlich einen Preis von 1000 Drachmen in Begleitung einer öffentlich verliehenen Lorbeerkrone dem Verfasser des besten poetischen Werkes zuzuerkennen. Die einzige Bedingung ist heute ein Minimum von fünfhundert Versen; bis zum Jahre 1872 kam noch die Clausel hinzu, dass das concurrierende Werk in dem von Panajoti Sutzos so warm vertretenen Griechisch der Xenophontisten geschrieben sein musste. Erst in dem genannten Jahre gieng man davon ab, da man endlich doch zur Erkenntnis gekommen war, dass dem Volke dadurch sein berechtigter Antheil an dem Genusse der Dichterwerke entzogen werde.

Der Erste, der einen dieser Preise davontrug, war Georg Zalokostas, 1805 geboren. Als sechzehnjähriger Jüngling war er mit seinem Vater und seinem Bruder von Italien, wo er seine Studien gemacht hatte, herbeigeeilt, um an den Freiheitskämpfen theilzunehmen, blieb auch nach Beendigung der Revolution in der Armee und starb 1857 als hoher Officier. Er hat hauptsächlich patriotische und Liebeslieder, denen er einen unendlichen Reiz des

Ausdruckes zu geben verstand, geschrieben, und hat sich, ausser in seinen für die Concurse bestimmten und wiederholt mit Preisen ausgezeichneten Dichtungen, stets der Vulgärsprache bedient, was ungemein zu der Popularität seiner Werke beigetragen hat.

Der bedeutendste Rivale Zalokostas' war Theodor Orphanides, Professor der Botanik an der Athener Universität, der dreimal den grossen Preis davontrug. Orphanides' Stärke ist die Satire, doch haben natürlich auch auf ihn die Heldenthaten von 1821 ihren Einfluss geübt. Der geistvollen Satire »Tiri-liri» hat man das lyrische Epos »Der heilige Minas«, welches eine Episode des Massacre von Chios behandelt, an die Seite gestellt. Orphanides gehört zu jenen griechischen Dichtern, die am meisten dem Einflusse der fremden Poeten unterliegen, und er gesteht dies auch unumwunden ein.

Die begabtesten Repräsentanten der Schule von Athen sind die Brüder Paraschos. Der ältere der beiden, Georg, hat einige recht hübsche Gedichte geschrieben und hat »Hernani« übersetzt, steht aber weit hinter seinem Bruder Achilles, der der beliebteste Schriftsteller Griechenlands ist. Achilles Paraschos ist zu seinem Ansehen gekommen, ohne je an einem Concurse theilgenommen, ohne je seine »Gesammelten Werke« herausgegeben zu haben. In Zeitungen und kleinen Broschüren zerstreut muss man seine Gedichte suchen, die stets, seien es nun patriotische oder Liebesgesänge, den Stempel einer tiefen Traurigkeit tragen. Der Weltschmerz, an dem die Dichter der Athenischen Schule wie durch Ansteckung leiden, und seine breite Schilderungsweise, die namentlich bei dem griechischen Lesepublicum, welches selbst die leiseste Anspielung sofort erfasst, überflüssig ist, sind seine Fehler, die man aber über der Prächtigkeit seiner Bilder und seiner bald feurigen, bald lieblichen Sprache leicht und gern übersieht. Paraschos, der anfänglich auch in dem Griechisch der Xenophontisten schrieb, hat sich vollständig der Vulgärsprache zugewendet

und jene Gedichte, die er, nach griechischer Gewohnheit bei festlichen Anlässen spricht, verfasst er seit Langem nur mehr in dieser Sprache.

Die epirotische Schule hat ihren Ursprung in Janina, welches, als der wilde und perfide, aber geistig hoch begabte und für seine Zeit sehr gebildete Ali Pascha dort herrschte, in Bezug auf Förderung von Literatur und Wissenschaft für die Griechen das Seitenstück zu Konstantinopel bildete. Auch in Janina hatten, trotz des fremden Druckes, griechischer Geist und griechische Art ihren Sitz, und der Epirus war es, von dem aus, trotz der Gefahr, die herrlichen, kraftstrotzenden Lieder und Gesänge der Klephten sich nach dem gesammten übrigen Griechenlande verbreiteten. Die Einwirkung dieser naturwüchsigen Kriegs- und Liebeslieder, Hochzeits- und Klagegesänge, Satiren und Lobeshymnen auf die gesammte griechische Kunst-Poesie ist unverkennbar, ganz besonders tritt sie aber bei jenen Dichtern hervor, die sich gewissermassen zu Hütern der Volkspoesie gemacht und dem Volke die ihm verständliche Sprache erhalten haben.

Einer der Vorläufer der epirotischen Schule war der geniale Rhigas, der 1754 in Thessalien geboren, als einer der Ersten die Revolution vorbereitete. Seinem Feuergeiste genügte das kleine Feld der Thätigkeit, welches sich ihm in der Heimat darbot, nicht; er wanderte aus und trat in die Dienste der griechischen Hospodare der Walachei. Dort traf ihn das Echo der französischen Revolution und machte den lange gehegten Plan der Befreiung des Vaterlandes vom türkischen Joche neu in ihm erwachen. Sein Wissen sowie seine Muse weihte er nun ausschliesslich diesem Zwecke. Er hatte zwar weder die süsse Sprache, noch die poetischen Bilder, die wir an anderen Dichtern bewundern; schwermüthig und schlicht drückte er seine Gedanken aus, diese Gedanken aber waren Keulenschläge und so kam es, dass sich seine Gedichte, vor allem seine »griechische Marseillaise«, mit elementarer Kraft und Schnellig-

keit über das ganze nach Freiheit lechzende Griechenland verbreiteten. Sie wurden aber auch die Ursache zu seinem Tode. Der Mann, dem es gelungen, eine so grosse Bewegung in die Geister zu bringen und die Türkei ernstlich zu beunruhigen, wurde, im Begriffe von Wien nach Griechenland zu kommen, in Triest, da er sich durch seine revolutionären Umtriebe verdächtig gemacht, verhaftet, der Türkei ausgeliefert und 1798 ohne Urtheil in Belgrad hingerichtet.

Glücklicher als er, konnte Johann Vilaras wenigstens den Beginn der Befreiung seines Volkes noch erleben. Vilaras war einer der Leibärzte Ali Paschas, der sich, selbst von klephtischer Abstammung, einerseits im Hinblick auf seinen Plan einer — allenfalls von Napoleon I. unterstützten — Losreissung von der Türkei, andererseits aus Gefallen an griechischer Bildung und griechischer Art, in seiner prunkvollen Hofhaltung zu Janina gerne mit Griechen umgab und auch Vilaras in seinen dichterischen Bestrebungen vielfach aufmunterte. Vilaras hat uns zahlreiche Satiren und Liebeslieder hinterlassen, die von tiefer Schwermuth und grosser Liebe zur Natur zeugen, dagegen kein einziges heroisches Gedicht, da trotz allen von Ali Pascha zur Schau getragenen Griechenthums sein Hof nicht der Ort war, wo heroische Lieder der Freiheit entstehen konnten. Er starb 1823.

Ein Mann, welcher der epirotischen Schule hohen Glanz hätte verleihen können, wenn er nicht frühzeitig durch die active Theilnahme an der Gestaltung seines Vaterlandes der Poesie wäre entzogen worden, ist Spiridion Trikupis aus Missolungi, der grosse Politiker und Geschichtschreiber. Er hat, obwohl er den Musen nie ganz entsagte, doch nur wenig in Versen geschrieben. Seine poetischen Hauptwerke dürften eine ausgezeichnete Nachahmung der Hymne des Tyrteus und eine 1821 bei Firmin-Didot in Paris gedruckte Jugendarbeit sein, in welcher er den Tod eines jungen Klephten, der die Braut aus den Armen der Entführer befreien wollte, mit einer Kraft und

einem Feuer besingt, wie sie nur wirklich gottbegnadeten Dichtern zu eigen.

Der fruchtbarste Dichter dieser Schule, der er, obwohl auf einer der jonischen Inseln geboren, angehört, und einer der ersten Dichter Griechenlands überhaupt, war Aristoteles Valaoritis. Im Jahre 1824 auf der Insel Sta. Maura geboren, lebte er grösstentheils auf der Insel Madouri, ein Palikare inmitten seiner Palikaren, und entschloss sich nur, sein Gut zu verlassen, wenn es sich um grosse Fragen handelte, wie beispielsweise die Abtretung der jonischen Inseln an Griechenland, für welche er lebhaft agitiert hatte. Ein Deputierten-Mandat, welches er nach der Abtretung annahm, legte er bald wieder nieder, um sich ungestört seinen dichterischen Schöpfungen hingeben zu können. Das Werk, welches mit einem Schlage die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn zog, ist »Erinnerungen« betitelt, Gedichte, die vorzüglich den Heroen des Befreiungskrieges gewidmet sind. Eines dieser Gedichte, welches den Klephten Vlachavas besingt, der mit dem Mönche Demetrius 1809 einen Plan zur Befreiung Griechenlands fasste, ist von ganz besonderer Schönheit und namentlich die Stelle, in der gesagt ist, Vlachavas sei aus der Liebe des Olympos zum Ossa geboren worden, von geradezu classischer Kraft. Nach den »Erinnerungen« schrieb Valaoritis seine »Phrosyne«, welche in vier Gesängen die bekannte Geschichte jener schönen Griechin behandelt, die Ali Pascha, weil sie ihm widerstanden hatte, im See von Janina ertränken liess. Dem folgte ein Gedicht in fünf Gesängen: »Athanasios Diakos«, worin er die Heldenthaten dieses Palikaren, der gegen die Türkenherrschaft kämpfend, einem zweiten Leonidas glich, bei den Thermopylen in die Hände der Feinde gefallen und von diesen zu Tode gemartert worden war, besingt. Diesen drei grossen Schöpfungen hat Valaoritis, der sich in Athen und Paris ein grosses und allgemeines Wissen angeeignet, in sehr correctem und reinem Griechisch historische Bemerkungen angefügt, um

so, da die Gedichte selbst in der Vulgärsprache geschrieben sind, zu vermeiden, dass ihm, wie dies Anderen so oft geschehen, der Vorwurf gemacht werde, er schreibe nur deshalb in der Vulgärsprache, weil er der anderen nicht genug mächtig sei. Valaoritis hat ausserdem eine lange Reihe von patriotischen, elegischen und Liebesgedichten veröffentlicht und den Ruhm mit ins Grab genommen, den Widerstand der Universität gegen die Vulgärsprache, theilweise wenigstens, gebrochen zu haben.

Wie ich schon Eingangs betonte, werden die Dichterschulen, aus denen die heutige, die moderne griechische Literatur hervorgegangen ist, aller Voraussicht nach sich in der Zukunft vereinigen. Schon vollzieht sich ja zum Theile dieser Vereinigungsprocess. Die Bedingungen, aus denen sich, wie nach einem langen, nur selten durch kurzes Erwachen unterbrochenen Schlafe, die neugriechische Literatur entwickelte, bestehen nicht mehr. Griechenland ist frei geworden, ist fast gänzlich vereinigt, und wo die Ursache aufhört, fehlt eben auch die Wirkung. Die verschiedenen Einflüsse, der zwingende Druck äusserer Verhältnisse sind gefallen und der griechische Dichter hat heute nur mehr einen Gedanken: Die leidige Frage der Sprache muss endgiltig, und zwar im Sinne der vulgären gelöst werden. Einen ersten Schritt in dieser Richtung hat ja die Universität, die jetzt als die einzige Vertreterin der Xenophontisten angesehen werden muss, schon gethan, als sie vor einigen Jahren Valaoritis mit der Abfassung der Festhymne zur Einweihung der Statue des Patriarchen Gregorios betraute, auch hat sich vielfach eine Rückkehr zur Vulgärsprache seitens der einzelnen Dichter gezeigt; so wird denn wohl auch die Universität auf die Dauer der allgemeinen Anwendung der Vulgärsprache in der Poesie ihre Zustimmung nicht versagen können und dann wird es in Griechenland nur mehr eine Schule geben: die epirotisch-nationale, die, ausgegangen von den Gesängen der Klephten, die gesammte griechische Literatur in sich aufnehmen wird.

Die Unterschiede zwischen den griechischen Poetenschulen treten schon im Drama so wenig zu Tage, dass ich mir wohl erlauben kann, die strenge Scheidung hier fallen zu lassen; beim Romane und bei der übrigen Prosaliteratur verschwinden sie gänzlich.

Das Drama ist bei den Griechen von heute noch lange nicht zu jener Entwickelung gelangt, die man sehr geneigt wäre, gerade bei ihnen als selbstverständlich vorauszusetzen. Die Ursache dazu ist eine ziemlich naheliegende. Zu der Zeit, als sich die Wiedergeburt der griechischen Literatur vollzog, versuchte man zwar in den Häusern der reichen Phanarioten und an den Höfen der türkischen Statthalter griechischer Abkunft in den Donaufürstenthümern hin und wieder dramatische Werke darzustellen; gebotene Rücksichten auf die Verhältnisse einerseits, mangelndes Interesse andererseits liessen aber diese Versuche ohne weitere Folgen bleiben. Dann kamen die Kämpfe um Befreiung, dann die Jahre der Einrichtung und Eingewöhnung in das Erworbene und als man wieder Zeit und Musse gefunden hatte, den Blick weniger ernsten Dingen zuzuwenden, da sah man, dass Beides mangle: die dramatische Production so gut als die Bühne, sie aufzuführen.

Was die griechische Literatur bis heute an dramatischen Werken geschaffen, ist mit wenigen Ausnahmen, trotz des Wertes einzelner dieser Werke, nicht bühnenfähig und selbst wenn sie es wären, fehlte auch heute noch die Möglichkeit, sie entsprechend darzustellen. Athen besitzt zwar ein grosses, neues Theater, es hat aber keine stabile Schauspielergesellschaft und darin liegt eben der Grund des niederen Standes der heutigen dramatischen Literatur Griechenlands. Freilich haben in früheren Jahren die Studenten theatralische Darstellungen veranstaltet und wären gewiss auch heute gerne dazu bereit; freilich durchziehen an zwanzig Schauspieler-Truppen das Königreich; die gesunden Lungen und der gute Wille der Studenten, das falsche Pathos und die Unnatur der Thespiskärrner, ja

sogar die Leistungen der Schüler des Conservatoriums der Athener philharmonischen Gesellschaft genügen aber nicht, um eine fast gänzlich brachliegende Richtung der Literatur zu heben. Dazu müsste mindestens eine gute, auch an den Vorbildern des Auslandes geschulte Truppe ins Leben gerufen werden, deren Repertoire zunächst aus den zahlreichen Uebersestzungen der dramatischen Werke des Auslandes und den wenigen wirklich bühnenfähigen Producten griechischer Verfasser zu bestehen hätte. Die Gewissheit, kein todtgeborenes Kind zu zeugen einerseits, die Möglichkeit der Erwerbung der erforderlichen Bühnenroutine andererseits, würden dann gewiss in wenigen Jahren die reichsten und besten Früchte tragen. Dass es auch in Griechenland an Federn nicht mangelt, die geneigt wären, sich dem Dienste Thaliens zu widmen, geht wohl am besten daraus hervor, dass schon 1877 Alexander Rizo Rangawis in seiner Geschichte der griechischen Literatur nicht weniger als 89 Schriftsteller anführt, die seit dem Jahre 1821 zusammen über 180 Stücke geschrieben haben. Dass die meisten derselben unaufführbar wären, beweist nicht gar viel und wäre erst einmal eine nationale Bühne da, so würden, ich wiederhole es, auch die nationalen Bühnenschriftsteller nicht ermangeln, sich in Bälde mit wirklich brauchbaren Werken einzufinden.

Unter den wenigen dramatischen Autoren der neugriechischen Literatur, die überhaupt Beachtung verdienen, muss zunächst Rizo Nerulos genannt werden; allerdings nicht des inneren Wertes seiner Bühnenarbeiten halber, sondern lediglich deshalb, weil er in einem Augenblicke, in dem wahrlich nur Wenige an die dramatische Production dachten — Anfang des Jahres 1828, als er im Gefolge Kapodistrias nach Griechenland kam — wenigstens den Versuch machte, sie nicht gänzlich untergehen zu lassen. Er schrieb damals zwei Schauspiele in Prosa, »Der Zeitungsfeind« und »Die ewig fragende Familie«, die aber ausgesprochen schlecht sind und eben nur das einzige Verdienst

haben, die dramatische Production nicht gänzlich stagnieren gelassen zu haben. Nach ihm haben Alexander und Panajoti Sutzos es versucht, dramatische Werke zu schaffen, doch muss auch bei ihnen der Wille für die That genommen werden. Alexander Sutzos bestes Werk ist das fünfactige Schauspiel »Der Verschwender«, in welchem zwar die Anlehnung an Molière unverkennbar ist, welches aber manche lebhaft geführte Scene, manchen geistvollen Einfall seiner eigenen Factur enthält. Trotzdem ist das Stück nicht lebensfähig, denn es fehlt ihm das nothwendigste Element dazu: das Interesse des Zuhörers an dem behandelten Stoffe. Ausserdem besitzen wir noch von ihm: »Der Ministerpräsident« und »Der ungebändigte Dichter«, beide Schauspiele in fünf Acten, die in Wahrheit nichts Anderes sind als geistvolle politische Satiren. Panajoti Sutzos' bedeutendstes, obwohl gleichfalls nicht bühnenfähiges dramatisches Werk ist sein »Messias«, in dem man aber wie in den Tragödien »Vlachavas«, »Karaïskakis« und »Der Unbekannte« Alles, nur nicht dramatische Kraft und Handlung suchen darf.

Es sollte aber Besseres nachkommen und wir finden unter den jüngeren griechischen Dichtern auch Dramatiker von nicht geringerer Bedeutung. So Angelos Vlachos, der zahlreiche wirksame Schauspiele geschrieben; so Basiliades, von dessen Trauerspielen speciell »Galathea« in Paris erst bei einer Vorlesung, dann bei einer Aufführung im Théâtre des Nations den grössten Erfolg errungen hat; so Paparigopulos, Koromila und Andere, die in ihrer Muttersprache geschrieben; so Parodis, dessen in französischer Sprache geschriebene Tragödien in Paris grossen Erfolg gehabt; so Terzetis, der in italienischer und Pervanoglu, der in deutscher Sprache geschrieben.

Der beste griechische Bühnenschriftsteller aber war der ewig junge Alexander Rizo Rangawis. Vier Tragödien und drei Lustspiele dankt ihm die griechische Literatur und alle sind sie lebensvoll und bühnenfähig. Rangawis hat seine Stoffe der griechischen Geschichte

oder dem griechischen Volksleben entnommen, hat ihnen aber ein so allgemeines Interesse zu verleihen gewusst dass es mich wirklich Wunder nimmt, dass noch keine unserer Bühnen daran gedacht, das eine oder das andere seiner Stücke zur Aufführung zu bringen. Das bedeutendste seiner Trauerspiele scheint mir die fünfactige Tragöde »Dukas« zu sein, welche in grossen, mächtigen Zügen die Einnahme Konstantinopels durch die Kreuzfahrer schildert. Leider hindern mich räumliche Rücksichten, die mit Benutzung des historischen Stoffes sehr geschickt und spannend verknüpfte Handlung des Stückes, dessen Hauptpersonen Kaiser Alexius, dessen Gattin Euphrosyne, deren Tochter Eudoxia, Kaiser Isaak Angelus, der Hofmarschall Alexius Dukas und eine Reihe frei erfundener Figuren sind, hier wiederzugeben. Unter seinen Lustspielen ragt »Die Hochzeit des Kutrulis« weit über die beiden anderen hervor. In der Gestalt einer antiken Komödie — auch der Chor ist benutzt und füllt, ausser seiner Theilnahme an der Handlung, gewissermassen die Zwischenacte mit seinen von dem Thema des Stückes abweichenden Betrachtungen aus — ist »Die Hochzeit des Kutrulis« eine geistsprühende Satire der Selbstüberhebung und des Grössenwahnes, an dem ja in Griechenland nur zu Viele litten. Ein junges Mädchen soll den Schneider Kutrulis heiraten; um den zu entgehen, erklärt sie ihm, sie werde ihm nur dann die Hand reichen, wenn es ihm gelinge — Minister zu werden. Nichts ist unmöglich, denkt Meister Kutrulis, der von jeher ein gewaltiger Politicus vor dem Herrn gewesen, und macht sich mit Hilfe seines Lehrlings daran, Minister zu werden. Der böse Bube betrügt aber nicht nur seinen Meister, der fest und steif glaubt, er werde Minister, Gnaden austheilt, Beamten mit der Absetzung droht und sich in eine Menge Dinge mischt, die ihn nicht kümmern, sondern auch dessen Braut, die sich in der eigenen Falle fängt und im Glauben, Kutrulis sei wirklich Minister geworden, dem braven Schneiderlein die Hand reicht. Erst als Ku-

trulis, der mit seinem Getriebe das Volk in Unruhe gebracht, arretiert und bestraft wird, kommt Fräulein Übermuth zur traurigen Erkenntnis, dass sie die betrogene Betrügerin sei.

Rangawis wäre wohl auch der Mann gewesen, um als Intendant einer griechischen Nationalbühne zu kräftigem Leben zu verhelfen. Aber — eine Position, wie er sie inne hatte, gibt man doch bei aller Liebe zur Literatur so leicht nicht auf, und dann hat ja das junge Königreich noch immer nach Wichtigerem zu sehen, als nach der Begründung einer Nationalbühne, so vortheilhaft dies auch wäre, und wird der Plan dazu wohl lange noch ein Plan bleiben.

Unendlich arm ist die griechische Literatur im Romane und in der Novelle. Es haben zwar einzelne der älteren Schriftsteller, so beispielsweise die beiden Sutzos, Versuche auch in dieser Richtung gemacht, doch fielen dieselben, mit Ausnahme der Werke Rangawis, der zahlreiche Romane und Novellen geschrieben hat, von denen »Der Notar« und »Der Fürst von Morea« die hervorragendsten sind, alle unglücklich aus. Aber auch unter den jüngeren Schriftstellern haben sich nur sehr wenige gefunden, die im Stande wären, einen Roman zu schreiben, der alle Anforderungen erfüllt, die an ein gutes Werk dieser Art zu stellen sind. Kaum sechs oder sieben unter ihnen haben Nennenswertes geleistet und nur Emmauel Roidis, dessen historischer Roman »Die Päpstin Johanna« auch ins Deutsche übersetzt wurde, ist von Bedeutung. Im Übrigen lebt der griechische Romanleser nur von Übersetzungen, deren es, namentlich von den neueren Romanen der Franzosen, die schwere Menge gibt, die aber sehr häufig ganz erbärmlich schlecht ist.

Verhältnismässig sehr reich sind alle Zweige der wissenschaftlichen Literatur, denn die Universität und die wissenschaftlichen Institute besitzen eine Reihe wirklich hervorragender Fachmänner. Jura, Medicin, Geschichte und Geographie, Sprachforschung und Archäologie,

Philosophie und Theologie, Mathematik und Naturwissenschaften sind aufs reichlichste vertreten und nach Hunderten zählen die Werke, welche theits Originalarbeiten, theils Bearbeitungen und Übersetzungen, diesen Theil der griechischen Literatur zieren. Es würde für die Leser wohl nur von geringem Interesse sein, wollte ich die Verfasser wissenschaftlicher Werke ebenfalls ausführlicher besprechen, wie jene von Werken der schönen Literatur; es möge denn nur auf die Werke von Männern wie Rizo Nerulos und Alexander Sutzos, die Beide über die Vorgeschichte, von Spiridion Trikupis, der über die Geschichte der Befreiung Griechenlands schrieb, ferner auf die Classiker-Ausgaben Koraïs, auf die philosophischen Werke Braïlas, sowie auf die zahlreichen archäologischen, mathematischen, sprachwissenschaftlichen und historischen Werke A. R. Rangawis hingewiesen sein. Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, dass nicht auch zahlreiche Werke Anderer volles Anrecht auf Beachtung und Würdigung haben.

Über jenen Theil der Literatur, der uns in den Tagesblättern entgegentritt, habe ich schon an anderer Stelle gesprochen; ich wende mich also, um nicht bereits Gesagtes zu wiederholen, der für Griechenland, trotz der relativ bedeutenden eigenen Productionen, so ausserordentlich wichtigen Übersetzer-Literatur zu. Wie bereits erwähnt, hat die Übersetzung fremder Werke vielfach den Übergang zur eigenen Production gebildet; dazu kommt, dass ja nicht nur die Werke der Vertreter der schönen Literatur, sondern auch jene der Männer der Wissenschaft zur Übersetzung ins Griechische einluden: es darf also die Reichhaltigkeit der griechischen Übersetzer-Literatur nicht Wunder nehmen, noch viel weniger aber zum Nachtheile der griechischen Literatur selbst gedeutet werden. Auch hier wirkte Koraïs bahnbrechend. Wie er es gewesen, der als Erster ernstlich daran gieng, die griechische Sprache zu reinigen und wieder zu einer Literatursprache zu machen, so war auch er es, der mit seiner 1802 in Paris erschienenen

Übersetzung von Beccarias »Dei delitti e delle pene« den Beweis erbrachte, dass die neugriechische Sprache sehr wohl geeignet sei, die Feinheiten einer fremden Sprache in all ihren Nüancen wiederzugeben. Nach ihm war es zunächst Jakobos Rizo Rangawis, der mit seinen Übersetzungen von Voltaire, von Racine, Molière, Kotzebue und Metastasio den eingeschlagenen Weg erfolgreichst verfolgte. Was seither übersetzt wurde, besonders in der schönen Literatur häufig mehr durch Zufall und persönlichen Geschmack, als durch planmässiges Vorgehen bestimmt, zählt nach Hunderten, wenn nicht nach Tausenden von Bänden und ist natürlich gar nicht daran zu denken, hier näher darauf einzugehen. Schiller und Goethe wurden namentlich durch Alexander R. Rangawis, Shakespeare durch Georg Paraschos und durch Vikelas, Lamartine und Lessing durch Angelos Vlachos übersetzt; dann in bunter Reihe durch weniger bekannte Schriftsteller — um nur die markantesten Autoren hervorzuheben — Werke von Goldoni und Tasso; von Fénélon, Voltaire, Molière, Lafontaine, Bernardine de St. Pierre, Chateaubriand, Montesquieu, Barthélemy und Rousseau; von Gessner, Kotzebue, Goethe, Schiller, Wieland, Herder, Ranke, Ziegler und Heyse; von Shakespeare, Byron und Goldsmith etc.

Diesen griechischen Übersetzern schliesst sich ein Übersetzer deutscher Zunge würdig an, er übertrifft sie sogar vielfach. Es ist dies der Erbgrossherzog von Meiningen, der, ein grosser Freund der Griechen, deren Sprache er vollständig meistert, zahlreiche Übersetzungen, namentlich der Classiker, aus dem Deutschen ins Griechische gemacht hat, die sich des Rufes erfreuen, geradezu mustergiltig zu sein.

Last not least sei noch der Frauen in der griechischen Literatur gedacht. Sie haben selbstverständlich nicht jene bedeutende Stellung inne, wie in manchen anderen Literaturen; der Umstand aber, dass in der Zeit vor den Befreiungskriegen und auch heute noch Frauen aus den

ersten Familien sich entschlossen, mit literarischen Producten aus ihrer sonst so heilig gehaltenen Reserve herauszutreten, gibt einen interessanten Beleg dafür, wie gross und allgemein die Bewegung der Geister war und ist. Frauen aus dem Hause der Sutzos waren es, die das Beispiel gaben; allen voran die schöne und geistvolle Ralu Sutzos, die Tochter des letzten griechischen Fürsten der Walachei, der bald die Schwester von Alexander und Panajotti Sutzos, Frau Valetta, sowie andere Damen der vornehmen Gesellschaft folgten. Sie alle haben hauptsächlich übersetzt, indes stammen von ihnen auch Originalwerke, namentlich die Stellung und die Pflichten der Frau behandelnd, her, die nicht ohne Wert sind. Der Anstoss war gegeben und wenn das, was nachkam, auch nicht immer von gar grosser Bedeutung war, so darf doch nicht vergessen werden, dass darunter auch die Werke der Gräfin Dora d'Istria waren, die allerdings nur zum allergeringsten Theile in griechischer Sprache geschrieben sind, trotzdem aber mit vollem Rechte an dieser Stelle genannt werden müssen. Auch im Drama und im Romane, neuester Zeit selbst in der wissenschaftlichen Literatur, haben sich griechische Damen nicht ohne Glück versucht.

Wesentlich gefördert wurde dieser günstige Zustand der neugriechischen Literatur durch die ausserordentliche Leichtigkeit, mit der man in Griechenland Bücher verlegt. Die Bücher werden nicht nur gelesen, sondern auch — was nicht überall vorkommen soll — gekauft; Druck und Papier sind nicht theuer, die Colportage erlaubt, die Verleger finden sich also viel leichter bereit, ein Werk anzunehmen, wohl wissend, dass sie nicht viel dabei riskieren. Zeigen sich die Verleger ausnahmsweise weniger geneigt oder bedingt ein Werk durch Zeichnungen oder sonstige Ausstattung grössere Herstellungskosten, so greift man zu dem Mittel der Subscription. Jeder halbwegs Vermögendere wird sicher die Aufforderung, durch seine Subscription das Erscheinen eines neuen griechischen Werkes zu fördern,

nicht ablehnen, denn man würde dies geradezu als einen Mangel an Patriotismus betrachten; so finden sich denn die Unterschriften rasch zusammen und der Verfasser kann ruhig unternehmen, was bei uns stets gewagt wäre: das Werk im Selbstverlage erscheinen zu lassen. Unleugbar ist, dass auf diese Weise viel gedruckt wird, was besser ungedruckt geblieben wäre; aber wenn auch nur zehn »Gerechte« unter all Denen sind, die sie auf diese Weise fördern, so haben die Subscribenten sicherlich wohlgethan.

*
* *

Von allen Wissenschaften hat sich natürlich die Archäologie am meisten entwickelt. Dank der ununterbrochenen Fürsorge der Regierung, der Archäologischen Gesellschaft und der Gemeinden, namentlich der Stadt Athen, sind die Sammlungen wesentlich angewachsen und wenn dieses Buch den Lesern vorliegen wird, dürfte wohl auch die so wünschenswerte Neuaufstellung und Neuordnung der so reichhaltigen Athener Museen durchgeführt sein. Über griechische Archäologie im Allgemeinen und im Speciellen ist so viel geschrieben worden, dass es wahrlich hiesse Eulen nach Athen tragen, wollte ich die Masse des Vorhandenen um einige dilettantische Auseinandersetzungen »bereichern«; in jedem Reisehandbuche findet sich ja übrigens das Interessante angegeben.

Bemerkenswert scheint mir aber, dass ein Maire von Athen es zu Stande gebracht hat, die Auffindung einer Copie der Gold-Elfenbeinstatue des Phidias als politisches Agitationsmittel auszunützen.

Ich habe mich damals, Neujahr 1881, in Athen befunden und habe den ganzen Schwindel mitgemacht. Zuerst hiess es nur, es sei bei einer Strassen-Regulierung in einer Tiefe von 60 Centimetern eine archäologisch sehr interessante Statue der Athene gefunden worden. Am nächsten Morgen aber hatte der Maire von Athen, Sutzos, bereits die ganze Stadt rebellisch gemacht. „Annonçons

heureuse nouvelle. Au moment où toute la Grèce est sous les armes, venons de trouver statue magnifique et complète, chef-d'oeuvre de Phidias, Minerve victorieuse. Prévenez archéologues«,*) telegraphierte er an den Lord-Mayor von London und an den Seine-Präfecten, die anderen Grossstädte, die erst auf Umwegen von dem Funde erfuhren, vornehm ignorierend. Nun gieng der Sturm los. Da die Statue in der unmittelbaren Nähe der Wohnung des Maire war gefunden worden, trug man sie sofort zu ihm, und nun pilgerten Tausende dahin, das Standbild der Athene zu sehen. Es erhielt aber vorläufig Niemand Einlass und selbst die fremden Archäologen wurden erst zugelassen, nachdem die griechischen Gelehrten ihr Urtheil gesprochen hatten. Inzwischen hatten Sutzos Albernheiten ihre Wirkung gethan. In Athen war zu jener Zeit die Stimmung eine sehr erregt kriegerische und alle Welt glaubte gern und willig an die Mär von dem Funde der Athene Parthenos, die auf der Hand die Nike trage. Ich selbst habe mich damals mit einem lieben und werten Freunde für lange Zeit überworfen, weil ich in seiner Gegenwart die Behauptung des Maire von Athen als eine unsinnige bezeichnete. Was man gern will, glaubt man eben gern, und als in Griechenland alle Welt der Meinung war, die Armee werde marschieren, war ja dieser Fund ein überaus glückverheissendes Omen.

Auch im Auslande, »in Europa«, war man in fieberhafte Erregung gekommen. Die Gold-Elfenbeinstatue des Phidias gefunden!! Die ernstesten Blätter beschäftigten sich in ihren Leitartikeln damit und in einem der ersten Wiener Blätter sprach sich — auf die erste Nachricht hin — einer der bedeutendsten Kunstkritiker folgendermassen aus: »Das unsterbliche Kunstwerk hat wirklich seine Unsterblichkeit erwiesen. Pallas Athene von Phidias gehört wieder der Welt an! In wessen Brust bei dieser Nachricht nicht innigste

*) Bekanntlich waren damals die Beziehungen zwischen Griechenland und der Türkei so gespannte, dass man von Tag zu Tag die Kriegserklärung erwartete.

Freude aufzittert, dessen Scheitel hat nie der Strahl des Auges getroffen, das immer und immer über die Welt hinleuchtet und leuchten wird, des Auges der hehren Göttin, der Schutzherrin aller Kunst und aller Erhebung über das Alltägliche und Gemeine, das Auge der einzigen und ewigen Pallas Athene. Hätte doch Goethe, hätte doch Winkelmann den Neujahrstag von Einundachtzig erlebt! Die ganze christliche Kunst für diesen einen Tag!« Der Enthusiasmus war ein grenzenloser, von allen Seiten kamen, selbst von persönlich Unbekannten, telegraphische Anfragen an mich, denen zu antworten nicht gerade angenehm war: musste doch die Antwort alle Erwartungen zerstören.

Nicht etwa erst die Untersuchung, nein, der blosse Anblick hatte den einheimischen, sowie den später zugezogenen ausländischen Archäologen ergeben, wie übrigens jedem Gebildeten, der überhaupt weiss, wie die Statue des Phidias ausgesehen hat, klar war, dass man es mit einer kleinen Copie der grossen Statue zu thun habe, die noch obendrein aus einer Zeit stamme, in der die griechische Kunst bereits dem Verfalle entgegengieng. Der Maire von Athen hatte also in unverantwortlicher Übereilung, getrieben von seinen patriotischen Empfindungen, einen Unsinn in die Welt hinaustelegraphiert, der, in wenigen Tagen richtig gestellt, ihm und seinem Lande nur Hohn und Spott eintrug. Der Fund war aber doch wichtig genug, und als die Wellen der Begeisterung sowie jene der Entrüstung sich gelegt hatten, begann man die Statue richtig zu würdigen. Das Werk des Phidias war es nicht, aber eine ziemlich getreue und gute Copie, die uns endlich ein der Beschreibung des Pausanias (B. 1, Cap. 24) entsprechendes Bild derselben gab, was die bis dahin massgebende, von Lenormant 1859 in einem Winkel des Theseus-Tempels gefundene, nur ganz roh ausgearbeitete Skizze nur in geringem Masse that. Die neugefundene Statue hat ihre Fehler, die Dimensionen sind nicht ganz richtig vertheilt, der Faltenwurf lässt zu wünschen übrig; aber sie ist doch die vollkommenste

Nachbildung, die wir von dem berühmten Kunstwerke besitzen. — —

Spricht man von Griechenland und seinen Kunstschätzen, spricht man von Jenen, welche die Kenntnis des alten Hellas am meisten gefördert, von Jenen, welche die grössten materiellen Opfer gebracht, von Jenen, die sich durch ihre Studien und ihre Erfolge in dieser Richtung unsterblich gemacht, so drängt sich einem ein Name wie von selbst auf, der des verstorbenen Schliemann. Was der Mann als Archäologe geleistet, was speciell Griechenland ihm dankt, das weiss heute die gesammte civilisierte Welt; weniger bekannt als sein Wirken war aber von jeher seine Persönlichkeit und ich glaube im Nachfolgenden einige interessante Daten geben zu können.

Die Äusserlichkeiten seines Lebenslaufes erzählte Schliemann in der Selbstbiographie, die er seinem Werke »Ilios, Stadt und Land der Trojaner« vorausschickte, ziemlich genau; über alle persönlichen Details, die bei einem Manne, der in einem so aussergewöhnlichen Masse das Interesse und die Theilnahme der ganzen Welt für sich gewonnen hat, gewiss gleichfalls von grösstem Interesse waren, schwieg er jedoch und wurde auch von anderer Seite wenig unterrichtet. Auf Gerüchte, die sich mit der Geschichte seiner Millionen beschäftigten — er selbst gab am Schlusse der Autobiographie, um sich dagegen zu verwahren, dass er zum Nachtheile seiner Kinder verschwende, seinen Vermögensstand mit 70.000 – 80.000 Mark Mietertrag seiner vier Häuser in Paris und 320.000 Mark Revenuen aus seinen Wertpapieren an und hinterliess thatsächlich fünf Millionen Francs und mehrere Häuser in Athen und Paris — und ihn zu einer Art modernen Monte Christo machen wollten, ist wohl nicht viel zu geben, wenngleich es erklärlich ist, dass das romanhafte Glück, welches dem bitterarmen deutschen Pastorssohn, der als Kaufmanns-Lehrling geradezu mit dem Hunger kämpfte, dazu verhalf, sich bereits im Alter von fünfundzwanzig Jahren in Petersburg in die Gilde der Grosskauf-

leute aufnehmen lassen und in kürzester Zeit darauf die »erste Million« sein eigen nennen zu können, geradezu die Phantasie der grossen Menge herausforderte.

Anders aber war es mit der von ihm in Amerika erwirkten Scheidung der Ehe mit seiner ersten Frau. Der Vorgang dabei war ein solcher, wie er wohl nicht leicht wieder ein zweites Mal vorkommen kann und man wird es begreiflich finden, dass die wahrlich schon an sich hinlänglich aussergewöhnliche Sache durch Übertreibungen und Entstellungen aufs ungeheuerlichste aufgebauscht wurde. Schliemann, der schon als Kaufmann zu wiederholtenmalen in Amerika gewesen war, kam, nachdem er sich 1858 von seinem Berufe gänzlich zurückgezogen hatte, im Winter 1868/69 wieder dahin und begab sich nach Indianopolis, der Hauptstadt des Staates Indiana. Unter den wenigen Personen, mit denen er Verkehr pflegte, war der Advocat Adolf Seidensticker, ein Sohn des H. Seidensticker aus Göttingen, der von der damaligen Hannover'schen Regierung in Folge der revolutionären Bewegung des Jahres 1832 zu lebenslänglichem Gefängnis verurtheilt worden war und nach Amerika flüchtete. Dieser nun war es, der nach dem Tode Schliemanns dem »Indianopolis Telegraph« genaue Mittheilungen machte, wie derselbe sich von den Banden seiner ersten Ehe befreite. Er schrieb dem Blatte wörtlich: „Schliemann war soeben in die Reihen der Gelehrten eingetreten, indem er nach den auf der griechischen Insel Ithaka gemachten Entdeckungen dieselben in einem französisch geschriebenen Werke der Universität Paris zusandte und von dieser dafür mit dem Doctorhut bedacht wurde. Da schien das Verhältnis zu seiner ersten Gattin, einer Stockrussin, welche er zu Moskau geheiratet, besonders drückend für ihn geworden zu sein. Er konnte die Frau nicht zum Verlassen ihres Vaterlandes bewegen. Ausserdem war sie engen Geistes und passte also nicht für den hochfliegenden Schliemann. Der Gedanke an Trennung reifte in Schliemann und um das mit so wenig als möglich Aufsehen und in kürzester

Zeit zu erreichen, kam er nach Amerika und Indianopolis, wo die Scheidungsgesetze noch liberaler als jetzt waren. In Indianopolis musste er nun zur Erreichung seines Zweckes sein Domicil feststellen lassen. Er mietete sich dort ein und wohnte ein Jahr lang daselbst. Sein Hausstand wurde von einer vierschrötigen Farbigen geführt. Das Zwangsjahr war bald abgelaufen. Ich leitete die Scheidungsklage ein, in welcher oben gemeldete Gründe angegeben wurden, und Richter Blair ertheilte die Scheidung, laut welcher der Gattin und den Kindern alles in Russland gelegene Eigenthum abgetreten wurde. Kaum war die Scheidung erwirkt, als Schliemann Indianopolis*) und in Kürze auch Amerika verliess.«

Bald darauf heiratete Schliemann zum zweitenmale und zwar eine junge Dame aus den kleinbürgerlichen Kreisen Athens, Frl. Kastromenos, die im »Arsakion« eine sehr gute Erziehung genossen hatte und wie man behauptet, ihm dadurch aufgefallen war, dass sie ganze Gesänge aus Homer auswendig wusste. Der wissenschaftliche Siegeszug, den Schliemann dann begann, brachte ihm nicht nur gar manche wissenschaftliche Gegnerschaft, man dichtete dem seltsamen Mann neuerdings allerlei Abenteuerliches an und so wurde unter Anderen die Behauptung laut, er selbst habe die Bestandtheile des am Rande der grossen Ringmauer von Troja gefundenen »Schatzes des Priamos« anfertigen und in Hissarlik zusammen mit jenen Terracotten, welche die Archäologen kaum weniger überraschten als die Goldfunde, eingraben lassen, um sie dann als seine Ausgrabungen wieder ans Tageslicht zu fördern. Erst der Hinweis darauf, dass Schliemann keine Modelle zu Gebote gestanden wären, brachte diese Albernheit zum Schweigen. Als dann die Erfolge der nächsten Jahre Schliemann Schlag auf Schlag zu der wissenschaftlichen Höhe erhoben, die ihm gebürte, fan-

*) Eigenthümlich ist, dass das »Staatenhaus« von Indianopolis, in dem sich der Sitz der Behörden befindet, eine getreue Nachbildung des Pantheon ist.

den schliesslich auch die Romane, die man an seinen Namen knüpfte, ihr Ende.

Trotzdem spielte weder er, noch seine zweite Gattin, die ihm inzwischen zwei Kinder, Agamemnon und Andromache, geschenkt hatte, in der Athener Gesellschaft jene grosse Rolle, die sie durch die Bedeutung Schliemanns für Griechenland und durch ihr Vermögen hätten spielen können. Er war zwar ein grosser Gelehrter geworden, das schnautzbärtige untersetzte Männchen mit dem unruhigen, fahrenden Wesen war aber auch jetzt kein Weltmann. Frau Schliemann wurde, von ihrem Gatten unterrichtet, seine tapfere Mitarbeiterin, die anstandslos Mühen, Gefahren und Entbehrungen mit ihm getheilt hat, wenn es galt, dem edlen Ziele näher zu rücken; sie verstand es auch, die Gäste ihres Hauses aufs liebenswürdigste zu empfangen, ihren Salon aber zu »dirigieren«, wie es die Damen der Athener Gesellschaft so rasch gelernt, vermochte sie nicht, wohl hauptsächlich deshalb, weil ihr die Zeit dazu fehlte.

Nichtsdestoweniger gehörte Schliemanns Salon zu den interessantesten in Athen, denn wer immer von Bedeutung dahin kam, brachte Empfehlungen mit, oder stellte sich dem Hausherrn vor, der alle Welt aufs freundlichste aufnahm und vergnügt und zufrieden schmunzelte, wenn er die vornehme Gesellschaft Griechenlands und die Fremden von Distinction sich in seinen Salons versammeln sah. Schliemann hatte sich bekanntlich in der Nähe des königlichen Schlosses ein prächtiges Palais gebaut, welches er »Ilion« nannte. Ich war bei dem zur Einweihung veranstalteten Balle anwesend und muss gestehen, dass ich selten einem schöneren und eigenartigeren Feste beigewohnt habe. Die schöne Lage des Palais, welches ohne Möblierung die Kleinigkeit von sechshunderttausend Francs gekostet hat, inmitten einer reichen Gartenanlage, die imposante Freitreppe, die zu dem von fünfbogigen übereinander gestellten Loggien in zwei Stockwerke getheilten Gebäude geleitet, die Statuen von zweiundzwanzig homerischen Göttern und Helden, die

auf den Besucher niederblicken, machen einen bedeutenden Eindruck, der sich beim Betreten des Gebäudes noch steigert. Ein grosses, stattliches Atrium führt zu den Gesellschaftsräumen, unter denen der gewöhnliche Salon der Frau Schliemann, der grosse Saal der damals als Tanzsaal diente und aufs reichste mit Sprüchen aus Homer geschmückt ist, sowie der Speisesaal besonders auffallen. Die Parterreräumlichkeiten enthielten die Sammlungen Schliemanns, die er testamentarisch nach Berlin legiert hat, das zweite Stockwerk die Wohn- und Studierräume, und allgemein war die Bewunderung für das Heim, welches sein Schöpfer nach kaum zehn Jahren verliess, um in jenes Wahnfried einzugehen, aus dem es kein Wiederkommen gibt.

Ausser den Griechen selbst und den Amerikanern haben die Franzosen in der *École d' Athènes,* die Deutschen im Deutschen Archäologischen Institute Anstalten zur Pflege der griechischen Alterthumswissenschaft ins Leben gerufen, die bekanntlich, man denke an Delos und an Olympia, die glänzendsten Resultate gehabt haben, wozu erheblich beigetragen hat, dass nicht nur die Gelehrsamkeit, sondern auch sehr bedeutende materielle Mittel ins Treffen geführt wurden, ohne welche leider auch in der Wissenschaft nichts zu erreichen ist. Auch Russland und England planten vor einiger Zeit die Errichtung archäologischer Schulen in Athen; letzteres hat sogar schon von der griechischen Regierung ein Terrain zugewiesen erhalten, um gleich Frankreich und Deutschland ein eigenes Akademiegebäude zu errichten.

Zu den für den Archäologen von Fach, wie für den einfachen Reisenden, trotz voller Berechtigung, ausserordentlich widerwärtigen Verordnungen gehört das Verbot der Antiquitäten-Ausfuhr. Was an Antiquitäten gefunden wird, muss angezeigt und nach dem Auslande darf nichts verkauft werden. Den Anstoss zu diesem Verbote gaben die Vorgänge mit Lord Elgin, der bekanntlich im ersten Decennium unseres Jahrhunderts von der Akropolis die kost-

barsten Stücke entfernte und 1814 an das britische Museum verkaufte, und die 1820 erfolgte Wegführung der Venus von Milos durch die Franzosen, wodurch allerdings Griechenland geschädigt, andererseits aber diese Kunstdenkmale vor dem fast sicheren Untergange gerettet wurden. Kaum frei geworden, beschäftigte sich Griechenland mit diesen Vorgängen. Schon auf den Nationalcongressen zu Trözene 1827 und zu Argos 1829 wurden solche Ausfuhr-Verbote erlassen, die von allen folgenden Regierungen erneuert, ja sogar verschärft wurden, indes ohne dass es gelang, der Verschleppung der Kunstwerke vollkommen Einhalt zu thun. Officiell freilich geht man stets sehr rigoros vor und selbst wegen der 1875 Deutschland in sichere Aussicht gestellten Doubletten der Funde von Olympia entspann sich 1881 eine lebhafte Controverse, da man trotz der bedeutenden Opfer, die Deutschland gebracht, circa eine Million Mark, das allerdings nicht in rechtsverbindlicher Form gemachte Versprechen nicht einhalten wollte. Bei einzelnen Stücken, bei kleineren Gegenständen oder bei Objecten minderen Wertes wird dagegen das Verbot mit und ohne Wissen der Regierung fortwährend umgangen, doch ist auch da die Gefahr gross genug und sind Confiscation, bedeutende Geld-, ja sogar Freiheitsstrafen die zu befürchtenden Folgen.

Trotzdem machen die Antiquitätenhändler ausgezeichnete Geschäfte. Sie bieten dem Sammler, sowie jenem, der nur ein kleines Andenken an die Stadt der Athene mitnehmen will, was man irgend wünschen kann: köstliche, schier federleichte Tanagras, Bronzen, Vasen, Schalen, Statuetten, Münzen. Ausserdem kauft man manchmal bei den Geldwechslern und bei den Bakalis, namentlich im Piräus, kleine Münzen und Thongegenstände sehr billig. Nur muss man sich hüten, schlauer sein zu wollen, als die Griechen. Die Antiquitätenfälschung wird nämlich von den biederen Landleuten mit ebenso grossem Geschick wie Eifer betrieben, und wenn man sich einbildet, mit Umgehung der grossen Händler, die ja doch überall ihre Agenten und

Correspondenten haben, wirklich Wertvolles und Seltenes kaufen zu können, ist man unter hundert Fällen neunundneunzigmal betrogen, sogar dann, wenn der Gegenstand scheinbar erst gefunden wurde. Wie man sich in Athen erzählt, sollen seinerzeit sogar die gelehrten Vertreter einer der bedeutendsten existierenden Sammlung in dieser Beziehung sehr unangenehme Erfahrungen gemacht haben.

* * *

In hohem Grade überraschend ist es, zu sehen, dass Griechenland auf dem Gebiete der modernen Kunst noch fast nichts hervorgebracht hat, während doch Literatur und Wissenschaft in so kurzer Zeit eine verhältnismässig hohe Stufe erreicht haben. Man hat es als Axiom aufgestellt, dass zur Entwicklung der Kunst eine längere Periode gleichmässigen, ruhigen Gedeihens und ungestörter staatlicher Entwicklung nothwendig sei, und Niemand wird dem widersprechen; sollten aber Einflüsse, wie sie in Griechenland auf jede künstlerisch beanlagte Natur wirken, nicht im Stande sein, beschleunigend und fördernd in die Entwicklung einzugreifen, sollte den Epigonen gar nichts von dem herrlichen Talente der Alten überkommen sein? Natürlich kann sich Niemand mit dem Phantasiegebilde einer neuen nationalen Kunst tragen, aber ein psychologisches Räthsel ist es doch, dass so wenige von den griechischen Kunstjüngern, die bei den Deutschen und den Franzosen in die Schule gegangen, es zu Bedeutung gebracht und dass gerade Baukunst und Bildhauerei bei den Neugriechen so gar keine würdigen Vertreter finden, obwohl es an Versuchen, diese Verhältnisse zum Besseren zu wenden, nicht fehlte.

In letzterer Kunst haben sich ausser dem hochbegabten Leonidas Drossis kaum vier oder fünf Griechen über das Niveau des Alltäglichen erhoben und in der Baukunst herrscht ausschliesslich das Ausland. Zu Zeiten König Ottos war es natürlich die Münchener Schule, die prädominierte, nachher

kam mit Theophil v. Hansen die Wiener Schule zur Geltung. Ende der Dreissiger Jahre kam dieser, dem seine Vaterstadt Kopenhagen zu enge geworden war, zu seinem Bruder Hans Christian, der damals die Universität baute, nach Athen, wo er blieb, an der Polytechnischen Schule als Lehrer wirkte und die von Baron Sina gestiftete Sternwarte erbaute, bis ihn das Gesetz der Ausweisung aller Ausländer und ein Ruf Ludwig Försters nach Wien führten. Was Hansen in Wien geschaffen, ist weltbekannt, ebenso in welch edler Weise er stets seiner eigentlichen künstlerischen Heimat Griechenland gedachte. Was Athen an bedeutenden neuen Monumental-Bauten besitzt, dankt die Stadt ihm oder seinen Schülern, und wie uneigennützig der Künstler dabei vorzugehen pflegte, erhellt am besten daraus, dass er, als die griechische Regierung ihn damit betraute, das Gebäude der National-Bibliothek, für welches die Brüder Valianos eine Million Drachmen gespendet, auszuführen, erklärte, „dies als einen Beweis seiner Liebe und Anhänglichkeit für Griechenland“ unentgeltlich durchführen zu wollen.

Besser steht es mit der Malerei. Die in den Klöstern heute noch genau nach den alten Vorschriften geübte kirchliche Malerei kommt da natürlich nicht in Betracht; nur von den wirklich modernen Malern kann die Rede sein. Nicht unbedeutend ist deren Zahl und einige von ihnen haben sich einen angesehenen Namen gemacht. So Lytras, der durch Jahre am Polytechnicum als Professor gewirkt und nur durch die materiell ungünstigen Verhältnisse, denen er als Künstler in Griechenland merkwürdiger Weise begegnete, veranlasst wurde, nach München zurückzukehren; so der jüngere Gysis und Jakobides, die sich die Anerkennung des Publicums und der Kritik in hohem Masse errangen. Trotzdem ist ja auch da nur der Anfang gemacht, doch steht wohl zu hoffen, dass schliesslich eine allgemeine Besserung auch dieses Theiles des geistigen Lebens der Griechen erfolgen werde.

Sechstes Capitel.

Kirche und Volksglaube.

Die Entwicklung der griechisch-orthodoxen Kirche — Das Schisma — Michael Cärularius excommuniciert — Die Osmanen und die griechische Kirche — Selim II. — Die Phanarioten und das Patriarchat von Konstantinopel — Die orthodoxe Kirche in Österreich und in Ungarn — Russland kirchlich unabhängig — Die Geistlichkeit während des Befreiungskrieges — Gregorios IV. — Griechenland erklärt sich kirchlich vom Patriarchate unabhängig — Erzbischof Germanos — Georgios Mauromichalis — Anträge an Pius VII. wegen Wiedervereinigung der griechischen mit der römischen Kirche — Der Congress von Verona — Graf Andreas Metaxas — Versuch, die Nationalkirche wieder unter das Patriarchat zu stellen — General-Synode in Nauplia — König Otto — Kämpfe zwischen Staat und Kirche — Der Synodal-Tomos — Die griechische Geistlichkeit — Das Risarion — Die materielle Stellung der Geistlichkeit — Die Bischöfe — Die niedere Geistlichkeit — Heiraten der Priester — Die Klostergeistlichkeit — Einfluss der Priesterschaft — Beziehungen zu den anderen Religionen — Dogmatische Differenzen — Äusserlichkeiten des Cultes — Die Kirchengebäude — Der Altar — Die Kirche ist arm — Die kirchlichen Ceremonien — Glaube und Aberglaube — Die hohen Kirchenfeste — Neujahr — Hazardspiele — Die Hofkirchenfahrt — Neujahrsbesuche — Haus- und Ortsgeister — Ein Schutzgeist der Gebäude — Epiphania — In Athen — Das geweihte Wasser — In kleinen Orten — Die Einsegnung der Wohnungen — Fasching — Masken-Recht — Der Carneval — Die Fastenzeit — Der »reine Montag« — Der Gesang — Nationale Tänze — Nationale Spiele — Die Gesellschaft und der »reine Montag« — Die Osterwoche — Gründonnerstag — Der Lämmermarkt — Charfreitag — Die Grablegung — Charsamstag — Die Auferstehung — Die Ostermahlzeit — Die Weissagung aus dem Schulterknochen des Lammes — Michael Psellos an den Patriarchen Cärularius über die »Omoplatomantie« — Weissagungen während des Befreiungskrieges — Alexander Maurokordatos bei Arta — Die drei Osterfeiertage — Das Schiessen zu Ostern — Das Weihnachtsfest — Die Kalikantsaren — Die Zwölften — Der schwarze Hahn — Der Weihnachts-Kuchen — Die Kullura — Die Heiligen — Die heilige Maria — Andere Heilige von besonderem Ansehen — Wie der heilige Dionysios die Weinrebe gefunden — Reliquien und Heiligenbilder — Der Leichnam des heiligen Spiridion in Korfu — Die Familie Bulgaris — Das Marienbild und die wunderthätige Quelle auf Tinos — Volksbräuche auf Tinos — Andere Heilquellen — Orakel — Mittel, das Wohlwollen der Heiligen zu erringen — Vereinigung der Heiligenbilder einer Familie — Weihgeschenke — Gelübde — Der »lahme Dämon« — Frauen gesegneten Leibes — Die Platane — Die Neraïden — Talismane — Die Geburt — Das neugeborene Kind — Die Striglen — Der Engel des Menschen — Die Moeren — Die Taufe — Die Kumpari — Die Firmung — Der Name — Die Wöchnerin — Die Trau-Ceremonien — Die Bekränzung des Brautpaares — Abergläubische Vorstellungen bei Hochzeiten — Kinderlosigkeit und Fruchtbarkeit der Ehe — Die Moeren als Ehestifterinnen — Probe der Jungfräulichkeit — Hexen — Das Nestelknüpfen — Die Civiltrauung — Die Ehetrennung — Der Tod — Ankündigung des Todes — Der Genius des Menschen — Charos — Mautgeld in das Jenseits im Munde — Die Myrologien — Die Beerdigung — Schminken der Leichen — Die Kollyba — Der Leichnam gilt als unrein — Die Kumpara — Vampyre — Die Vorstellung vom Jenseits — Der Hades — Charos — Der Teufel.

»An dem mächtigen und in der That bewunderungswürdigen geistigen Aufschwunge der in jüngster Zeit unter den Hellenen eingetretenen, hat der Clerus keinen Theil genommen; Anhänglichkeit an die Landeskirche, Vorliebe für die Eigenthümlichkeit des anatolischen Dogmas und Ritus ist in nicht geringem Grade bei den Griechen vorhanden, aber diese Anhänglichkeit ist mehr politisch als religiös.

Die kirchlichen Besonderheiten werden als Bollwerk der griechischen Nationalität betrachtet, als Dinge, welche zu der grossen Überlegenheit der Hellenen über alle anderen Nationen gehören«, sagt Döllinger in seinem Werke »Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat«.

In der That ist die Rolle, welche die Vertreter der Kirche in dem politischen und socialen Leben Griechenlands spielen, heute eine ganz untergeordnete. Zwei Factoren tragen zu diesem kaum in einem anderen Staate der Welt wieder vorkommenden Verhältnisse bei: die vollständige Unterordnung der Kirche unter den Staat und das niedrige Bildungsniveau der Mehrzahl der griechischen Geistlichkeit.

Ein Blick auf die Entwicklung der griechisch-orthodoxen Kirche erklärt dies.

Das Schisma zwischen der morgenländischen und der abendländischen Kirche, welches aus den Zwistigkeiten der Patriarchen von Rom und von Konstantinopel hervorgegangen war und durch die Verleihung des Titels »ökumenisch« d. i. allgemein, einen Titel, den der Patriarch von Rom für sich allein in Anspruch nahm, an den Patriarchen von Konstantinopel, im Jahre 595 neue Nahrung erhielt, wuchs, durch alle möglichen dogmatischen Streitigkeiten verschärft, bereits im ersten Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung so sehr an, dass schon 858 der Patriarch Photius die Unabhängigkeit der orthodoxen Kirche erklärte. Als zwei Jahrhunderte später die Legaten, die Papst Leo IX. auf Bitten des Kaisers Konstantinus Monomachus nach Konstantinopel gesendet hatte, um das Einvernehmen zwischen den beiden Kirchen wieder herzustellen, nach einem abermaligen, von beiden Seiten sehr heftig und sehr grob — stultior asino nannte Cardinal Humbert, der Führer der päpstlichen Gesandtschaft, einen seiner schärfsten Gegner, den Mönch Niketas Pektoratus — geführten Streit, die Verhandlungen abbrachen und am 16. Juli 1054 auf dem Hauptaltare der Sophienkirche die Excommunicationsschrift wider den Patriarchen von Konstantinopel, Michael Cärularius,

niederlegten, war ausser dem Kaiser, dem sehr viel an der Erhaltung der guten Beziehungen zum Auslande lag, Niemand überrascht und erschien dies eigentlich nur als die letzte Bestätigung der vollständigen Trennung der beiden Kirchen.

Unter fortwährenden, auf beiden Seiten mit den schlimmsten Mitteln geführten Kämpfen, unter wiederholten aber stets fruchtlosen Versuchen zur Versöhnung — auch der 1440 zwischen Kaiser Manuel und den Häuptern der griechischen Kirche einerseits, dem Papste Eugen IV. andererseits abgeschlossene Vereinigungscontract wurde nicht zur Wahrheit — verliefen die nächsten vier Jahrhunderte, bis am 29. Mai 1453 Sultan Mohammed, trotz heldenmüthiger Vertheidigung der Stadt unter Konstantin Paläologos und dem ihm von der Republik Genua zu Hilfe gesandten Johann de Giustiniani, Konstantinopel eroberte und wenige Jahre später auch Griechenland, welches von Byzanz im Laufe des 5. und 6. Jahrhunderts zur Bekehrung war gezwungen worden, in die Hände der Osmanen fiel.

Die Eroberer, von dem Wunsche geleitet, die Unterworfenen nicht all zu schwer zu bedrücken, gewährten anfänglich der griechischen Kirche sehr bedeutende Freiheiten und liessen ihr grosse Rücksicht widerfahren. Ende des 16. Jahrhunderts aber, namentlich seit Selim II., begann sich dies, nicht ohne Schuld der Patriarchen, sehr wesentlich zu ändern; selbst der gewaltige Einfluss der Phanarioten reichte oft nicht mehr aus, Haupt und Glieder der »rechtgläubigen Kirche« vor den Bedrückungen der Sultane und ihrer Beamten zu schützen, und bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhundertes war es nur durch Aufgebot grosser Geldmittel möglich, für die Angehörigen der orthodoxen Kirche halbwegs erträgliche Verhältnisse zu schaffen. Dann besserte sich, wenigstens im unmittelbaren Bereiche des Patriarchates, die Lage wieder, während in Griechenland selbst die Christen nach wie vor unter dem Übermuthe

muselmännischer Machthaber zu leiden hatten. Die Stellung der Phanarioten und damit jene des Patriarchates wuchs aber in der Türkei selbst immer höher an; in anderen Staaten, so namentlich in Österreich und in Ungarn, fand die griechisch nichtunierte Kirche gesetzliche Anerkennung und amtlichen Schutz und Russland, dessen Kirche Peter der Grosse 1721 auch äusserlich unabhängig gemacht hatte, begann die Operation gegen die Türkei und fand auch in den kirchlichen Angelegenheiten eine erwünschte Veranlassung zur Einmischung, so dass im Frieden von Kutschuk-Kainardsche 1774 den Griechen ausdrücklich Religionsfreiheit gewährt wurde. Dadurch wurde auch ihren Dienern eine grössere Freiheit der Bewegung ermöglicht, und so kam es, dass, als der Kampf um die nationale Selbstständigkeit begann, diese in hervorragendster Weise an demselben Antheil nahmen.

Schon zu der Vorbereitung des Aufstandes trug die Geistlichkeit sehr viel bei und auch in die Leitung griff sie kräftig ein. Der Patriarch von Konstantinopel Gregorios IV., derselbe, den die Türken zwangen, Alexander Ypsilantis und seine Anhänger mit dem Bannfluche zu belegen; eine grosse Zahl von Erzbischöfen und Bischöfen wurden früher oder später Opfer ihrer Begeisterung für die nationale Wiedergeburt, von den zahllosen Mitgliedern des niederen Clerus und der Ordensgeistlichkeit, die im Kampfe fielen, gar nicht zu reden. Hoch oder niedrig: sie thaten alle glänzend ihre Pflicht, der Patriarch Gregorios, der trotz des erzwungenen Bannfluches den Aufstand in jeder möglichen Weise förderte, so gut wie jener Diakon, der, einer der Tapferen aus der Schar derer, die, ähnlich wie ihre Vorfahren den Persern, am 7. September 1821 den Türken bei den Thermopylen eine blutige und erfolgreiche Schlacht gegen vielfache Übermacht lieferten, gefangengenommen und vor die Wahl gestellt, seinen Glauben abzuschwören oder lebendigen Leibes geröstet zu werden, standhaft blieb und, nachdem man ihn vorher gepfählt

hatte, thatsächlich in dieser Weise hingerichtet wurde!! Trotzdem sagten sich die Griechen schon nach der am 22. April — Ostersonntag a. St. — 1821 erfolgten Hinrichtung Gregorios IV., die in Wahrheit eine scheussliche Mordthat war, von der Stammkirche in Konstantinopel los, da man auch kirchlich nicht mehr unter einem Oberhaupte stehen wollte und konnte, welches aus begreiflichen Gründen gezwungen war, sich in vielen der wichtigsten Fragen dem Drucke der Pforte zu fügen.

Schon im nächsten Jahre veranlassten die schweren Kümmernisse des Krieges, die militärischen und politischen Misserfolge der ersten Hälfte des Jahres 1822, die Unkenntnis schliesslich des Umstandes, dass gerade damals die Stellung des Papstes selbst eine schwache war, die griechische »Centralgewalt« zu einem Schritte, der durchgeführt zweifellos der Gestaltung der Dinge im Oriente für alle Zukunft eine wesentlich andere Richtung gegeben hätte. Hart bedrängt entsendete sie nämlich den Erzbischof Germanos von Patras, denselben, der am 4. April 1821 dort die Fahne der Ausständischen geweiht und die Revolution so gewissermassen officiell proclamiert hatte, so wie den Georgios Mauromichalis, jenen Sohn des alten Petron-Bey, der später in Gemeinschaft mit seinem Oheim Konstantin den Präsidenten Kapodistrias ermordete, um Pius VII. Anträge in Betreff der Wiedervereinigung der griechischen mit der römischen Kirche zu machen. Unmittelbar vorher aber waren Vertreter an die im Herbste 1822 in Verona zum Congresse versammelten Fürsten und Staatsmänner entsendet worden, um ihre Aufmerksamkeit auf die Vorgänge in Griechenland zu lenken und die Hilfe der europäischen Mächte zu erbitten. Durch Schwierigkeiten bei der Reise am rechtzeitigen Eintreffen gehindert, richtete der griechische Gesandte Graf Andreas Metaxas an den König von Neapel einen für die in Verona anwesenden Fürsten bestimmten Brief, in dem er, mehr stolz als diplomatisch,

einen Ton anschlug den der Congress »anmassend und ungeschickt» fand, was zur Folge hatte, dass ihm nicht nur die Pässe zur Reise von Ancona nach Verona verweigert, sondern dass auch der Papst aufgefordert wurde, der gleichfalls noch in der Hafenstadt weilenden an ihn bestimmten Gesandtschaft wissen zu lassen, dass er ihnen keine Antwort zu geben habe. Obwohl zweifellos über den Widerstand unterrichtet, den der Versuch eines Anschlusses an die römische Kirche bei der grossen Masse des griechischen Volkes gefunden hätte, ein Widerstand, den zu brechen der »Centralgewalt« um so weniger gelungen wäre, als ja, namentlich in den ersten Jahren der Revolution, religiöse Momente bei der Bewegung wesentlich mitspielten, folgte der Papst nur widerwillig diesem, vom Standpunkte jener, die es gestellt, nahezu unbegreiflichen Begehren.

Ein wenige Jahre später, 1828, gemachter Versuch, die griechische Nationalkirche wieder unter die Oberhoheit des Patriarchen von Konstantinopel zu bringen, wurde vom Präsidenten Kapodistrias mit Entschiedenheit abgewiesen und die noch zu Zeiten der Unmündigkeit König Ottos von der Regentschaft nach Nauplia einberufene General-Synode beschloss, dass die orthodoxe Kirche Griechenlands als ihr Haupt nur Jesum Christum anerkenne und dass, ähnlich wie in Russland, die oberste Verwaltung der Kirche dem Könige zukomme, der sie durch eine »permanente Synode« auszuüben habe. Da König Otto aber katholischer Religion geblieben war, die Beschlüsse der General-Synode übrigens nur durch den energischen Hochdruck, der »schismatischen« Regenten zu Stande gekommen waren, ausserdem damals eine Reihe wichtiger Reformen vorgenommen wurde, welche in die durch den Krieg verwirrten Kirchenverhältnisse Ordnung bringen sollten, aber trotz ihrer Vortrefflichkeit, die Privatinteressen Vieler verletzten, entstand unter dem Vorwande, dass man einem Andersgläubigen eine so grosse Macht über die Kirche nicht einräumen dürfe, eine sehr

heftige Bewegung gegen die Synodal-Beschlüsse und gegen die Regierung, der sich, unverhüllt unterstützt von dem russischen Gesandten, alle Gegner der letzteren anzuschliessen beeilten. Die Opposition versuchte in den nächsten Jahren sogar abermals den Wiederanschluss der Kirche des jungen Königreiches an das Patriarchat von Konstantinopel durchzusetzen, bis endlich England mit Nachdruck eingriff und 1840 die Absetzung des damaligen Patriarchen, der aus naheliegenden persönlichen Gründen diese Bestrebungen unterstützte, von der hohen Pforte erzwang.

Die kirchlichen Streitigkeiten hörten aber auch dann noch lange nicht auf. In der 1844 gegebenen Verfassung wurde sodann den Wünschen beider Parteien Rechnung getragen, indem es im § 2 hiess: »Die rechtgläubige Kirche Griechenlands erkennt unseren Herrn Jesum Christum als ihr Oberhaupt an; sie ist im dogmatischen Sinne mit der grossen Kirche in Konstantinopel und mit jeder anderen gleichgläubigen Kirche Christi unlösbar verbunden; . . . . . sie ist selbstständig, übt unabhängig von jeder anderen Kirche die ihr zustehenden oberherrlichen Gerechtsame und wird von einer heiligen, aus Prälaten zusammengesetzten Synode verwaltet.« Kurz darauf wurde die Synode in rein kirchlichen Dingen vom Regierungseinflusse unabhängiger gemacht; andererseits anerkannte 1850 das Patriarchat von Konstantinopel unter Wahrung unwesentlicher, rein äusserlicher Hoheitsrechte, von denen die — unentgeltliche — Versendung des heiligen Salböles so ziemlich das Wichtigste ist, durch einen »Synodal-Tomos« die Unabhängigkeit der griechischen Nationalkirche. Als aber diese Vereinbarung 1852 der parlamentarischen Behandlung zugeführt wurde, entbrannte der alte Kampf neuerdings aufs heftigste. Besonders die Bestimmung, dass der Köng das Oberhaupt der griechischen Synode seine solle, erregte abermals so grossen Widerstand, dass es namentlich in der Maina zu sehr ernsten Revolten kam, die, selbst durch energisches Eingreifen der Truppen, erst dann unterdrückt werden

konnten, als es gelungen war, die Hauptschreier hinter Schloss und Riegel zu setzen.

* * *

Damit waren endlich die Beziehungen zwischen Staat und Kirche geordnet, Friede und Eintracht dauernd hergestellt.

Die im Laufe der nächsten Jahrzehnte noch eindringlicher durchgeführte Unterordnung der Kirche unter den Staat hat aber, so wünschenswert und vortheilhaft sie auch sonst war, die Folge gehabt, dass die in Griechenland von jeher sehr geringe Zahl wirklich gebildeter und intelligenter Männer, die sich dem Kirchendienste widmeten, im Verhältnisse zu der Bevölkerung des Landes viel zu klein wurde, trotz aller Bemühung, Besserung zu schaffen. Die griechische Geistlichkeit erwies sich ja seit Beginn der Freiheitsbewegung als vom edelsten patriotischen Geiste durchdrungen — mit ihrem Wissen aber und ihrer Bildung war es, von wenigen Ausnahmen abgesehen, schlimm bestellt. Während der Türkenherrschaft konnten sie sich wenigstens in Konstantinopel höheres Wissen aneignen, nach der Befreiung war dies nicht mehr möglich und durch viele Jahre fehlte der national-griechischen Geistlichkeit jeder Weg und wohl auch das Verständnis, um Besseres zu erreichen und die Unwissenheit und Roheit derselben nahm die ärgsten Proportionen an. Dazu kam, dass einerseits die aus der Türkei geflüchteten Bischöfe mit den Inländischen um die Sitze im Streite lagen, andererseits, ein Übelstand, der bis in die Regierung König Georgios' angedauert hat, Leute, die noch kurz vorher als Matrosen, Lastträger oder Diener ihr Brot verdient hatten, weil fühlbarster Mangel an Geistlichen herrschte, wenn ihnen nur halbwegs die Äusserlichkeiten der gottesdienstlichen Handlungen geläufig waren, von den Bischöfen die niederen Weihen erhielten.

Erst die Gründung des »Risarion«, der von den Brüdern

Risaris 1844 mit riesigen Kosten errichteten theologischen Lehranstalt, brachte einige Abhilfe, ohne aber das Übel gründlich beheben zu können, weil dasselbe aus Verhältnissen entspringt, die völlig zu ändern bis heute nicht möglich war, da der Staat dazu auch derzeit die erforderlichen Mittel noch nicht aufwenden kann.

Der Priester ist in Griechenland Staats- oder, gewissermassen wenigstens, Gemeinde-Beamter; ein Kirchenvermögen — nicht zu verwechseln mit Weihgeschenken, die im Kirchenraume untergebracht sind — gibt es nahezu nicht und die Geistlichkeit ist daher auf ihre Gehalte, ihre Casualien und ihre Nebeneinkünfte angewiesen. Gehalte und Gebüren sind aber sehr gering. Die Bischöfe, die von der Synode vorgeschlagen und von der Regierung bestätigt werden und, wenn sie in einer Departements-Hauptstadt residieren, den Titel von Erzbischöfen führen, erhalten 4000—5000 Drachmen, der Metropolitan von Athen 6000 Drachmen jährlichen Gehalt und sollen, wenn schon die Mittel zur Bestellung der vollen Zahl der canonisch vorgeschriebenen Officialen nicht hinreichen, mindestens einen Protosynkollos als geistlichen Rath und Vikar und einen Archidiakon als Secretär und Vorsteher der Kanzlei bei sich haben; die niedere Geistlichkeit, auf ein Gesuch der Gemeindeangehörigen vom Bischofe ernannt, bezieht keinerlei Gehalt und ist ausschliesslich auf die Casualien und die Nebeneinkünfte angewiesen. Da erstere sehr klein, letztere nur an wenigen Orten bedeutende sind, so ist es ihnen in vielen Fällen nicht möglich, ihre Lebensbedürfnisse anders zu befriedigen, als dass sie Ackerbau und Ziegenzucht, ja sogar directe Handel treiben.

Dazu kommt, dass der niederen Geistlichkeit das Heiraten gestattet ist — wovon auch allgemein schon aus dem Grunde Gebrauch gemacht wird, weil der Unverheiratete in so manchen der Welt abgeschiedenen Gebirgsdörfern kaum zu existieren vermöchte — was für die höhere Geistlichkeit nicht der Fall ist. In Folge dessen muss diese ge-

wöhnlich aus der Klostergeistlichkeit gewählt werden, die auch in der griechischen Kirche durch die Ordensregeln an das Cölibat gebunden ist und daher trotz ihrer verhältnismässig geringen Zahl, die auf 1800 angegeben wird, bei der Besetzung der höheren Stellen den Vorrang geniesst, obwohl auch ihr Wissen noch lange kein hervorragendes ist, wenngleich es jenes der Weltgeistlichen im allgemeinen bedeutend übertrifft. Die Folge dieser Sachlage und des Umstandes, dass in Griechenland schon von altersher eine lebhafte Abneigung gegen die Ehelosigkeit besteht, derjenige aber, der es im geistlichen Stande zu etwas bringen will, sich also unbedingt entschliessen muss, unbeweibt zu bleiben, sind nun, dass selbst in den unteren Classen nicht leicht ein junger Mann, der halbwegs gute Anlagen hat, den geistlichen Beruf wählt, dass absolvierte Theologen, nachdem ihnen der Eintritt in das »Risarion« die Möglichkeit geboten, ohne zu hungern sich Bildung anzueignen, die geistliche Laufbahn sehr häufig aufgeben und sich weltlichen Berufen zuwenden und dass die Söhne angesehener Familien nahezu nie sich der Kirche widmen.

Nachdem die zur Erlangung der niederen Priestergrade an das Wissen der Candidaten gestellten Anforderungen daher auch heute noch nothgedrungen sehr bescheidene sind, der unwissende Geistliche obendrein auf den guten Willen und die Wohlthaten seiner Gemeinde angewiesen ist, ist auch sein persönliches Ansehen ein geringes. Selbst der in den meisten Fällen aus Überzeugung fromme Grieche der unteren Classen sieht in dem Priester nur das Werkzeug der Gottesverehrung; er bringt ihm zwar in seinen Functionen den grössten Respect entgegen, steht aber persönlich mit ihm viel zu sehr auf einer Stufe, als dass, trotz des äusserlichen Prunkes, mit dem man alle priesterlichen Handlungen selbst in den ärmsten Gemeinden zu umgeben sucht, der Mensch dem Menschen zu imponieren vermöchte, und daher kommt es, dass der Einfluss der niederen Priesterschaft auf das Volk, trotzdem ihnen in Bezug

auf ihren Lebenswandel durchaus keine Vorwürfe zu machen sind, geradeso gering ist, wie jener der gebildeteren und unterrichteteren Mitglieder des höheren Clerus auf die oberen Classen, die ihr skeptischer und grübelnder Geist fast ausnahmslos zu Voltairianern macht, was sie aber nicht abhält, den äusserlichen, gewissermassen gesellschaftlichen, Forderungen der Kirche genau nachzukommen. Dies ist auch der Grund, dass im allgemeinen der Clerus an dem geistigen Aufschwunge der Griechen Antheil weder nehmen konnte noch kann.

Die Beziehungen der griechischen Nationalkirche zu den anderen Religionen sind vollkommen neutrale. Ausschreitungen wie die Judenkrawalle in Korfu und die Zerstörung der protestantischen Kirche im Piräus, sind nichts Anderes als der Ausfluss der von Aussen aufgestachelten Dummheit und Roheit der Ungebildeten und durchaus nicht etwa ein Beweis allgemeiner Unduldsamkeit.

Dass trotz aller Versuche eine Einigung zwischen der katholischen und der orthodoxen Kirche, welche auf der Bibel und auf den älteren Traditionen nach den Satzungen der sieben ökumenischen Concilien basiert und damit gänzlich abgeschlossen ist, nicht zu Stande kam, hat seinen Grund nicht bloss in dogmatischen Differenzen. Die bedeutendste derselben kommt allerdings in einem der wichtigsten Punkte, in der Abendmahls-Frage, zum Ausdrucke. Trotzdem wäre aber ein Vergleich wohl denkbar gewesen, wenn nicht Gegensätze von geringerem Gewichte ins Ungemessene wäre aufgebauscht worden. So, um bei der Abendmahls-Frage zu bleiben, der Streit über den Gebrauch gesäuerten oder ungesäuerten Brotes; so auch die Meinungsverschiedenheit darüber, ob auch die Gläubigen sub utraque communicieren dürfen, oder ob dies nur den Priestern gestattet sei; so der Disput über die Verwendung gewässerten oder ungewässerten Weines beim Abendmahle — drolliger Weise wendeten sich einst armenische und griechische Geistliche, die sich über diese Frage nicht einigen konnten, in Kon-

stantinopel an den türkischen Reis-Effendi, er möge entscheiden, worauf dieser, vom Standpunkte des Muselmannes ganz richtig, erklärte, Wein sei ein unreines, vom Koran verbotenes Getränk; sie sollten also nur Wasser nehmen! Dazu kamen die zahlreichen persönlichen Intriguen und die schon erwähnte anhaltende Grobheit auf beiden Seiten — noch in den Vierzigerjahren unseres Jahrhunderts wiederholte zum Beispiele der Patriarch von Konstantinopel unter düsteren Ceremonien die Excommunication, mit der Michael Cärularius auf die Bann-Bulle Leo IX. geantwortet hatte — es ist also nicht überraschend, dass heute allgemein der Gedanke an die Möglichkeit einer Wiedereinigung der beiden Kirchen aufgegeben ist.

* * *

Den Äusserlichkeiten des Cultes wird grosse Aufmerksamkeit zugewendet. Die Zahl der Kirchen und Kapellen ist überall eine sehr grosse, namentlich in Athen, wo natürlich auch auf die mehr oder weniger künstlerische Ausstattung der Gotteshäuser besondere Sorgfalt verwendet wird. Die Kirchengebäude haben meist die Form des sogenannten »griechischen«, d. h. gleicharmigen Kreuzes, doch wurden in früheren Zeiten häufig alte Tempel in Kirchen umgewandelt und der Parthenon z. B. war lange Zeit eine Marienkirche. Der Altar — in den griechischen Kirchen gibt es nur einen solchen, Seitenaltäre kennt man nicht — befindet sich in der nach Osten gelegenen gewölbten, das übrige Gebäude thurmartig überragenden Apsis und ist vom Kirchenschiffe durch eine Wand mit drei Thüren getrennt, von denen die mittlere, die übrigens noch durch einen, jenem der Juden nachgebildeten, Tempelvorhang geschlossen ist, bei gewissen Momenten der gottesdienstlichen Handlung geöffnet, den Gläubigen den Blick auf den Altar frei gibt. Beim Altare und im Schiffe befinden sich Sitze für den Bischof, der bei hohen Festen von letzteren aus die Gläubigen segnet. Übrigens sind dies gewöhnlich

die einzigen Sitze in der Kirche, da die Frommen dem Gottesdienste stehend beiwohnen müssen. Für die Frauen ist in der Regel eine eigene vergitterte Gallerie bestimmt, doch müssen auch sie in den Gotteshäusern, in welche das Tageslicht meist nur sehr spärlichen Eingang findet, stehen. Charakteristisch ist es, dass in allen orthodoxen Kirchen, trotzdem manche derselben wirklich mit Pracht, die allerdings nicht immer mit künstlerischem Geschmacke Hand in Hand geht, ausgestattet sind, jedweder statuarischer Schmuck, als von den canonischen Gesetzen verboten, gänzlich fehlt.

Ich habe schon darauf hingewiesen, dass die Kirche in Griechenland arm ist, es ist also die Erhaltung der Gotteshäuser häufig mit nicht unbedeutenden Schwierigkeiten verbunden. In Athen und den grösseren Städten ist dies natürlich weit weniger der Fall, da Unterstützungen, Weihgeschenke, Stiftungen und Legate die Erhaltung erleichtern; anders aber ist es auf dem Lande, wo jene Vertrauensmänner, welche die Gemeinden aus ihrer Mitte wählen und mit der Kirchenverwaltung betrauen, die Epitropen, oft nur mit schwerer Mühe das Erforderliche zusammenbringen, da auch die in den Städten so ergiebige Einnahme aus dem Verkaufe geweihter Kerzen naturgemäss viel geringer ist und dieselben häufig von Haus zu Haus gehen müssen, um Beiträge an Victualien zu sammeln, deren Erlös dann zur Erhaltung der Kirchen benutzt wird.

Trotz alledem werden aber die gottesdienstlichen Handlungen immer mit der möglichsten Prunkentfaltung begangen. Auch dem ärmsten Dorfe hat ja einmal irgend ein frommer Wohlthäter ein Paar goldgestickte Gewänder zum Geschenk gemacht, und dem einfachen Sinne der Landleute erscheint gar manches als prächtig, worüber die Städter lächeln würden. Zu der Pracht der Gewänder kommt der reichliche Gebrauch des Weihrauches, der Reflex der Vergoldungen an den Wänden und den zahllosen Heiligenbildern, der Glanz der Kerzen, die, trotzdem mit ihnen nicht gespart wird,

den Raum nur stellenweise vollständig durchdringen, das häufige Ertönen der Schelle, um den mystischen Eindruck, den der griechische Gottesdienst, namentlich bei nächtlichen Ceremonien, wie das Osterfest, macht, zu vervollständigen. Überraschend ist es, dass auch die niedere Geistlichkeit es sehr wohl versteht, während des Gottesdienstes eine ehrfurchtgebietende äussere Würde zu bewahren. Andererseits fehlt den kirchlichen Ceremonien der Orthodoxen jene mächtige Wirkung, welche beim katholischen Gottesdienst der Gesang und der Orgelklang hervorbringen, gänzlich, denn die von den Priestern und dem sogenannten »Sänger« in näselndem Tone abgesungenen Gebete und Responsorien unterscheiden sich von der Kirchenmusik der katholischen Kirche nicht gerade vortheilhaft.

*
* *

Dem gemeinen Manne ist eine eigenthümliche Vermengung von Glaube und Aberglaube zu Eigen, die in besonders augenfälliger Weise bei der Begehung der hohen Kirchenfeste hervortritt, die sich übrigens dadurch auszeichnen, dass sie sich stets zu Volksfesten im besten und schönsten Sinne des Wortes ausdehnen.

Schon das Neujahrsfest setzt die Bevölkerung noch weit mehr in Bewegung, als dies bei uns der Fall ist. Tagelang vorher wird überall gebacken und gebraten, rüstet sich Vornehm und Gering mit Quantitäten von Essvorräthen, namentlich süssem Backwerk aus, als ob die sonst so genügsamen Griechen auf einmal die ärgsten Fresser geworden wären. Während wir Alle gewohnt sind, den Vorabend des neuen Jahres zu Hause oder bei guten Freunden zuzubringen, selbst die unteren Classen die an diesem Abende öden und leeren Gassen und die ausgestorbenen öffentlichen Locale meiden, die nur der Arme aufsucht, der fremd oder verlassen gar Niemanden hat, an den er sich anschliessen kann — herrscht in Athen das regste Leben bis tief in die Nacht. Die ganze Stadt ist von Nachmittag an auf den

Beinen und nur die vornehme Gesellschaft zieht sich gegen Abend zurück, im Familienkreise, zu dem man nur die intimsten Freunde zulässt, das neue Jahr zu erwarten. Das Gros der Bevölkerung bleibt, durchzieht singend und lachend die Strassen, nimmt — das herrliche Klima fordert ja förmlich dazu auf — vor den Tischen der Kaffeehäuser Platz und hält die Restaurants und Speisehäuser bis in die späte Nacht besetzt.

Obwohl dies natürlich verboten ist, wird in der Neujahrsnacht überall Hazard gespielt. In dem mit auserlesenem Geschmack und vornehmem Luxus ausgestatteten Palais des Phanarioten so gut, wie in dem Geschäftslocale des Bakali, der, die Schrecken einer strengen Gewerbeordnung noch nicht kennend, in dieser Nacht sein von einer rauchenden Petroleumlampe spärlich erhelltes Local offen hält, um den Kumparis aus der Nachbarschaft Gelegenheit zu geben, sich an Oliven und Ziegenkäse, an Rezinato und Raki zu erláben und selbst einige Drachmen zu verdienen: wohin man kommt, fällt die Karte, rollt der Würfel, und Solche, die an den übrigen dreihundertvierundsechzig Tagen des Jahres nicht daran denken würden, eine Karte zu berühren, Herren und Damen spielen mit einem Eifer und einer Unermüdlichkeit, die im Anfang ausserordentlich überrascht. Erklärlich wird der Vorgang erst, wenn man erfährt, dass das Spielen in der Neujahrsnacht als eine Art Orakel für das kommende Jahr gilt und dass der Aberglaube herrscht, dass, wer in der Neujahrsnacht Glück im Spiel hat, dieses Glück auch im Laufe des ganzen folgenden Jahres festhalten wird, während dagegen Verlust in dieser Nacht als schlechtes Omen gilt.

Am Neujahrstage selbst ist man, namentlich in Athen, wieder frühzeitig auf den Beinen und von allen Seiten strömt die Bevölkerung nach den Kirchen, oder staut sich auf den Strassen und Plätzen, um der Hofkirchenfahrt zuzusehen. Kurz vor neun Uhr versammeln sich das diplomatische Corps, die Minister und Würdenträger, sowie die sonstigen

zum Erscheinen berufenen Persönlichkeiten, um sich im Gefolge der Majestäten in die Metropolitankirche zu begeben. Über den Verfassungsplatz, auf dem Cavallerie und Artillerie massiert ist, bewegt sich der Zug unter den Klängen des prächtigen Königsmarsches und des Generalmarsches, die Majestäten, das Kronprinzenpaar, die Prinzen und Prinzessinen und die nächste Suite in offenem à la Daumont bespannten Wagen, der erste Stallmeister am Schlage des das Herrscherpaar fahrenden Wagens reitend, durch die Hermesstrasse zur Metropolitankirche. Dort empfängt der Erzbischof von Athen mit grosser Assistenz den Hof, worauf der ungefähr eine Stunde währende solenne Festgottesdienst beginnt. Nach Schluss der Ceremonie begibt sich der Hof ins Schloss zurück, wo dann die Gratulationscouren stattfinden.

Während dies im Schlosse vorgeht, wird das Gedränge in den Strassen immer stärker und nach allen Seiten sieht man die Herren eilen — die Damen bleiben an solchen Tagen unbedingt zu Hause — die lange Reihe der unumgänglich nothwendigen Neujahrsbesuche zu beginnen. Unangenehm ist es, dass einem überall Liqueure, Weine und was Köche und Zuckerbäcker in ihrem Zorne an Süssigkeiten erfunden haben, in gewissen Häusern nach altem Schlag sogar Kaffee, serviert wird und dass es zu den ärgsten Unhöflichkeiten gehören würde, die angebotene Erfrischung dankend abzulehnen. Darüber, wie es nach Schluss einer solchen Rundreise in dem Magen eines Unglücklichen aussieht, der allenfalls zwanzig bis dreissig Besuche zu machen hatte, eine bei den zahlreichen Verbindungen der Gesellschaft unter sich gar nicht hoch gegriffene Ziffer, ist es besser, sich in ein mitleidiges Schweigen zu hüllen.

Nachmittags und Abends füllen sich die Strassen und die nächste Umgebung von Athen abermals mit einer heiteren Menge, die lachend und plaudernd den Klängen der am Eintrachts- und am Verfassungsplatze concertieren-

den Militärmusiken lauscht oder eine kleine Promenade unternimmt. Die Gesellschaft aber fehlt diesmal gänzlich, denn der Abend des Neujahrstages bringt ja den ersten grossen Hofball, zu dem man nach den Anstrengungen der Gratulationsbesuche im Laufe des Nachmittags frische Kräfte sammelt.

In manchen von der, alle Eigenthümlichkeiten dieser Art so rasch tilgenden, Cultur noch wenig berührten Gegenden des griechischen Gebirgslandes besteht, neben dem Begehen des Festes in der Kirche, der Brauch fort, dass am Neujahrsmorgen das Familienoberhaupt die Wohnräume durchschreitet und aus einem Körbchen Backwerk, Früchte und Brot auf die Diele streut, damit dem Hausgeiste ein Dankopfer für den im abgelaufenen Jahre gewährten Schutz darbringend.

Der Glaube an schirmende H a u s- u n d O r t s- g e i s t e r ist in Griechenland überhaupt noch ziemlich verbreitet und man stellt sich dieselben meist in der Gestalt von Schlangen vor, deren Erscheinen als glückbringend gilt. Sie zu verjagen, zu beleidigen oder gar zu tödten, führt sicheres Unheil herbei, während ein freundliches Wort des Grusses und vertrauensvolles Entgegenkommen sie freut und ermuntert in ihrem segensreichen Wirken fortzufahren. Aus dem Gedanken eines Huldigungsopfers für die Ortsgeister, die dann das neue Gebäude schirmen und schützen sollen, ist zweifellos der allgemein übliche Gebrauch entstanden, bei der Grundsteinlegung ein Huhn oder ein Schaf zu schlachten, das Blut über den Grundstein fliessen zu lassen und das geschlachtete Thier unter demselben einzuscharren. Neben dem Glauben an Orts- und Hausgeister, kommt auch der an einen S c h u t z- g e i s t d e s G e b ä u d e s als solchen vor, der demselben dadurch erworben wird, dass man — da der Betreffende unbedingt nach einem Jahre sterben muss, heimlich — den Grundstein in den Schatten eines der Anwesenden legt, oder mit einer Schnur die Länge des Körpers oder auch

nur des Schattens eines Menschen misst und dieses Mass dann unter den Grundstein vergrabt. Beim Fortschreiten des Baues sich etwa ergebende grosse Schwierigkeiten konnten, nach einem in früheren Jahrhunderten allgemein geglaubten und auf der ganzen Balkanhalbinsel nicht nur, sondern auch in Deutschland verbreiteten Aberglauben, dadurch behoben werden, dass man einen Menschen herbeilockte und lebendig einmauerte. Der solcher Art Geopferte wurde dann der Schutzgeist des Baues, dessen Vollendung er ermöglichte, wie dies der Sage nach mit der blendend schönen Frau des die Herstellung der Brücke von Arta leitenden Baumeisters — ganz ähnlich der Heldin der von Carmen Sylva dramatisierten Sage vom Baue der Kirche von Curtea de Argez — der Fall gewesen, die man eingemauert hatte, da trotz aller Bemühungen das Werk nicht gelingen wollte.

Wenige Tage nur und es folgt — am 6. Januar — das Fest der Wasserweihe oder Epiphania, wie bereits die alten Griechen jene Feste nannten, die sie zur Erinnerung an das Erscheinen eines Gottes an irgend einem Orte feierten. Diese Bezeichnung wurde von der christlichen Kirche für die Feier des ursprünglich vereinten Geburts- und Tauftages Jesu beibehalten. Als dann im vierten Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung der Geburtstag Christi auf den 25. December verlegt wurde und auch die abendländische Kirche, wenngleich erst nach einiger Zeit, dieses Datum anerkannt hatte, blieb der 6. Januar zur gleichzeitigen Erinnerung an die heiligen drei Könige, als die ersten unter den Heiden, die gekommen waren, Jesu Christo zu huldigen, und an die Taufe Christi durch seinen Lieblingsjünger Johannes im Jordan als Feiertag bestehen. Erst im Laufe der Ausbildung der Unterschiede zwischen dem katholischen und dem griechischen Glauben hat es sich ergeben, dass bei den Katholiken mehr die Erinnerung an die auf eine christliche Sagenbildung zurückzuführenden heiligen drei Könige an dieses Datum geknüpft wird, wäh-

rend die griechisch-orthodoxe Kirche auf die ursprüngliche Bedeutung des Tages: die Taufe Christi und die dadurch erfolgte Heiligung des Wassers, zurückgeht. Symbolisch begangen wird dieser Feiertag, der als einer der höchsten gilt, durch die Ceremonie der Wasserweihe, die stets mit Entfaltung des grössten Pomps und, wo es nur irgend möglich, nicht in der Kirche, sondern im Freien und am Ufer stattfindet.

In Athen erfolgt die Ceremonie am Reservoir der Wasserleitung, da eben gar kein anderes Wasser vorhanden ist. Am frühen Morgen schon sammelt sich das Volk bei dem am Südwestabhange des Lykabettos ziemlich steil gelegenen Reservoir, dessen Eingänge und Umgebung mit Blumen und Festons geziert sind, während auf dem kleinen Plateau vorne ein Festaltar errichtet ist, bei dem eine Ehrencompagnie mit Musik und Fahne die Wache hält. Um neun Uhr erscheint dann, nachdem sich noch vorher viele officielle Persönlichkeiten, Minister, Deputierte etc., eingefunden, der Metropolitan, umgeben von einem zahlreichen, gleich ihm in prächtige goldgestickte Gewänder gekleideten Clerus, um die kirchliche Handlung vorzunehmen. Dieselbe ist verhältnismässig kurz und besteht im Wesentlichen darin, dass nach der Messe der Erzbischof unter Gesang und Gebeten das Reservoir betritt und das Wasser weiht, indem er ein bereit gehaltenes, an einer Schnur befestigtes Kreuz dreimal nach verschiedenen Richtungen in das Wasser wirft. Damit ist die Ceremonie beendet und die Geistlichkeit zieht sich zurück, während Leute aus dem Volke nun von allen Seiten herbeistürzen, um in allen möglichen Behältnissen von diesem frischgeweihten Wasser, dem sie die vielfachsten heilenden und segnenden Kräfte zuschreiben, einen möglichst grossen Vorrath nach Hause zu bringen. Ereignen sich im Laufe des Jahres besonders schwere Fälle, erkrankt Jemand von der Familie ernstlich oder sind die Ernteaussichten ungünstig, so wird das heilige Wasser herbeigeholt, der

Kranke damit benetzt und die Erde damit befeuchtet. In gleicher Weise findet die Ceremonie im Piräus und in den anderen grösseren Häfen statt — natürlich am Meere und unter dem Donner der Geschütze der festlich beflaggten Schiffe.

Anders ist es in kleinen Orten, wenn die Feier am Wasser begangen werden kann und nicht der Mangel einer passenden Stelle den Priester zwingt, die Handlung im Innern der Kirche an einem mit Wasser gefüllten Becken vorzunehmen. Dort wirft nämlich der Priester das Kreuz so weit er nur irgend kann, frei ins Wasser, von wo es junge Leute aus dem Volke, die sich am Ufer und auf Kähnen bereit gehalten, herauf zu tauchen suchen. Derjenige, dem es Dank seiner Geschicklichheit und seiner gesunden Lungen geglückt ist, das Kreuz zu finden, zieht dann mit Freunden von Haus zu Haus, um Gaben für ein am Nachmittag zu veranstaltendes Fest zu sammeln, dessen Held er natürlich selbst ist. Daraus entwickeln sich regelmässig wirkliche Volksfeste, doch mussten dieselben in den grösseren Hafenstädten abgeschafft werden, da es bei der bunt zusammengewürfelten Bevölkerung unter den Concurrenten, wenn sich die Köpfe etwas erhitzt hatten, zu sehr argen Ausschreitungen, ja sogar zu Todtschlägen gekommen ist.

Am Tage Epiphanias findet auch die übliche alljährliche Einsegnung der Wohnung statt, indem der Priester sie, Gebete sprechend, durchschreitet und mit Weihwasser besprengt — ein an und für sich schöner und poetischer Gebrauch, der aber zweifellos auf einen der eigenthümlichsten Aberglauben der Griechen, auf die Furcht vor den noch zu erwähnenden Kalikantsaren, zurückzuführen ist, jedoch derart in Fleisch und Blut übergegangen, dass er auch dort, wo dieser Aberglaube längst nicht mehr gekannt ist, wie in den griechischen Colonien im Auslande, noch immer in Schwung ist.

Der nun beginnende Fasching, dessen ich des Zusammenhanges wegen an dieser Stelle Erwähnung thue, hat eine Eigenthümlichkeit, die jeden Fremden in hohem

Grade überrascht, obwohl die Erklärung sich in der nationalen Eigenart der Griechen von selbst findet. Es ist dies der Umstand, dass sich die breiten Schichten der Bevölkerung von öffentlichen Faschings-Vergnügungen, namentlich von Bällen, gänzlich fern halten. Bei uns besucht der Mittelstand die von den unterschiedlichen Vereinen veranstalteten öffentlichen Bälle, der Handwerkerstand seine Genossenschaftsbälle, die Dienstleute, Arbeiter etc. irgend einen »Eliteball« im Gasthause zum goldenen Löwen oder zum blauen Bock — in Griechenland fehlt das gänzlich. Der Mittelstand hat ja überhaupt keine gesellschaftliche Stellung und bei den unteren Classen ist die Zurückhaltung der Frauen eine viel zu grosse, als dass Faschingsvergnügungen in unserem Sinne bei ihnen möglich wären. Die Reigentänze während irgend eines Festes im Freien genügen ihnen vollkommen, unsere modernen Tänze sind ihnen nur so vom Hörensagen bekannt und erscheinen ihnen, da die Macht der Gewohnheit diese im Grunde genommen ganz richtige Empfindung noch nicht wie bei uns erstickt hat, ziemlich unpassend.

Die Freuden des Faschings bleiben also die Domäne der Gesellschaft und selbst von einem während desselben noch unbestritten bestehenden Rechte wird heute, ausser wieder von den Mitgliedern der Gesellschaft, nur gelegentlich von den Studenten Gebrauch gemacht, obwohl dies früher weit mehr der Fall gewesen. Es ist die Gepflogenheit, dass im Fasching überall dort, wo Soiréen oder Bälle stattfinden, Masken unbedingt eingelassen werden, wenn sich eine derselben dem Hausherrn oder der Hausfrau zu erkennen gibt und die Garantie für das anständige Benehmen der anderen übernimmt. Zuerst kam diese Sitte in Italien und in Frankreich auf, wo sie anfänglich so strenge eingehalten wurde, dass die Masken, denen noch nicht die Beschränkung auferlegt war, dass doch mindestens eine sich zu erkennen geben müsse, es wagen durften, sich den Eintritt mit dem Degen in der Faust zu erzwingen, wenn er ihnen, was ge-

legentlich auch vorkam, verweigert wurde. Von dort verbreitete sich der Brauch nach dem Orient, von wo er wieder nach Europa zurückkam, so dass er noch in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts in Wien bei den sogenannten »türkischen Juden« allgemein üblich war. Die Missbräuche, zu denen er, trotz aller Vorsicht der mit einem solchen Besuch Beehrten, Anlass gab, haben ihm übrigens im Allgemeinen ein Ende gemacht, und wo er, wie in Athen und einigen anderen Städten des Orients, noch fortbesteht, ist er, entsprechend modernisiert, nur mehr ein gesellschaftlicher Scherz, der zwar noch immer manchem Abenteuer und mancher Intrigue zu Statten kommt, für das Volk aber reizlos und fast unverständlich geworden ist.

Über die sonstige Art, in der die Gesellschaft den Fasching begeht, war schon die Rede; ich kann also gleich von dem eigentlichen Carneval, von den Schlusstagen des Faschings, sprechen, dem einzigen Momente in dieser ganzen Epoche, in dem die unteren Classen hervortreten, wohlbemerkt mit Ausnahme der »orientalischen Griechen«, die allen derartigen Vergnügungen ferne bleiben. Die Carnevalstage enden aber nicht wie bei uns mit dem Faschingsdienstag, sondern schon mit dem Faschingssonntag, so dass die beiden Tage, die bei uns das höchste Aufschäumen der Faschingslust bringen, in Griechenland wegfallen, da die Fastenzeit nach den Satzungen der alten Kirche bereits am Montage nach Sexagesimae beginnt. In den letzten Tagen des Faschings tritt nun auch das grosse Publicum in die Action und zu Fuss, zu Wagen, zu Pferd und zu Esel durchziehen die Leute costümiert und meistens auch maskiert die Strassen, an Allem und Jedem ihren Humor und ihren meist sehr scharfen und treffenden Witz übend. Oeffentliche und private Verhältnisse, politische und sociale Vorkommnisse geben willkommenen Anlass zur Persiflage und werden unbarmherzig gegeisselt. Man darf sich aber trotzdem nicht etwa ein Treiben vorstellen, wie es in Rom oder in Nizza zur Carnevalszeit herrscht, die Gesellschaft be-

gnügt sich damit, von der Entfernung zuzusehen, von Eleganz oder Luxus ist durchaus nicht die Rede und das Ganze macht einen recht ärmlichen Eindruck. Warum die Athener Gesellschaft nicht dem Beispiele jener der grossen italienischen Städte folgt und sich an dem Carnevalsleben betheiligt, ist fast unverständlich und für mich gibt es nur die eine Erklärung, dass da noch einer jener Reste der so lange geübten Abschliessung der griechischen Frauen von dem Verkehre mit der Öffentlichkeit mitspielt, auf die man sonst nur noch in den Sitten und Gebräuchen der unteren Classen stösst.

Mit dem Faschingsonntag schliesst, wie gesagt, der Carneval ab und beginnt nun die lange Fastenzeit. Den vermittelnden Übergang zwischen der Zeit der Freude und Lustbarkeit und der für die Mehrzahl wirklich Entbehrungen bedeutenden Fastenperiode bildet der »reine Montag« — καθαρή δευτέρα — ein zwar nicht von der Kirche, sondern nur durch den Gebrauch eingeführtes Fest, welches aber trotzdem überall in Stadt und Land gleich grossartig begangen wird. Von Niemandem arrangiert, geht dieses Fest dennoch mit einer Ordnung und Pünktlichkeit vor sich, als hätte ein bewährtes, im Arrangement von Volksbelustigungen grau gewordenes Comité die Leitung in der Hand.

Mit frühem Morgen verlässt die Athener Bevölkerung die Stadt und lagert sich auf den in der unmittelbaren Umgebung liegenden Hügeln, mit besonderer Vorliebe auf den Abhängen der Akropolis, in den alten Amphitheatern und auf dem riesigen Platze vor den Jupiter-Säulen. Kunterbunt sind da alle Berufsclassen, alle Alter durch einander gewürfelt, sich des jungen Grün erfreuend, das nach kurzer Dauer von den glühenden Strahlen der attischen Sonne bis auf die Wurzeln versengt sein wird. Einige fliegende Kaffeeschänken bilden den Mittelpunkt und werden nie leer von Besuchern, die Kaffee trinken, Lukumia essen und auch ein Gläschen Raki nicht verschmähen. Damit wird's Zeit, an die Bereitung des Mahles zu gehen. Alle Welt

legt Hand an: der »europäische Grieche« mit seinem aus Neapel oder Wien importierten Anzuge, der gravitätische Palikare, der weithosige Inselbewohner, der gekommen, irgend einen Kumpari zu besuchen, der nach französischem Muster kleidsam uniformierte Soldat, ja sogar die jungen Priester wetteifern mit den Frauen und Kindern. In Bälde ist auf irgend welchen antiken Trümmern, oder auch auf dem flachen Boden der Tisch gedeckt und man lässt sich zum lustigen Mahle nieder, die vom Hause mitgebrachten Vorräthe zu verzehren. Jedwede warme Kost ist an diesem Tage ausgeschlossen, das Menu also ein sehr einfaches: Caviar und alle möglichen Schaalthiere — aber beileibe keine Fische —, Gemüse und Früchte, namentlich Oliven und Feigen, das sehr schmackhafte landesübliche Weissbrot, sowie Rezinato-Wein bilden seine Zusammensetzung. Dann beginnen Belustigungen, an denen sich auch die Alten, wenn sie nicht noch sehr dringend über die Regierung weiter schimpfen müssen, gern ein wenig betheiligen.

Es liegt immer ein Hauch von Schwermuth auf dem Griechen, das naive Geniessen des Tages ist ihm ebenso fremd wie das freie, unbedachte Sichgehenlassen und seine ruhige Würde verlässt ihn auch bei Gesang, Tanz und Spielen nicht. Selbst dabei bleibt er, was er bezeichnend selbst μεμφίμοφος — sein Schicksal beklagend — nennt. Melancholisch und ernst ist die Musik, welche die Lieder — Chorgesänge, die mit gedämpfter Stimme vorgetragen werden, oder Einzeln-Gesänge, denen gleichfalls das Heitere, Fröhliche, Jubelnde fehlt, welches sich in unseren Volksliedern so herzerfreuend neben dem Elegischen und Ernsten zur Geltung bringt — begleitet. Eintönig und langweilig klingt dem daran nicht gewohnten Ohr dieser G e s a n g, der öfter von den Heldenthaten irgend eines tapferen Palikaren berichtet, oder das Treiben eines der zahllosen guten oder bösen Geister beschreibt, an deren Existenz zu glauben das griechische Volk sich noch nicht völlig abgewöhnt hat, als er sich mit der Liebe beschäftigt.

Nicht viel anders steht es mit dem nationalen Tanze; der sich oft mit dem Gesange vereinigt. Violine und Clarinette in primitiver Ausführung geben die Melodie an, die manchmal von einem Trommler, der stets mehr guten Willen als musikalisches Gehör hat, durch einige kräftige Schläge verstärkt wird, und danach dreht sich in wiegender Bewegung der Reigen. Der beliebteste dieser Tänze ist der Syrtó genannte, den man in Athen, namentlich in der Nähe der Kasernen, an Festtagen sehr oft ausführen sehen kann und der nur an die Fertigkeit des Vortänzers besondere Anforderungen stellt; sehr verbreitet ist auch die Romaïka, ein Tanz, an dem heute die Männer nicht theilnehmen, und der, mit Gesang begleitet, in seinen Figuren die Irrgänge versinnbildlichen soll, aus denen Theseus durch den Faden der Ariadne geleitet wurde. Die Vortänzerin drückt pantomimisch die Empfindungen der Ariadne aus und lässt dabei, ein weisses Tuch schwingend, den Reigen sich rhythmisch bewegen. Übrigens war dieser Tanz schon den Alten bekannt, und Homer beschreibt ihn in der Erzählung von der Herstellung des Schildes Achilles' (Ilias, 18. Gesang, 590. Vers ff.) und sagt:

»Einen Reigen auch schlang der hinkende Feuerbeherrscher,
Jenem gleich, wie vordem in der weitbewohneten Knossos
Dädalos künstlich ersann der lockigen Ariadne.
Blühende Jünglinge dort und vielgefeierte Jungfrauen
Tanzeten, all' einander die Händ' an dem Knöchel sich haltend.
Schöne Gewand' umschlossen die Jünglinge, hell wie des Öles
Sanfter Glanz, und die Mädchen verhüllte zarte Leinwand.
Jegliche Tänzerin schmückt ein lieblicher Kranz und den Tänzern
Hiengen goldene Dolch' an silbernen Riemen herunter.
Bald nun hüpfeten jene mit wohlgemessenen Tritten
Leicht herum, so wie oft die befestigte Scheibe der Töpfer
Sitzend mit prüfenden Händen herumdreht, ob sie auch laufe;
Bald dann hüpften sie wieder in Ordnung gegen einander.
Zahlreich stand das Gedräng' um den lieblichen Reigen versammelt,
Innig erfreut; vor ihnen auch sang ein göttlicher Sänger
Rührend die Harf', und zween Haupttummler tanzten im Kreise,
Wie den Gesang er begann und dreheten sich in der Mitte.«

An eigentlichen nationalen Spielen ist Griechenland nicht mehr reich; Tanz und Gesang nehmen, trotz des schwermüthigen Charakters, der ihnen anhaftet, bei den Festen und Vergnügungen den ersten Platz ein; doch hat sich das Steinewerfen, bei dem der Sieger bleibt, der den schweren Diskus am weitesten geschleudert, noch ganz so wie bei den Alten erhalten, und auch das Weitspringen — oft über Gräben von fünf bis sechs Meter Breite — gehört nach wie vor zu den Vergnügungen der Jugend im modernen Griechenland. Erwähnenswert ist eine, von mir aber nicht selbst gesehene, Art von Pfänderspiel, Klidon genannt, bei welchem die Pfänder in ein grosses mit Wasser gefülltes Gefäss gelegt werden, aus dem sie das das Spiel leitende junge Mädchen aufs Gerathewohl wieder herausnimmt, nachdem sie vorher irgend einen Spruch gesagt, den sie dann, unterstützt von einer Genossin, dem Eigenthümer wie ein Orakel deutet.

Die Gesellschaft bringt den Nachmittag dieses Montages an der Phalerosbucht zu, und wenn auch das Sommertheater noch nicht eröffnet, die reizenden Landhäuser und Villen, sowie das grosse Hotel der stets wachsenden Ansiedelung noch unbewohnt sind, so bietet doch die schöne Strandpromenade willkommene Gelegenheit, sich in der frischen Meeresluft von den Fatiguen der vergangenen Nacht, in der als Schluss des Faschings gewiss irgend ein grosser Ball stattgefunden hat, zu erholen. Zu Wagen und per Bahn findet man sich im Phaler ein und kurz nach drei Uhr ist der Strand überfüllt von einer eleganten, in allen möglichen Sprachen heiter plaudernden Menge, die thut, was eben die »Gesellschaft« in einem solchen Falle thut: neue Toiletten ausführen, Hof machen und kokettieren, medisieren und kritisieren. Auch hier werden die landesüblichen Erfrischungen nicht verschmäht, werden aber an eleganten Kaffeehaustischen eingenommen und erst zwischen sechs und sieben Uhr kehrt man zum Diner nach der Stadt zurück, um nun während der Fastenzeit ein äusserst ruhiges, von allen Vergnügungen zurückgezogenes Leben zu führen.

Die Fasten*) werden im allgemeinen in Griechenland strenge eingehalten, am allerstrengsten aber die Fastenperiode vor Ostern. Die unteren Classen fasten während der ganzen Zeit im vollsten Sinne des Wortes und essen nur, was unbedingt zur Erhaltung des Körpers erforderlich ist, und auch die besseren Classen, die es mit der Einhaltung der Vorschriften nicht gar so genau nehmen, fasten wenigstens zweimal in der Woche: am Mittwoch und Freitag. Jede wie immer geartete Fleischnahrung und ebenso die Fische, in der letzten Zeit auch Wein und Öl, sind verboten, so dass dann die bis dahin mit Öl zubereiteten Speisen nur mehr mit Wasser gekocht werden; Gründonnerstag, Charfreitag und Charsamstag ist nur Wasser und Brot gestattet. Das gesellschaftliche Leben und die Theilnahme an Vergnügungen hören mit dem ersten Fastentage gänzlich auf, der Pulsschlag des geschäftlichen und des politischen Lebens verlangsamt sich und selbst in den sichtlich weniger belebten Strassen macht sich die Epoche, die man durchlebte, merkbar.

Erst in der Osterwoche kommt wieder Leben und Bewegung in die bisherige Monotonie. Die kirchliche Begehung der Leidensgeschichte Christi setzt die ganze Stadt, ja das ganze Land in Bewegung und jeder bereitet sich darauf vor, die drei Schmerzenstage ebenso wie die drei Freudentage — denn auch der Osterdienstag wird gefeiert — entsprechend zu verbringen. Als charakteristisch sei hier bemerkt, dass es sehr häufig vorkommt, dass für Schulden halber in Haft befindliche Griechen von Freunden oder Verwandten Caution erlegt wird, damit sie das Osterfest im Kreise ihrer Familie begehen können.

Die ersten Tage der Osterwoche vergehen noch in derselben Ruhe wie die bisherige Fastenzeit und nur das Gespräch des Mannes aus dem Volke deutet darauf hin,

---

*) Die orthodoxe Kirche hat alles in allem zweihundert Fasttage im Jahre.

dass der Moment unmittelbar bevorsteht, der ihm die heissersehnte Befreiung von dem Martyrium des Fastens, dem er sich nur aus Sorge für sein künftiges Seelenheil und nicht ohne eine sonderbare Beimengung von Egoismus unterwirft, bringen wird. Mit dem Gründonnerstage ändert sich das. Die von dem Erzbischofe an zwölf Priestern vollzogene Ceremonie der Fusswaschung, sowie der Umstand, dass bereits an diesem Tage Viele das Abendmahl nehmen, macht in den Morgenstunden die Strassen wieder belebt und Mittags strömen die Armen zum königlichen Schlosse, wo sie während dieser Tage gespeist und mit Geld betheilt werden. Der Nachmittag bietet ein Schauspiel ganz eigener Art: das Eintreffen der Schäfer, die mit ihren nach vielen Tausenden zählenden Lämmerheerden, aus den Bergen kommend, in der Osterwoche das beste Geschäft des ganzen Jahres machen. Bei der so sehnsüchtig erwarteten ersten Ostermahlzeit darf ja der Lammsbraten in keinem Hause, ob vornehm, ob gering, fehlen, der ungeheure Verbrauch erklärt sich also ganz gut. Auf Baustellen und selbst auf den öffentlichen Plätzen wird der Lämmermarkt abgehalten; die Hirten durchziehen, nachdem sie ihre Thiere verkauft haben, zuerst — da der Gebrauch will, dass das Blut des Lammes im Hause selbst vergossen werde — als Schlächter und später als Käufer der Lammsfelle mit ihren eigenthümlich klagenden Rufen die Strassen der Stadt.

Das Geläute der Sterbeglocken sämmtlicher Kirchen, welches im Gegensatz zum katholischen Gebrauche den ganzen Tag über ertönt, gibt dem Tage, an welchem der Herr gekreuziget wurde, von der ersten Stunde an ein ernstes Gepräge, das für das Volk durch den Umstand, dass ein Zufall es fügt, dass seit langen Jahren am Charfreitage der Himmel stets umwölkt ist, noch bedeutend erhöht wird, da die fromme Einfalt dies dahin auslegt, Gott weine über das unschuldig vergossene Blut seines vielgeliebten Sohnes. Beim Frühgottesdienste finden in jenen Kirchen, in denen die Geistlichen der Aufgabe gewachsen

sind, Predigten statt, welche infolge der Seltenheit solcher oratorischer Wagnisse ausserordentlich besucht werden. In den Nachmittagsstunden wird von zwölf jungen Mädchen die Aufbahrung der Leiche Jesu vorgenommen. Eine Art Katafalk, mit einer Decke überbreitet, auf welcher der Körper Jesu gemalt oder von den kunstfertigen Fingern der im Sticken fast unübertrefflichen Griechinnen gestickt ist, nimmt, mit Myrthen-, Rosen-, Jasmin- und Citronenblüten bestreut, von reichem Blumenschmucke und zahllosen Wachskerzen umgeben, die Mitte des Gotteshauses ein, umdrängt von zahlreichen Besuchern, die das Antlitz des Erlösers zu küssen und die geweihten Blumen von demselben mitzunehmen gekommen sind, denen sie eine besondere segnende Kraft zutrauen und die sie entweder über das nirgends fehlende Heiligenbild stecken oder in einem Säckchen um den Hals tragen.

Gegen sieben Uhr beginnt der Abendgottesdienst, bei dem die Ablesung der zwölf Evangelien den Hauptpunkt bildet, und nach demselben findet die Grablegung statt. Diese Ceremonie, sowie jene der Auferstehung um die Mitternachtsstunde von Sonnabend auf Sonntag sind einzig in ihrer Art und jemand, der sie nur in einer der, trotz der Glaubensgleichheit im Ceremoniell manchmal sehr abweichenden, griechischen Kirchen des übrigen Europa gesehen hat, kann sich kaum eine Vorstellung von der merkwürdig pittoresken Schönheit der Scenerie machen. Nachdem der Leib Christi, d. h. jene Decke, auf der er dargestellt ist, vom Katafalk gehoben wurde, formiert sich der Zug, der ihn in feierlicher Procession durch die Strassen der Stadt zur Kirche zurück zu Grabe geleitet.

Voraus, wenn die Kirche nur halbwegs die Ausgabe für dieselbe machen kann, eine Musik, hinter dieser die Geistlichkeit, dann, von Priestern oder angesehenen Pfarrangehörigen getragen, der Leib Jesu, zum Schlusse die stets anwachsende Menge der Andächtigen und Schaulustigen, alle mit brennenden Wachslichtern in der Hand, verfolgen

die Processionen unter dem Geknatter von Hunderten von Raketen, Schwärmern und Petarden ihren Weg durch die übervollen von Gas und elektrischem Lichte, von Wachskerzen und allerorts brennenden bengalischen Flammen taghell erleuchteten Strassen An allen Strassenkreuzungen hält der .von einer militärischen Ehrengarde begleitete Zug, die Priester sprechen Gebete, die Musik fällt ein und dann erst setzt er seinen Marsch fort, allen ihn begegnenden oder kreuzenden Zügen anderer Kirchen mit grosser Bereitwilligkeit und Höflichkeit ausweichend, was in den Strassen von Athen, namentlich an diesem Abende, nicht zu den leicht ausführbaren Dingen gehört. Die unzähligen Lichter, die reichen Gewänder der Popen und die malerischen Trachten des Volkes, das Durcheinanderklingen der Gebete, der Musik, der Kyrie eleison-Rufe, der Hornklänge und der Commandoworte, der Weihrauch- und der Blumenduft bilden zu Füssen der von mächtigen Feuern beleuchteten Akropolis, die mit ihren herrlichen Contouren bis in die Wolken zu ragen scheint, ein Ensemble, dessen eigenthümlich poetischem Zauber sich niemand zu entziehen vermag.

Am Charsamstag finden des Morgens die letzten Communionen statt; tagsüber beschäftigt man sich, da nicht wie in katholischen Ländern ein Grab Christi errichtet wird, vor dem die Gläubigen ihre Andacht verrichten könnten, ausschliesslich mit den Vorbereitungen der nach der Auferstehungsfeier stattfindenden Mahlzeiten, zu denen seitens der Gesellschaft gewöhnlich zahlreiche Einladungen erfolgen, und mit den Einkäufen für die folgenden Feiertage, die so strenge gehalten werden, dass man nicht einmal Brot zu kaufen bekommt.

Um Mitternacht findet dann, getreu der Überlieferung, in den Kirchen die Auferstehungsfeierlichkeit statt. Am interessantesten ist die Ceremonie in der Metropolitankirche, weil der Hof ihr anwohnt und der Erzbischof von Athen mit zahlreicher Assistenz sie celebriert. Da sich die gottesdienstliche Handlung nur zum Theil in der Kirche,

zum Theil aber im Freien abspielt, ist vor derselben eine grosse Tribüne aufgeschlagen, auf welcher ein Altar errichtet ist und wo die Majestäten mit dem Hofstaate, die Minister, jene Mitglieder des diplomatischen Corps, welche orthodoxer Religion sind, zahlreiche Deputierte und Officiere, sowie Fremde von Distinction Platz nehmen, die Herren in grosser Uniform oder im Frack, die Damen, wenigstens jene vom Dienste, ebenfalls in grosser und zwar, wie bei allen officiellen kirchlichen Ceremonien, weisser Toilette, Herren und Damen die Rechte vom Handschuh entblösst. Schlag zwölf Uhr fährt das Herrscherpaar mit dem üblichen Gepränge vor und sofort beginnt, zunächst im Freien, die sehr langwierige Ceremonie, die nach weit mehr als einstündiger Dauer im Innern der glänzend beleuchteten und geschmückten Kirche zu Ende geführt wird. Auch an diesem Abende unterliegt man dem bestrickenden, fremdartigen Eindrucke, den man schon am Charfreitage empfunden hat, auch da vereinigen sich die Lichteffecte der Bogenlampen, der von den Anwesenden gehaltenen brennenden Wachskerzen, der Raketen und der bengalischen Flammen, das Glitzern und Schillern der Gewänder und Uniformen, der betäubende Geruch und das sonderbare Tonchaos zu einer mächtigen Wirkung, aber mit dem Unterschiede, dass dieselbe heute eine lebensfrohere und heiterere ist, denn das Volk wiederholt ja, indem es sich umarmt und küsst, den Ruf des Priesters: „Χριστὸς ἀνέστη“ (Christus ist auferstanden), die Musik der zum Spalierbilden ausgerückten Truppen spielt beim Abmarschieren lustige Weisen, und selbst die im Feuer erglühenden Linien des alten Wahrzeichens der Stadt und des Staates, der Akropolis, scheinen von ihrer hehren Strenge verloren zu haben.

Nach der Feierlichkeit eilt alles nach Hause oder in die die ganze Nacht über offen gehaltenen Speiselocale und Restaurants, die O s t e r m a h l z e i t einzunehmen, während das Volk gleich auf der Strasse, ja selbst noch in der Kirche vorsorglich mitgebrachte Ostereier und Fleisch zu essen beginnt.

Wie ich bereits bemerkt habe, bildet den unerlässlichen Hauptbestandtheil dieser so wie jeder anderen grösseren Mahlzeit der griechischen Bevölkerung das gebratene Lamm, welches das Volk, um den Herd oder das offene Feuer im Kreise sitzend, verzehrt.

Dem guten alten Brauche folgend zerlegt dabei der Hausvater das nach Palikarensitte am Spiesse gebratene Thier selbst, gibt jedem seinen Theil und behaltet sich das rechte Schulterstück. Sobald abgegessen ist, geht er, heute freilich nur mehr in den bäuerlichen und kleinbürgerlichen Kreisen, daran, aus dem Schulterknochen die Zukunft zu lesen, gleich wie dies so vielfach schon die Alten, nach ihnen die Byzantiner und während der Freiheitskämpfe jene Männer gethan, denen das heutige Griechenland seinen Bestand verdankt. Nach welchen Grundsätzen der alte Ehrenmann, der selbst felsenfest an seine Wissenschaft glaubt, dabei vorgeht, ist mit Sicherheit nicht zu erfahren, da die Wissenden aus denselben ein streng gehütetes Geheimnis machen; aus einem in der Wiener Hofbibliothek befindlichen Manuscripte einer von Michael Psellos an den Patriarchen Michael Cärularius gerichteten Auseinandersetzung über die »Omoplatomantie, d. i. die Divination aus den Schulterknochen der geschlachteten Schafe und Lämmer« ist jedoch zu entnehmen, dass zu Beginn unseres Jahrtausends folgende Regeln galten: »Wenn die Schulterknochen auf beiden Seiten rein und dünn sind, so ist dies ein Zeichen des Lebens, wenn dagegen die Linien verworren sind, so ist dies eine Vorbedeutung des Todes. Zeigt sich bei einem bevorstehenden Kriege auf dem rechten Schulterblatte eine kleine röthliche Wolke, oder sind auf beiden die Linien länglich und dunkel, so wisse, dass der Krieg lange andauern werde; findest Du hingegen beide Seiten völlig weiss, so deute dies auf baldigen Frieden. Bei allen Fragen sind im allgemeinen verworrene oder röthliche und dunkle Linien ein schlechtes Zeichen, die entgegengesetzten ein gutes.«

Auch heute noch dürften im Grossen und Ganzen dieselben Vorstellungen Geltung haben, doch richten sie nur sehr selten mehr Schaden an. Während des Befreiungskrieges aber ist dieser Aberglaube den Männern, die es furchtlos mit einer oft zehnfachen Übermacht aufnahmen, vor den unheilkündenden Zeichen im Schulterblatte des Lammes jedoch zitterten wie schwache Kinder, nur zu oft verhängnisvoll geworden. Was Johann Philemon, der selbst an den Kämpfen regsten Antheil genommen, hierüber in seiner »Geschichte der griechischen Hetairie« sagt, ist zu bezeichnend, als dass ich es unterdrücken könnte. »Oft hat«, heisst es dort, »dieser Aberglaube genützt, wo alle Hoffnung verloren war; oft aber auch war er ohne allen Grund schädlich und unheilbringend. Ein kleiner Kriegshaufen war plötzlich durch eine günstige Deutung der Zeichen am Schulterknochen ermuthigt und errang wider alles Erwarten den Sieg; manchmal dagegen wurde eine grosse Armee im besten moralischen Zustande durch eine ungünstige Vorbedeutung erschreckt und trotz aller Wahrscheinlichkeit des Erfolges besiegt. Bei Gelegenheit waren wir Augenzeugen solcher Vorfälle. Der gute oder schlechte Ausgang einer Schlacht hieng gar oft von der guten oder schlechten Deutung der Hammelschulter ab, besonders wenn der Deuter ein allgemein verehrter, alter Mann war, dessen Worte als Orakelsprüche betrachtet wurden. Der Zufall, mit dem gefährlichen Aberglauben der Unwisssenheit verbunden, verlieh selbst den Knochen eines Thieres heiligen Einfluss.«

Fügte es sich, dass eine solche Prophezeiung wirklich in Erfüllung gieng, so war auf lange Zeit jeder Versuch der vorurtheilsfreien Führer, gegen diesen Aberglauben anzukämpfen, vergeblich. So geschah es, dass, während der Präsident der »Centralgewalt«, Alexander Maurokordatos, der sich als General-Gouverneur und Höchstcommandierender auf zwei Monate hatte nach Westgriechenland senden lassen, um den tapferen, von den Türken hartbedrängten Sulioten Hilfe

zu bringen — nebstbei bemerkt ein schwerer Fehler, denn der Chef der Regierung durfte sich nicht damit beschäftigen, eine, wenn auch noch so wichtige Expedition nach einem entfernten Punkte des Kriegsschauplatzes selbst zu leiten — mit Theodor Grivas und Kanellos Delyannis in einem Orte nächst Arta am 16. Juli 1822 bei Tische sass, ersterer aus dem Schulterblatte eines eben verzehrten Lammes Unglück für die nationale Sache prophezeite. Die Mahlzeit war noch nicht zu Ende und schon kam ein Berittener mit der Meldung, dass alles verloren und die entscheidende Stellung bei Peta von den Türken genommen sei. Kurz darauf kam dann die Nachricht, dass die Griechen bei Phanari geschlagen und nach Missolungi zurückgeworfen seien! Natürlich wurde dieses Eintreffen der Prophezeiung des Grivas bald bekannt und jeder Versuch, dem Aberglauben entgegenzutreten, blieb nun auf lange ohne Erfolg. —

Die drei Osterfeiertage sind der Lustbarkeit und der Erholung gewidmet, deren die unteren Classen ja thatsächlich bedürfen. Am Ostersonntage wird man schon früh Morgens durch 101 Kanonenschüsse und die Tagreveille der Militärmusiken geweckt, die das Signal zu einem diese drei Tage ununterbrochen fortdauernden Schiessen sind. Die Bevölkerung kann sich eine vollkommene Osterfeier nicht denken, ohne dass Pistolen- und Gewehrschüsse, Pöller, Petarden und Schwärmer die Luft erzittern machen, und trotz des energischen Eingreifens der Polizei gelingt es nicht, dem Unfuge zu steuern; werden die Leute von der Strasse vertrieben, so fangen sie in den Höfen der Häuser von Neuem an — der Lärm bleibt unverändert derselbe. Selbstverständlich darf auch an diesem Tage das Lamm nicht fehlen, der Palikare lagert sich mit der Verwandtschaft und Freundschaft um das Feuer, an dem es gebraten wird, und verbringt lange Stunden mit dem Gesange seiner eintönigen Lieder, sich nur von Zeit zu Zeit unterbrechend um zu essen, einen Zug aus dem Kruge mit Rezinato-Wein zu machen, oder ein paar Schüsse abzugeben. Auch der Oster-

montag — der von der Gesellschaft, sofern sie sich nicht vor diesem lärmenden Treiben in die Umgebung aufs Land geflüchtet hat, zu Gratulationsbesuchen benutzt wird, bei denen man sich mit den Worten „Χριστὸς ἀνέστη“ begrüsst — vergeht in gleicher Weise, der Osterdienstag dagegen bringt in Athen einen in seiner schier unbewussten Pietät sehr schönen Gebrauch: den Massenbesuch der Bevölkerung auf der Akropolis. Den ganzen Tag über ist die Gegend zwischen dem Theseustempel, der Akropolis, dem alten Theater und den Jupitersäulen von einer nach vielen Tausenden zählenden Menschenmenge besucht, die bald an den zahlreichen Jahrmarktsbuden kleine Einkäufe macht, bald sich im Freien lagert, an diesem Tage aber nur ein Gesprächsthema im Munde führt: die Erinnerung an das alte Griechenland, die Freude über die nationale Wiedergeburt, die Hoffnung für die Zukunft.

Die auf Ostern zunächst folgenden Kirchenfeste bieten für uns nichts besonders Beachtenswertes. Der mystische Zauber des Weihnachtsfestes dagegen hat der unermüdlich thätigen Volksphantasie Anlass gegeben, sich voll zu entfalten. Es sind aber nicht etwa liebliche Vorstellungen, die an diese Zeit geknüpft werden, sondern gerade die gefährlichsten und bösartigsten jenes übermenschlichen Heeres von Dämonen und Genien, von Zauberern und Hexen, an die namentlich der griechische Bauer noch so fest glaubt, sollen ihre Thätigkeit zur Weihnachtszeit ausüben. Es sind dies die Kalikantsaren, in Athen Kolobelonis genannte Dämonen, die theils an die Werwölfe erinnern, nur mit dem Unterschiede, dass das Annehmen der Wolfsgestalt fehlt, theils als bösartige Zwerge mit Thierfüssen gedacht werden, die in vielen Dingen den Satyren und Panen der Alten gleichen.

Beide Gattungen der Kalikantsaren, die viele Eigenschaften mit den Vampyren gemein haben, erscheinen nur in den Zwölften, der Zeit von Weihnachten bis Epiphania, die bekanntlich auch bei uns durch zahlreiche abergläubische

12*

Vorstellungen ausgefüllt ist. Jene, die den Werwölfen ähneln, sind nach dem Volksglauben Unglückliche, die am Weihnachtstage, an manchen Gegenden auch in den Tagen von Weihnachten bis Neujahr, zur Welt gekommen sind und zur Strafe dafür, dass, wie das Volk in kindlicher Einfalt zurückrechnet, ihre Mutter den Tag Mariä Verkündigung nicht durch volle Enthaltsamkeit heilig gehalten hat, mit einem dämonischen Triebe begabt werden, der sie zwingt, von einer ewigen Unruhe geplagt, in den Zwölften hinaus zu eilen und Unheil zu stiften. Wilden Aussehens und struppigen Bartes überfallen sie nächtlicher Weile die Menschen, namentlich die Kinder, zerkratzen ihnen mit scharfen Krallen das Gesicht, oder drücken, wenn sie unklugerweise auf die Frage »Werg oder Blei« die Antwort »Blei« erhalten, das Opfer mit solcher Wucht zu Boden, dass der Überfallene wie todt liegen bleibt. Die Angehörigen, die das Geheimnis kennen, können die Kalikantsaren abhalten, Unheil anzurichten, wenn sie ihnen, sobald die kritische Zeit da ist, ein Sieb geben mit dem Auftrage, dessen Löcher zu zählen. Der Kalikantsare beginnt, kommt aber über das Zwei nicht hinaus — wenn ich mir eine Deutung erlauben darf, wohl deshalb nicht, weil er die heilige Dreizahl nicht auszusprechen vermag — und vergisst, immer vom Neuem beginnend, darauf das Haus zu verlassen.

Weit harmloser ist die andere Gattung der Kalikantsaren. Die hässlichen, oft verkrüppelten Zwerge begnügen sich damit, den Menschen allerlei Schabernack anzuthun, durch den Schornstein einfahrend, den Herd oder die unbedeckten Wasserbehälter in abscheulicher Art zu verunreinigen — weshalb man während der Zwölften das Wasser für alle Fälle dadurch zu reinigen pflegt, dass man eine glühende Kohle in dasselbe wirft — oder irgend etwas Essbares zu stehlen, gefährlich jedoch sind sie nicht. Alle Kalikantsaren fürchten sich angeblich, ebenso wie die noch zu erwähnenden Neraïden, heftig vor einem schwarzen Hahn, dessen Schrei sie stets vertreibt; auch ein an die Thüre

gemaltes Kreuz erschwert ihnen den Eintritt; das sicherste Mittel der Abwehr aber ist es, einen Feuerbrand vor die Thüre zu stecken, oder mit einem solchen versehen auszugehen, bis mit dem Tage Epiphanias die Zeit ihrer Kraft vorüber ist und der die Wohnung einsegnende Priester mit seinem Weihwassersprenkel jede Gefahr endgiltig bannt.

So wie in vielen andern Ländern zu Dreikönig, ist es in Griechenland zu Weihnachten üblich, einen Kuchen zu backen, in dessen Teig eine kleine Münze gegeben wird, die demjenigen, dem sie in seinem Stückchen später zugetheilt wird, als glückbringendes Vorzeichen gilt. Ausserdem herrscht auf den jonischen Inseln, z. B. auf Zante, die Sitte, zu Weihnachten eine in unzweifelhafter Weise an die Opfer der Alten zu Ehren der Hestia erinnernde Ceremonie abzuhalten, die heute wohl den Hausgeistern gilt, indem in feierlicher Weise das übliche Weihnachtsgebäck, die grosse, ringförmige, aus Weizenmehl und Rosinen gefertigte, aussen mit den auch bei den Alten so beliebten Sesamkörnern bestreute Kullura, zum Herde getragen und durch ihre Öffnung eine Mischung von Öhl und Wein dreimal in Kreuzesform ins Feuer gegossen wird.

*
* *

Eine überaus grosse und wichtige Rolle spielen in der griechisch-orthodoxen Kirche die Heiligen. Sie werden als vollkommene, oder übervollkommene Muster getreuer Erfüllung der Gesetze Gottes betrachtet und ist ihre Anrufung um Fürbitte oder Hilfe gestattet, ihre Anbetung aber natürlich verboten. Die Heiligenbilder tragen sogar, damit die Gläubigen vor Irrungen geschützt seien, stets eine Aufschrift mit dem Namen des Dargestellten, das Volk aber lässt trotzdem den Unterschied zwischen Anbetung und Anrufung fallen, betet die Heiligen ebenso an wie Gott und zieht es häufig vor, sich im Gebete an den Schutz- oder Namenspatron zu wenden, mit dem es gewissermassen auf vertrauterem Fusse zu stehen glaubt,

als mit Gott, dessen Majestät es oft nicht zu erfassen vermag. Die Zahl der Heiligen ist eine riesige und die Griechen haben für alle Vorkommnisse des Lebens ihre Specialheiligen, dennoch stehen einzelne derselben, sowie einzelne Cultus-Orte in ganz besonderem Ansehen, wobei natürlich die Priester an den betreffenden Kirchen vollauf ihre Rechnung finden.

Die grösste Verehrung wird der heiligen Maria zu Theil. In allen möglichen Lebenslagen wird sie, namentlich von den Frauen, denen sie als Beschützerin der Wöchnerinnen und Spenderin der Fruchtbarkeit gilt, angerufen und sogar einige Pflanzen, von denen die χέρι τῆς παναγίας genannte im Hause aufgestreut, den im Kindbett liegenden Frauen besonders heilsam ist, wurden vom Volke nach ihr benannt. Neben ihr geniessen besonders grosses Ansehen: der heilige Nikolaos, Schutzpatron der Seeleute, der mit Poseidon viele Eigenschaften gemein hat; der heilige Georgios, Schirmherr der Krieger und Befreier der Gefangenen; der heilige Leukas als Behüter der Ackerfrucht; der heilige Dimitrios als Patron der Herden; der heilige Kosmas und der heilige Damianos, die bewährten Retter bei jeder Krankheit; der heilige Eleutherios, besonders als Geburtshelfer; die heilige Marina, namentlich als Heilerin des Irrsinnes; der heilige Johannes, als Fieberarzt; die heilige Sophia als Beschützerin der kleinen Kinder; der heilige Spiridion, als der mächtige Schutzpatron von Korfu; endlich der heilige Dionysios, der einerseits Zante in seine besondere Obsorge genommen hat, andererseits, wie einst der Weingott Dionysos, als Beschützer und Begründer des Weinbaues gilt.

Wie der heilige Dionysios die Weinrebe gefunden habe, theilt der langjährige österreichische General-Consul für das östliche Griechenland, J. G. von Hahn in seiner vorzüglichen Sammlung griechischer und albanesischer Märchen nach einer Erzählung mit, die 1846 ein alter Bauer dem zur Erforschung der Marmorbrüche nach Griechenland gekommenen Bildhauer Professor Siegel

machte. Das Märchen ist so allerliebst, dass ich mir nicht versagen kann, es hier einzuschalten.

»‚Als der heilige Dionysios noch klein war,‘ erzählte der griechische Landmann, ‚machte er einst eine Reise durch Hellas, um nach Naxia (Naxos) zu gehen; da aber der Weg sehr lang war, ermüdete er und setzte sich auf einen Stein, um auszuruhen. Als er nun so da sass und vor sich niederschaute, sah er zu seinen Füssen ein Pflänzchen aus dem Boden spriessen, welches er so schön fand, dass er sogleich den Entschluss fasste, es mitzunehmen und zu pflanzen. Er hob es aus und trug es mit sich fort; da aber die Sonne eben sehr heiss schien, fürchtete er, dass es verdorren werde bevor er nach Naxia komme. Da fand er ein Vogelbein, steckte das Pflänzchen in dasselbe und gieng weiter. Allein in seiner gesegneten Hand wuchs das Pflänzchen so rasch, dass es bald unten und oben aus dem Knochen herausragte. Da fürchtete er wieder, dass es verdorren werde und dachte auf Abhilfe. Da fand er ein Löwenbein, das war dicker als das Vogelbein und er steckte das Vogelbein mit dem Pflänzchen in das Löwenbein. Aber bald wuchs das Pflänzchen auch aus dem Löwenbeine. Da fand er ein Eselsbein; das war noch dicker als das Löwenbein und er steckte das Pflänzchen mit dem Vogel- und Löwenbein in das Eselsbein und so kam er auf Naxia an. Als er nun das Pflänzchen einsetzen wollte, fand er, dass sich die Wurzeln um das Vogelbein, um das Löwenbein und um das Eselsbein fest geschlungen hatten; da er es also nicht herausnehmen konnte, ohne die Wurzeln zu beschädigen, pflanzte er es ein, wie es eben war und schnell wuchs die Pflanze empor und trug zu seiner Freude die schönsten Trauben, aus welchen er sogleich den ersten Wein bereitete und den Menschen zu trinken gab. Aber welch Wunder sah er nun! Als die Menschen davon tranken, sangen sie Anfangs wie die Vögelchen; tranken sie mehr, so wurden sie stark wie die Löwen und wenn sie noch mehr tranken, wurden sie wie die Esel!‘«

Neben den Heiligen selbst werden, trotzdem dies selbstverständlich gleichfalls von der Kirche untersagt ist, auch deren Reliquien und Bilder, namentlich dort, wo ein Ortsheiliger von besonderem Ansehen seine Kirche hat, angebetet und gilt es als ausserordentlich heilbringend, in der dem Feste des Heiligen vorausgehenden Nacht, in dessen Kirche in der unmittelbaren Nähe seiner Reliquie oder seines Bildes zu schlafen, ein Gebrauch, der offenbar auf den Tempelschlaf der Alten zurückzuführen ist. So geniesst der einbalsamierte Leichnam des heiligen Spiridion, der 1453 von Konstantinopel nach Korfu gerettet wurde und eigenthümlicher Weise Privat-Eigenthum der Familie Bulgaris ist, auf den jonischen Inseln und im Epirus eine solche Verehrung, dass ununterbrochen Tausende — darunter zahlreiche Mohammedaner und Katholiken — nach der kurzweg »del Santo« genannten Kirche pilgern, um die Füsse des in einem silbernen Sarge ruhenden Heiligen zu küssen und seine Hilfe zu erflehen.

Auch das alte Marienbild, welches auf der Nordseite der Insel Tinos, während die griechische Revolution im vollen Gange war, in Folge des Traumes einer Nonne 1824 ausgegraben wurde, steht im grössten Ansehen, und der Aberglaube schreibt nicht nur dem Bilde selbst, sondern sogar dem Wasser und der Watte mit denen es gereinigt wurde, dem Wachse mit dem es an den Rahmen befestigt ist, ganz besonders aber der Quelle, die an der Stelle entsprungen sein soll, an der das Bild gefunden wurde, wunderthätig heilende Wirkung zu, so dass alljährlich am Tage Mariä Verkündigung Tausende und Abertausende nach der über der Fundstelle erbauten Kirche pilgern, um dort Genesung zu suchen. Nicht nur aus allen Gegenden Griechenlands, sondern auch aus der Türkei und aus Ägypten kommen die Kranken, von der Gottesmutter Heilung aller erdenklichen Übel und Leiden zu erflehen. Eine riesige Menschenmenge findet sich da, oft weit über zehntausend Köpfe zählend, zusammen. Tage lang campieren die Gläubigen und die Neugierigen, zu welch

letzteren die Athener Gesellschaft stets ein zahlreiches Contingent stellt, in Zelten oder in leichten Bretterbuden, und es entwickelt sich ein Bild voll ruhiger Heiterkeit und frischer, urwüchsiger Freudigkeit, welches auf den Beschauer, vom malerischen Standpunkte wie vom moralischen, einen sehr günstigen Eindruck macht.

Ganz abgesehen von der religiösen Seite der Feste in Tinos, bei denen es thatsächlich schwer ist, zu sagen, wo der Glaube aufhört und der Aberglaube anfängt, dürften dieselben berufen sein, in leider nicht zu ferner Zeit eine wichtige culturgeschichtliche Rolle zu spielen. Die so rasch nivellierende Cultur droht nämlich den Volksbräuchen mit baldigem Untergange, ja hat sie sogar schon vielfach verwischt, so dass bereits heute beispielsweise von jenen Gebräuchen, die noch Ross in den Königs- und in den Insel-Reisen ausführlich schildert, vielfach kaum mehr Spuren zu finden sind. Tinos scheint nun berufen, dem gänzlichen Verschwinden wenigstens theilweise einen Damm entgegen zu setzen, da das Zusammenströmen von Griechen der verschiedensten Gegenden wie von selbst zu einer Auffrischung der nationalen Gebräuche führt, während das Interesse der Vornehmen daran durch seine gewöhnlich auch materielle Äusserung wesentlich dazu beiträgt, in den Leuten aus dem Volke die Erinnerung an dieselben nicht gänzlich untergehen zu lassen.

Hier sei auch sogleich erwähnt, dass auch an eine Reihe anderer Quellen abergläubische Vorstellungen geknüpft werden. So wird, um nur ein Beispiel anzuführen, das Wasser jener beiden Quellen, welche nächst Athen, unfern der Klöster Kaisariani und Karea aus dem Hymettos entspringen, von den dortigen Frauen gegen Unfruchtbarkeit und zur Erleichterung der Geburt getrunken, ein Brauch dessen nach Tausenden von Jahren zählendes Alter zweifellos ist, da eine der beiden Quellen, nach der Ansicht Ross' jene bei Kaisariani, der Aphrodite heilig war, die ja auch als Beschützerin der gebärenden Frauen galt.

Gewisse Heiligenbilder werden oft auch als Orakel verwendet, indem man Fragen an den darauf dargestellten Heiligen richtet und sodann eine Münze, die selbstverständlich als Opfergabe zurückgelassen wird, an das Bild andrückt. Bleibt dieselbe haften, so bedeutet dies ein Ja, fällt sie ab, so verneint der Heilige die an ihn gestellte Frage.

Festliche Processionen — wohl zu unterscheiden von solchen, welche in besonderen Fällen veranstaltet werden, damit die Reliquie oder das Bild irgend eine drohende Gefahr abwende — bei denen ein ausserordentlicher Pomp entfaltet wird; das Anbringen einer ewigen Lampe, deren Erlöschen als unheilbedeutend gilt, vor den Heiligenbilder — in den Wohnungen der untern Classen findet man häufig die den verschiedenen Familienmitgliedern gehörigen Heiligenbilder an einer Stelle vereinigt, was deutlich an die Familiengötter der Alten erinnert; das Küssen derselben, sowie das Ausschmücken mit Blumen und Ästen, gelten als die gewöhnlichen Mittel, das Wohlwollen der Heiligen zu erringen. Bei aussergewöhnlichen Anlässen kommt dann noch die bedingungsweise Gelobung, häufig auch die sofortige Darbringung von Weihgeschenken dazu. Der Glaube, dass die Heiligen gewissermassen der Bestechung zugängig seien und einem Hilfeflehenden, der ihnen ein Äquivalent für ihr Eingreifen bietet, viel leichter Gehör schenken als einem solchen, der dies nicht thut, ist allgemein verbreitet, und selbst der Ärmste wird trachten, wenn er von seinem Heiligen etwas erbittet, ihn, wenigstens durch Versprechungen für den Fall der Erhörung, günstig zu stimmen.

Am häufigsten werden zum Cultus dienende Dinge: Weihrauch, Wachskerzen, Öl für die Lampen, unter Umständen reiche Kirchengewänder und Kirchengeräthe, dargebracht; doch werden auch, wie im Alterthume, kostbare Lampen und Waffen, Schmuck und Kleidungsstücke, besonders Frauenschleier, häufig gespendet. Oft steht die äussere Gestalt des Weihgeschenkes in Zusammenhang mit

der Gefahr, in der der Spender sich befand, als er es versprach. So kommen, ganz wie dies einst in den Tempeln der Hellenen der Fall gewesen, namentlich Abbildungen menschlicher Gliedmassen aus Edelmetall oder aus Wachs sehr oft vor, und in den Kirchen der besonders populären Heiligen kann man, ähnlich wie in Maria-Zell, in Lourdes, in Loretto, zahllose Herzen, Arme, Beine, Hände, Füsse, Augen, Ohren etc. hängen sehen. Auch silberne oder goldene Schiffchen, zur Erinnerung an die Errettung aus einer Gefahr zur See, findet man oft; Geldspenden zur Erhaltung der Kirche sind gleichfalls üblich, dagegen ist mir kein Fall bekannt, dass, so wie dies in katholischen Ländern Sitte, Stiftungen zur Abhaltung von Messen gemacht würden.

In den, solchen Heiligen, die im Rufe ärztlicher Thätigkeit stehen, geweihten Kirchen sieht man ausserdem häufig Kleider und Fetzen davon, ja sogar einzelne Stoffäden oder Haare, die mit Wachs an die Wände geklebt sind; diese Gegenstände sind jedoch nicht etwa Weihgeschenke, die von Armen dargebracht wurden, sondern von Kranken zurückgelassen, in dem Glauben, dass damit, wenn sie gleichzeitig eine geweihte Kerze oder ein Geldstück spenden, auch das Leiden, welches sie plagt, von dem angerufenen Heiligen zurückbehalten wird.

Die Gelübde werden strenge eingehalten und die Weihgeschenke sind selbst dem wildesten Klephten heilig. Eine Entwendung gälte als allerärgster Frevel; das schliesst aber nicht aus, dass unter Umständen von den Epitropen ein Theil derselben zu Geld gemacht und kirchlichen Zwecken zugeführt wird.

* * *

Auch bei Beginn, Höhepunkt und Ende des menschlichen Daseins, bei Geburt, Hochzeit und Tod, zeigt sich eine innige Vermischung abergläubischer Vorstellungen mit den Satzungen der Kirche.

So glaubt das Volk, dass, ganz abgesehen von der

auch von den Alten gefürchteten Möglichkeit, durch ein mit dem bösen Blick behaftetes Individuum geschädigt zu werden, der »lahme Dämon«, ein Kalikantsare, mit seinen Bockshörnern, nach Frauen stosse, die gesegneten Leibes sind, und dass solche Frauen, namentlich zur Mittagszeit und unter einer Platane,*) der Gefahr, von den Neraïden — den Nympfen, Dryaden und Najaden der Alten — »ergriffen«, d. h. körperlich oder geistig geschädigt zu werden, besonders ausgesetzt seien, wogegen sie sich aber, während die Talismane dritter Personen in ihrer Nähe die Kraft verlieren, durch Tragen eines Amulettes aus Jaspis schützen können, wenn ihnen nicht etwa das nur durch Zurückspringen wieder auszugleichende Missgeschick widerfahren ist, dass sie Jemand dem Einflusse der Neraïden dadurch preisgab, dass er über sie, während sie schliefen, hinweg stieg.

Ist die Geburt glücklich vorüber, so holt man sofort den Priester herbei, welcher die Wöchnerin einsegnet, indes deren Freundinnen allerlei abergläubisches Zeug treiben, um dem Neugeborenen Glück und Segen zu bringen. So z. B. legen sie einem Knaben eine Waffe, einem Mädchen einen Spinnrocken unter das Kissen, damit sie tapfer oder arbeitsam werden, und treffen alle Vorbereitungen, um die noch ungetauften Kinder vor dem Einflusse der Dämonen, der auf sie besonders stark ist, zu schützen. Auch diesen werden ja die Neraïden, die aber nicht als ausgesprochen böse gedacht werden, sondern nach dem Volksglauben den Menschen vielfach Gutes thun, oft gefährlich, da sie an ihnen besonderen Gefallen finden und sie nicht

*) Die Angst vor der Platane ist wohl auf den Umstand zurückzuführen, dass die von den Platanenblättern abfallenden feinen Haare auf die Schleimhäute sehr nachtheilig wirken und namentlich bösartige Husten-Epidemien erzeugen. Wenn schon Plato im »Phädrus« von dem schädlichen Blütendufte spricht, den die Platane ausgehaucht hat, unter der Sokrates und Phädrus sassen, so dürfte diese Schädlichkeit gleichfalls im »Platanenstaube« ihre Ursache gehabt haben.

nur zu sich entführen, um mit ihnen zu spielen und sie dann reich beschenkt wieder ziehen zu lassen, sondern sie häufig ganz bei sich behalten. Gegen diese Gefahren hilft auch der Jaspis nur wenig, doch sind Bestreichen mit geweihtem Öl und Schwefeln der Zimmer bewährte Mittel die Neraïden zu vertreiben. Lasst man die Kinder unbewacht, so fallen die Striglen — die Strigen der Alten — alte abgelebte Weiber, die den Menschen das Blut und die Eingeweide aussaugen, mit Vorliebe gerade über sie her, weshalb man sie nie allein lassen soll, um durch Lärmen und Händeklatschen die Striglen sofort vertreiben zu können.

Die alte Vorstellung, dass der Mensch von seiner Geburt an von einem Genius — bei den Neugriechen ist es ein Engel — begleitet werde, der sein Thun und Lassen im Guten und Bösen leitet, hat sich noch an vielen Orten erhalten, ebenso der Glaube an die Schicksalsgöttinnen, die Moeren, mit dem sie sich häufig deckt. Diese erscheinen angeblich in der dritten Nacht nach der Geburt, bestimmen, oft erst nach heftigem Streite, die Zukunft des Neugeborenen und schreiben sie nach einem hin und wieder, namentlich im Epirus auftauchenden Aberglauben, der die kleinen Blüten und Flechten, welche Säuglinge oft bekommen, für die Schriftzüge der Moeren erklärt, dem Kinde ins Gesicht. Deshalb muss man auch alles aufbieten, die leicht Reizbaren nicht zu verletzen. Während der Zeit, in der ihr Kommen erwartet wird, ist stets eine Mahlzeit für sie vorbereitet und man gedenkt ihrer nie anders, als mit Worten der Ehrfurcht.

Die Taufe selbst findet, wegen der von einem neugeborenen Kinde nicht immer leicht zu ertragenden Ceremonie, manchmal erst Wochen nach der Geburt in der Weise statt, dass der Täufling dreimal vollständig in »reines, unvermischtes Wasser« getaucht wird, während die Taufpathen, die schon vielfach erwähnten Kumparis, im Namen des Täuflings das Glaubensbekenntniss ablegen und gegen den Teufel, sein Wesen und seine Werke ausspeien. Un-

mittelbar darauf erfolgt die Firmung. Der Name wird, ganz wie bei den alten Griechen, den Knaben nach dem des Grossvaters beigelegt.

Die Wöchnerin, die bis dahin als unrein gilt, zum Kirchengebrauche bestimmte Dinge, beispielsweise Kirchenbrot oder Weihkerzen, nicht berühren darf und noch immer dem Einflusse der bösen Geister ausgesetzt ist, vor dem sie nur die Berührung von Eisen schützt, macht ihren ersten Kirchengang nach vierzig Tagen, doch kommt es manchmal vor, dass damit, wenn ein Mädchen geboren wurde, sogar achtzig Tage gewartet wird.

Darüber, wie die Abschliessung des Ehebündnisses vorbereitet wird, habe ich schon gesprochen. Die Trau-Ceremonie selbst verliert bedauerlicher Weise immer mehr von den zahlreichen volksthümlichen Bräuchen, die sie noch vor einigen Jahrzehnten auszeichneten, wird aber in allen Classen der Bevölkerung unter der grösstmöglichsten Prachtentfaltung und zwar gewöhnlich im Brauthause, seltener in der Kirche, vollzogen. Es gehört zum guten Ton, dass ein Bischof die ziemlich complicierte Handlung vornehme, die übrigens einen Moment enthält, der schon den Lachmuskeln Vieler, selbst Solcher, denen die Sache nicht neu war, gefährlich geworden ist. Es ist nämlich Brauch, das Brautpaar in bestimmten Augenblicken mit Kränzen, die nur am Lande manchmal aus Weinlaub, sonst immer aus Kunstblumen oder Metallreifen hergestellt sind, zu bekränzen, ihnen dieselben dann wieder abzunehmen, zu tauschen und schliesslich dreimal um den mit Heiligenbildern, Leuchtern etc. reichbesetzten Altar herum zu gehen, während welcher Promenade die Kumparis — die mit diesem Ehrenamte nicht nur die Verpflichtung übernehmen, die Hochzeit auszurichten, sondern auch die das erste Kind aus der Taufe zu heben, eventuell dessen Leichenbegängnis zu besorgen — die Kränze über den Köpfen des Brautpaares zu halten haben.

Wirkt es nun schon in nicht geringem Grade komisch, den Bräutigam, der meistens verunglückte Versuche macht,

möglichst würdig auszusehen, mit einem Orangenblüten- oder Myrthenkranze, von dem lange weisse Schleifen über den Frack herunter wallen, oder gar mit einer aus farbigen Blumen und Goldflitter gefertigten, fast schuhhohen Krone geschmückt zu sehen, so wird die Scene geradezu grotesk, wenn etwa der Zeuge des Bräutigams kleiner ist, als dieser, und der Ehestandscandidat, gleichsam als fühlte er schon das zukünftige Joch, den Rundgang um den Altar in gebückter Stellung machen muss, um es zu ermöglichen, dass die Krone in der vorgeschriebenen Entfernung über seinem Haupte schwebe. Nach der Trauung, die bei den höheren Ständen gewöhnlich am Abend stattfindet, werden den Anwesenden Zuckerkügelchen gereicht, von denen sie essen und zum Andenken mitnehmen; ausserdem wird noch Wein serviert, doch ist es, namentlich am Lande, Sitte, dass dann im Hause des jungen Paares ein grosses Essen stattfindet. Am achten Tage nach der Hochzeit besucht die junge Frau ihre Eltern, die häufig eine Nachhochzeit veranstalten.

Mit den Hochzeits-Feierlichkeiten zusammenhängende abergläubische Vorstellungen sind mir nur in geringer Zahl bekannt geworden. Die verbreitesten sind wohl die, dass man im Mai nicht heiraten solle, weil sonst die Ehe kinderlos bleibt, und dass die Braut die Schwelle ihres neuen Heimes — an der sie von ihrer Schwiegermutter begrüsst und, ganz wie dies bei den Alten geschah, als Symbol der erhofften Fruchtbarkeit, mit Reis, Korn und mit Ähnlichem beworfen und mit einem Granatapfel beschenkt wird — nicht überschreiten darf, sondern darüber gehoben werden muss, um zu verhindern, dass sie an derselben strauchle, was als schlimmes Vorzeichen betrachtet würde. An manchem Orte gelten die Moeren auch als Ehestifterinnen und die jungen Mädchen bringen ihnen selbst, oder, wo dies in Folge der gesellschaftlichen Stellung der Familie nicht möglich ist, durch ihre ehemaligen Ammen halb im Scherz halb im Ernst in den Grotten, die der Volksglaube als ihre Wohnungen bezeichnet, Opfer an Honig

und Brot dar, um sie zu veranlassen, für ihre Verheiratung thätig zu sein. Interessant, obwohl nicht recht erklärlich ist auch die in abgelegenen Gegenden noch bestehende, an die Gottesgerichte gemahnende Sitte, die Neuvermählte auf ein Sieb treten zu lassen und aus dem Eindruck der durch ihr Gewicht auf dem Flechtwerk entsteht, einen Schluss auf ihre Jungfräulichkeit zu ziehen.

Der Glaube an die Hexen ist noch nicht ganz erloschen und gerade bei den Hochzeitsgebräuchen kommt er manchmal zum Vorscheine. Das Volk führt nämlich häufig die Kinderlosigkeit einer Ehe auf den, übrigens in ganz Europa verbreiteten Aberglauben zurück, eine Zauberin habe dem jungen Paare eine Nestel geknüpft, d.h. Fäden von ihren Gewändern oder gar Haar von ihnen in einer bestimmten Weise und unter genau vorgesehenen Ceremonien zusammengebunden, was die Erlangung des von den Griechen stets so lebhaft gewünschten Kindersegens unmöglich macht. Um eine solche Bezauberung zu verhindern, pflegt sich der Bräutigam während der Einsegnung auf das Kleid der Braut zu knien; wird das etwa übersehen, so scheut man im Falle der Kinderlosigkeit in den unteren Ständen kein Opfer, um irgend ein im Rufe der Zauberei stehendes altes Weib zu veranlassen, die Nestel zu lösen.

Zu bemerken ist noch, dass die Civiltrauung obligatorisch ist; ebenso intervenieren bei Ehetrennungen die Civilgerichte, deren Ausspruche sich die kirchliche Behörde zu fügen hat. Doch ist die gerichtliche Trennung durchaus nicht so leicht zu erlangen, als man vielfach meint, und wird nur nach einem sehr umständlichen und langwierigen Verfahren bewilligt, wenngleich zu dem einzigen canonischen Ehetrennungsgrunde, den die orthodoxe Kirche eigentlich kennt, dem Ehebruche, die bekannten gesetzlichen Trennungsgründe gekommen sind.

Vielfachen Aberglauben knüpft das griechische Volk an den Eintritt des Endes alles Menschlichen, an den Tod, und besonders auffallend ist es, dass eine Reihe von Vor-

stellungen der Modernen denen der Alten vollkommen gleichen. Angekündigt wird den Schwerkranken der Tod angeblich dadurch, dass sie des Nachts Eulen- und Raben-Gekrächze oder Hundegebell hören, und selbst für den völlig Gesunden gilt es als Anzeichen naher Lebensgefahr, wenn er beim Schlafengehen so zu liegen kommt, dass die Füsse gegen die Wohnungs-, respective Hausthüre gerichtet sind*); ein Aberglaube, der sich, aus dem Alterthume überkommen, durch den Gebrauch erklärt, die Todten stets mit den Füssen gegen jene Thüre aufzubahren, durch die sie den letzten Weg antreten sollen.

Die Vorstellung von einem Genius des Menschen, von der ich weiter oben gesprochen, tritt in manchen Gegenden Griechenlands gleichfalls hervor, wenn ein Mensch in der Agonie liegt, indem man von einem Sterbenden, der die Augen verdreht oder unverständliche Worte ausstosst, sagt, er sehe seinen Engel und rede mit ihm. Es ist jedoch auch der Glaube sehr allgemein, dass der Sterbende in einem solchen Momente Charos, den personificierten Tod, an den die Neugriechen kaum weniger glauben, als die Alten an den Charon, erblicke. Dass ein leichtes Sterben als Beweis für den guten, ein schwerer Tod als Beweis für den bösen Charakter des Betreffenden gelten, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Häufig wird der Todeskampf als ein Ringen des Sterbenden mit Charos angesehen, der, ein starker Mann mit blitzenden Augen, oft von seiner Körperkraft Gebrauch mache, um Widerstrebende zu zwingen, ihm zu folgen. Er hat aber auch Schwert, Dolch und Pfeile, mit denen er jene, deren Lebensfaden abgelaufen ist, verwundet, um ihnen dann, da gegen diese Wunden nichts hilft: weder Medicamente, noch Ärzte,

*) Der griechische Bauer hat keine bestimmte Schlafstelle und streckt sich des Abends auf den gestampften Lehmboden seiner Hütte, über den er im besten Falle einen von seiner Frau gewebten Teppich breitet, einfach dort zur Ruhe, wo eben Platz ist. Die städtische Bevölkerung der niederen Classen bringt sehr häufig die heissen Sommernächte nicht in den engen Wohnräumen zu, sondern schlägt sich das Nachtlager auf offener Strasse auf.

noch selbst die Heiligen, die Seele aus dem Körper zu ziehen. Der Unterschied zwischen dem Charon der Alten und dem Charos der Modernen ist sehr ausgeprägt. Charon war der Fährmann der Todten in die Unterwelt, der Diener des Pluton, und wurde nur höchst selten als Verkörperung des Todes betrachtet; Charos ist der personificierte Tod, der Herr der Unterwelt, und die Eigenschaft als Fährmann ist ihm fast gänzlich abhanden gekommen. Auch als der Diener Gottes wird er oft gedacht, der auf Befehl desselben handelt, weshalb er keinen Aufschub gewährt, obwohl er selbst manchmal mit jenen, die er trifft, Mitleid empfindet.

Ist der Todeskampf vorüber, bei dessen Eintritt man junge Leute oder Neuvermählte entfernt, damit Charos nicht vorzeitig an sie erinnert werde, und die Erlösung eingetreten, so wascht man den Todten, kleidet ihn in seine besten Gewänder, bahrt ihn in der erwähnten Weise auf und legt ihm auch heute noch recht häufig ein Geldstück in den Mund*), gewöhnlich als Mautgeld bei der in das Jenseits führenden Brücke, sehr selten als Fährgeld. Am Lande und bei den unteren Ständen beginnen hierauf, so wie dies gleichfalls bei den Stammeltern der heutigen Griechen Brauch gewesen, die von den Verwandten und manchmal von bezahlten Klageweibern gesungenenen, oft mit leidenschaftlichem Schwunge vorgetragenen Klagelieder. Diese Myrologien geben einen glänzenden Beleg für das tiefe, innige Gemüthsleben derer, die ihrem Schmerze in ihnen Ausdruck verleihen, und enden häufig damit, dass sich die Anwesenden, namentlich die Frauen, Wangen und Brust zerkratzen, die Haare ausraufen und die Kleider zerreissen.

So rasch als zulässig, findet dann die Beerdigung statt. Dieselbe entbehrt sonderbarer Weise auch bei den

---

*) Bekanntlich legten auch die alten Hellenen ihren Todten das Fährgeld in den Mund, weil man auch im Leben häufig eine kleinere Münze mangels von Taschen in der Backenhöhle mit sich zu führen pflegte und nur in den Fällen, wo man grössere Summen brauchte, sich eines selbst oder von einem Sclaven getragenen Beutels bediente.

besseren Ständen jenes feierlichen Pomps, den die griechische Kirche sonst so sehr liebt, und die ganze Ceremonie ist meistens wenig erbaulich. Nach geschehener Einsegnung bewegt sich der Zug nach dem Kirchhofe: voran die Kreuzträger, dann ein Mann, der den Sargdeckel trägt, hierauf die Musik — die hier nicht wie beim Gottesdienste untersagt ist — und endlich der oder die Geistlichen, hinter denen der offene Sarg, der in Griechenland stets getragen, nie gefahren wird, folgt. Die nächsten Angehörigen, jeder einzelne meistens von zwei Freunden geleitet, bilden an der Spitze der Trauergäste den Schluss. Erst auf dem Friedhofe wird über dem Leichname, der, trotzdem man das Gesicht schminkt und die Hände mit Handschuhen bedeckt, gewöhnlich sehr deutliche Spuren von Verwesung zeigt, der Sarg geschlossen; eine barbarische Sitte, von der sich selbst in den vornehmen Kreisen sehr Wenige zu emancipieren wagen, obwohl dieselbe keinerlei religiöse Begründung hat. Ist es ein minder Vermögender oder ein Armer, der bestattet wird, so geht dem eine für unser Empfinden widerwärtige Scene voraus, die aber auf die Griechen, die den Leichnam in möglichst naher Berührung mit der Mutter Erde wünschen, durchaus keinen so starken Eindruck macht. Man zieht nämlich dem Todten die Kleider, mit denen man ihn für den Zug durch die Strassen bekleidet hatte, aus, ja man nimmt sogar das Polster, auf dem das Haupt geruht, weg und ersetzt es durch einen Sack voll Erde! Die Griechen haben grosse Pietät für die Verstorbenen und beweisen dies auch durch Äusserlichkeiten. Ich habe wiederholt Leute gesehen, die während der Trauer schwarze Hemden trugen, und am Lande hat sich mehrfach die Sitte erhalten, als Zeichen der Trauer dieselbe Leibwäsche zu tragen, bis sie in Stücke geht.

An vielen Orten findet nach dem Leichenbegängnisse ein Leichenschmaus statt, über den nichts Besonderes zu bemerken ist, wogegen die viel allgemeinere, entweder gleich oder bei den Seelenmessen, oft auch an gewissen Gedenktagen erfolgende Vertheilung einer sogenannten Kollyba —

eines häufig mit Blumen und Zuckerwerk geschmückten Gemengsels von gekochten Weizenkörnern, Korynthen, Mandeln, Sesamkörnern, Honig etc. — für welche das Wort Sperna das gebräuchlichere ist, in unzweideutiger Weise an die Todtenopfer der Alten erinnert. Übrigens findet eine ähnliche Opferdarbringung auch an hohen Feiertagen oder bei für die ländliche Bevölkerung sonst wichtigen Anlässen, z. B. zur Zeit der Korynthenernte statt.

Die Anschauung, dass der menschliche Leichnam unrein sei, hat sich in gewissen Gebräuchen bis heute erhalten. So schüttet z. B. der gemeine Mann in dem Augenblicke, in dem die Leiche aus dem Hause gebracht wurde, Wasser aus, angeblich um, weil es im Jenseits kein Wasser gäbe, dem Todten eine letzte Erfrischung zu bieten; oft sieht man auf griechischen Friedhöfen Scherben von Krügen, aus denen man den Verstorbenen eine Wasserspende dargebracht und die sodann vernichtet wurden, und in Kreta ist es sogar noch Sitte, sich nach dem Leichenbegängnisse die Hände zu waschen — alles Dinge, die in unzweifelhafter Form an die Reinigungsmassregeln erinnern, die von den Alten nach einem Todesfalle in Anwendung gebracht wurden.

Nach dem Tode Nichtbeerdigten, theilt die Phantasie des Volkes manchmal ein trauriges Schicksal zu. Sie werden, ebenso wie in der Excommunication oder unter dem elterlichen Fluche Gestorbene, wie solche, welche die strenge Kirchenvorschrift, die die Gevatterin — die Kumpara — den allernächsten Blutsverwandten nach jeder Richtung gleichstellt, nicht beachtet haben, oder wie Todte, über deren Leichnam ein Thier oder ein Mensch hinweggesprungen ist — wodurch ja überhaupt den bösen Geistern der Weg gebahnt wird — Brukolaken oder Vampyre. Allerdings ist die den Alten durchaus geläufige, von den slavischen Einwanderern neuerdings erweckte Vorstellung von den Vampyren den heutigen Griechen nicht vollkommen klar; denn mehrfach tritt ja eine Vermischung derselben

mit jener vom Werwolfe zu Tage und der Glaube an die Striglen und an die Kalikantsaren greift gleichfalls in dieselbe über; auch ist dieser Aberglaube, nachdem er früher zu vielen Greueln Anlass gegeben, schon sehr im Abnehmen; trotzdem wird noch heute jeder Leichnam sorgfältig bewacht, um zu verhüten, dass der Verstorbene unverschuldet zum Vampyr werde. Messelesen, feierliche Lossprechung von der Excommunication oder vom Fluche sind, wenn die Befürchtung, der Verstorbene sei zum Vampyr geworden, bei Eröffnung des Grabes dadurch ihre untrügliche Bestätigung erhielt, dass der Leichnam nicht verwest, sondern aufgedunsen war, die heute üblichen Mittel gegen den Vampyrismus, indes man noch vor einigen Jahrzehnten dem Todten das Herz aus dem Leibe riss und in kleine Stücke zerhackte, oder die Leiche wohl auch im Sarge festnagelte.

* * *

Das Bild, welches sich die Neugriechen vom Jenseits machen, stimmt im Wesentlichen mit jenem der Alten überein und ist, wenngleich sie selbstverständlich nicht gänzlich fehlt, doch die christliche Vorstellung von Himmel und Hölle weit weniger verbreitet, als die heidnische vom Hades. In diesen gelangt man: über eine riesige Treppe; über ein furchtbares Wasser auf einem schwankenden, aus Haaren gefertigten Steg, seltener auf einem Boote — in beiden Fällen jedoch erst nach Erlegung einer Brückenmaut oder eines Fährgeldes — oder endlich dadurch, dass man sich selbst die Thore der Unterwelt öffnet, wozu dem Verstorbenen manchmal ein Schlüssel mit ins Grab gelegt wird. Es herrscht noch heute jene traurige Vorstellung vom Jenseits, welche schon Homer sich von der Unterwelt machte und die ihn (»Odyssee«, XI, V. 488 ff.) sagen lässt:

Nicht mir rede vom Tod ein Trostwort, edler Odysseus!
Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen
Einem dürftigen Mann, ohn' Erb und eigenen Wohlstand,
Als die sämmtliche Schar der geschwundenen Todten beherrschen.

Auch der Neugrieche denkt es sich als einen unheimlichen abschreckenden Ort, wo es nie Tag wird, wo es kein Wasser gibt, wo ewige Kälte herrscht und in den die Guten und die Bösen gleichmässig eintreten müssen. Beherrscher oder nach manchen Vorstellungen Aufseher ist dort, in dieser Beziehung an Pluton selbst erinnernd, Charos, der den Verstorbenen zwar hin und wieder Zerstreuungen gestattet, es auch nicht verbietet, dass Neuankommende ihnen Grüsse noch lebender Verwandter und Freunde und sogar eine erquickende Frucht als Geschenk derselben mitbringen, im übrigen aber strenges Regiment führt und jede Entlassung, selbst auf die kürzeste Zeit, unbedingt verweigert. Der Teufel erscheint also als Fürst der Unterwelt durch den gewissermassen objectiven Charos zwar verdrängt, gilt aber auch bei den Griechen als der oberste aller bösen Geister und als besonderer Feind der christlichen Gottesverehrung.

Siebentes Capitel.

Die wirtschaftliche Lage.

Die finanziellen Verhältnisse — Die Anleihe von 1824 — Die Anleihe bei Rothschild — Das bayrische Darlehen — Die Staatsschuld — Die Staats-Einnahmen — Die Finanzwirtschaft Trikupis und Delyannis — Syngros — Das Steuersystem — Die Besteuerung der jonischen Inseln — Die Banken — Die Banquiers — Handel — Handelsbeziehungen im Auslande — Die »türkischen Kaufleute« in Wien — Ausfuhr und Einfuhr Griechenlands — Industrie — Der Bergbau — Laurion — Schmirgelgewinnung — Marmorbrüche — Schiffsbauerei — Gerberei — Tuchfabrication — Mühlenindustrie — Seidenspinnereien — Fassbindereien — Die gewerblichen Verhältnisse — Das Los der Arbeiter — Kinder und Mädchen als Hilfsarbeiter — Ausländische Arbeiter — Die Hausindustrie — Die Landwirtschaft — Getreide-Cultur — Korinthen — Weinproduction — Öl- und Tabakbau — Schwämme — Feigen — Knoppern — Cocons — Die Waldverhältnisse — Die Schaf- und Ziegenzucht — Rinder und Pferde — Der Import Österreich-Ungarns — Die Zollverhältnisse — Das Strassennetz — Die Eisenbahnen — Die Schiffahrt — Der Mittelmeerhandel — Die Männer von den Inseln — Die Handelsmarine — Die griechische Dampfschiffahrt — Der Lloyd — Ausländische Dampfschiffahrts-Gesellschaften — Die Häfen — Der Canal von Korinth.

Während früher die nutzlose Beschäftigung mit der Politik die weitesten Kreise völlig in Anspruch nahm, berechtigtes Streben nach Bildung einerseits, die Eitelkeit, eine, wenn auch noch so kleine, Rolle in der Öffentlichkeit zu spielen andererseits, gerade den tüchtigsten Theil der männlichen Bevölkerung davon abhielten, sich in ernster und ruhiger Weise mit einer consequent durchzuführenden Hebung der wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes zu beschäftigen, so hat heute die Energie, mit der seit dem Gebietszuwachse im Jahre 1881 alle Regierungen vorgiengen, um das politische Leben und Treiben der Griechen in ruhigere Bahnen zu dämmen, bereits gute Früchte getragen, und wenn auch die politische Kannegiesserei noch immer zu den Lieblingsvergnügungen der Griechen gehört, so werden doch die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht mehr so sehr wie früher dadurch beeinflusst. Dass das Vorgehen Delyannis die wirtschaftliche Lage Griechenlands durch Monate aufs nachtheiligste influenzierte ist natürlich; von bleibendem Einflusse

auf die Gestaltung der wirtschaftlichen Lage werden seine Fehler jedoch nicht sein.

Wenden wir uns zunächst der Betrachtung der finanziellen Verhältnisse Griechenlands zu, so sehen wir, dass dieselben, nachdem das Land seine Selbständigkeit erlangt hatte, die denkbar traurigsten waren. Die damals in Tripolitza residierende provisorische Regierung hatte durch ihre Vertreter Zaïmis, Orlandos und Luriotis am 24. Februar 1824 mit einer Gruppe englischer Banquiers eine Anleihe von 4,000.000 spanischen Piastern = 800.000 Pfund Sterling abgeschlossen, und schon am 7. Februar 1825 erfolgte durch dieselben Commissäre im Auftrage der inzwischen nach Nauplia übersiedelten Regierung der Abschluss einer zweiten Anleihe von 10,000.000 Piastern = 2,000.000 Pfund Sterling mit den Brüdern Ricardo. Obwohl damals die öffentliche Meinung in England, dank der Agitation des Londoner Griechenvereines und des Eindruckes, den die begeisterte Antheilnahme Lord Byrons für die griechische Sache hervorgerufen hatte, den Griechen überaus geneigt war, konnten die Anlehen doch nur zu sehr ungünstigen Bedingungen, die erste zu 59%, die zweite zu 55%, contrahiert werden. Ausserdem wurde die Zwangslage der Griechen, die zur Fortführung des Kampfes um jeden Preis Geld haben mussten, noch weiter in unerhörter Weise ausgebeutet. Sie mussten sich in beiden Fällen die 5% Zinsen für zwei Jahre abziehen lassen, ferner wurden bei der zweiten Anleihe Obligationen der ersten um 250.000 Pfund Sterling aufgekauft und in Rechnung gestellt, »um die Emission zu erleichtern«, und endlich wurden die Nebenspesen in einer so unverschämten Weise berechnet, dass thatsächlich alles in allem nur 920.000 Pfund Sterling in die Hände der Griechen kamen.

Als dann Kapodistrias Präsident geworden war, bestritt er einfach die Rechtsgiltigkeit der Forderung wegen Bewucherung, später anerkannte man dieselbe zwar im Principe, verschanzte sich aber dahinter, damals sei im

vollsten Sinne des Wortes ganz Griechenland in Aufruhr gewesen, das Königreich bestehe aber nur aus einem geringen Theile jener Länderstriche, die um ihre Freiheit gekämpft, und man könne nicht verlangen, dass eine Million Menschen die Schulden bezahle, die sechs Millionen Menschen contrahirt haben. Erst Ende der Siebzigerjahre wurde nach langwierigen Verhandlungen mit den Rechtsnachfolgern der ersten Gläubiger Griechenlands ein für alle Theile billiger Vergleich geschlossen, dem Ansehen aber des jungen Staates war die vielleicht berechtigte, gewiss aber ungeschickt vorgebrachte Weigerung, mehr zu bezahlen als man erhalten hatte, recht nachtheilig. Auch das 1832, anlässlich des Regierungs-Antrittes König Ottos von dem Pariser und dem Londoner Haus Rothschild gemeinsam übernommene und von den Schutzmächten Frankreich, England und Russland garantierte Anlehen von 60,000.000 Francs, für welches nach und nach 57,000.000 Francs an Griechenland ausbezahlt wurden, gab Anlass zu Schwierigkeiten, und man blieb die Raten an die Mächte oft und lange schuldig. Aehnlich gieng es mit jenen Summen, die Bayern dem Könige Otto geliehen; bald nach der Ordnung der englischen Schuld wurden jedoch auch diese Forderungen zu tilgen begonnen, und seither erfüllt Griechenland seine Verpflichtungen in einer geradezu mustergiltigen Weise.

Von der Mitte der Sechzigerjahre an begannen sich die Creditverhältnisse in kräftiger Weise zu consolidieren, und wenn auch der Stand der Staatsschuld sich heute auf 726,000.000 Drachmen belauft, so ist doch mit dem auf diese Weise gewonnenen Gelde die Entwicklung des Landes in nachhaltigster Weise gefördert worden, und die Einnahmen des Staates, die 1861 rund 21,000.000 Drachmen betrugen, sind nach dem Budget von 1891 auf rund 96,500.000 Drachmen gestiegen. Es wäre ermüdend und von geringem Interesse für den Leser, der Weiterentwicklung der griechischen Staatsschuld Jahr für Jahr

folgen zu wollen. Ich beschränke mich daher auf eine Darlegung der heutigen Lage Griechenlands in dieser Beziehung. Die wachsenden allgemeinen Bedürfnisse des Staates, die Nothwendigkeit einerseits für die durch die politischen Verhältnisse unabweisbar gewordenen riesigen Rüstungen Hunderte von Millionen zu opfern, andererseits das Eisenbahn- und Strassennetz des Landes zu vervollständigen, haben es trotz Zuhilfenahme des Zwangscourses unmöglich gemacht, das Gleichgewicht im Staatshaushalte herzustellen; das reelle, vertrauenerweckende Vorgehen Trikupis' hat aber zur Folge gehabt, dass nicht nur allererste Bankhäuser, wie Hambro in London und Bleichröder in Berlin, sich um griechische Geschäfte bewarben, sondern dass auch das Privatcapital anfieng, sich griechischen Papieren zuzuwenden, so dass z. B. die vierpercentige Anleihe des Jahres 1889 mit 78 % begeben werden konnte und die griechischen Staatspapiere alle einen verhältnismässig sehr hohen Cours hatten.

Herr Delyannis dagegen wendete leider der wirtschaftlichen Seite seiner Aufgabe als Ministerpräsident zu wenig Beachtung zu und hatte auch keine glückliche Hand; die Ausgaben stiegen unter seiner Leitung, die Einnahmen sanken; Reformmassregeln, zu denen namentlich der König mit nicht genug dankenswerter Energie drängte, fanden keine oder völlig verkehrte Ausführung und das Goldagio erreichte, wie erwähnt, die wahrhaft erschreckende Höhe von 40 %. Der Versuch Delyannis diese Verhältnisse, in einem an die diplomatischen Vertreter Griechenlands gerichteten Rundschreiben, als eine Folge von »Manövern von Leuten, die ihre Rechnung bei diesen anormalen Finanzverhältnissen finden«, darzustellen und auf angebliche Intriguen des reichsten griechischen Banquiers Syngros zurückzuführen, misslang; denn, wenn auch das etwas hochfahrende Wesen des Herrn Syngros ihm, trotz der zahllosen Wohlthaten mit denen er das Land überschüttet, manche Gegnerschaft eingetragen hat, daran, dass ein Mann wie er das Vaterland systematisch schädigen wolle,

glaubte niemand, und als Herr Delyannis sich ernsthaften Reformen noch immer nicht geneigt zeigte, geschah was geschehen musste, er wurde ein Opfer seines Starrsinnes.

Nachdem der König die Interessen des Landes so gut, wie die der Staatsgläubiger mit Nachdruck gewahrt, wird es nun Aufgabe der nächsten Regierung sein, gleichviel ob Herr Konstantopulos am Ruder bleibt, oder Herr Trikupis abermals Ministerpräsident wird, die Lage wieder zu festigen. Die Aufhebung des Zwangscourses allerdings wird, trotz der besten Absichten, wie in so manchem anderen Staate, wohl auch in Griechenland noch lange Zeit ein pium desiderium bleiben; in das Steuersystem muss aber unbedingt Ordnung gebracht werden, da die directen Steuern heute gerade die vermögendsten Classen nicht treffen. Sie bestehen aus der Grundsteuer, der Gebäudesteuer, der für die Landwirtschaft sehr drückenden Steuer auf Arbeitsvieh, der Gewerbesteuer (Licenzen), und den Abgaben der anonymen Gesellschaften, indes die so wichtige und eigentlich ausschliesslich eine gerechte und gleichmässige Belastung der Steuerträger sichernde Einkommensteuer sonderbarer Weise in Griechenland noch immer nicht eingeführt ist. Das Erträgnis der indirecten Steuern, die ja allenthalben die kräftigste Stütze des Budgets sind, ist bereits sehr bedeutend, da deren wichtigste Position, die Zölle, lediglich vom finanziellen Standpunkte bestimmt wurde. Dazu kommen noch die Einnahmen für die verschiedenen Stempel, die Einnahmen aus den Monopolen auf Zündhölzchen, Spielkarten, Cigarettenpapier und Petroleum, und endlich gewisse Consumsteuern auf Wein, Bier, Liqueure und Tabak. Nur die jonischen Inseln sind in der glücklichen Lage, von all diesen Steuern nicht getroffen zu werden. Sie zahlen, wie zur Zeit als sie unter dem englischen Protectorate standen, 17 % ad valorem der Einfuhr und der Ausfuhr und sind von allem Weiteren befreit.

Das Bankwesen hat sich in befriedigender Weise

und auf durchaus solider Grundlage gestaltet. Die erste Stelle nimmt, nachdem die von Kapodistrias im Februar 1828 gegründete »Nationalbank«, deren Capital von 100.000 spanischen Piastern = 500.000 Drachmen, hauptsächlich von Philhellenen gezeichnet worden war, bereits 1834 ihre Thätigkeit einstellen musste, weil man erkannt hatte, dass der Präsident sich ihrer nur als Mittel zur Geldbeschaffung bediene, die im Jahre 1841 mit einem Capitale von 5,000.000 Drachmen gegründete Nationalbank ein. Nur langsam und nicht ohne von den Krisen, unter denen das Land zu leiden hatte, gleichfalls berührt zu werden, entwickelte sich ihr Wirkungskreis. Heute aber ist das Capital auf 18,000.000 Drachmen gestiegen, die Actien, die auf tausend Drachmen lauten und bei der Gründung auch um diesen Preis nur sehr schwer zu placieren waren, haben einen Cours von 3500 und tragen, statt der statutarischen 7 %, 20 bis 25 %. Hervorzuheben ist, dass die Bank für ihre Noten, zu 100, 25 und 10 Drachmen und seit 1886 auch zu 1 und 2 Drachmen, um Ersatz für die fehlenden kleineren Münzen*) zu schaffen, auf den jonischen Inseln das Emissionsrecht nicht besitzt, da dort die von englischen Geldkräften mit einem Capitale von 315.507 Pfund Sterling gegründete Jonische Bank dieses Privilegium ausübt. Ihr schliesst sich noch, mit einem Capitale von 20,000.000 Drachmen, von denen 5,000.000 eingezahlt sind, die Epiro-Thessalische Bank an, die, gleichfalls mit dem Emissionsrechte ausgestattet, ihre Thätigkeit besonders auf Epirus

*) Griechenland gehört seit 1868 der lateinischen Münz-Union an und seine Drachme ist heute dem Franc gleichwertig, doch besitzt es keine eigenen Goldmünzen. Der Cours der ausländischen Zwanzigfrancstücke schwankt zwischen 23 und 26 Papier-Drachmen. Ziemlich häufig finden sich im Verkehre auch noch die unter König Otto geprägten, heute minderwertigen Drachmen, dagegen sind die Silbermünzen, welche Kapodistrias 1829 im Werte von einem Sechstel spanischen Piasters mit dem Phönix, dem Symbole der Hetairie, prägen liess, von denen aber nur 12.000 Stück angefertigt wurden, so selten geworden, dass es mir trotz aller Mühe bisher nicht möglich geworden ist, auch nur ein Stück zu erhalten.

und Thessalien richtet. Ausser diesen ersten besteht noch eine Reihe anderer gleichfalls mit grossem Geschick und mit grosser Vorsicht geleiteter Institute, doch ist der Fall, dass eines derselben aus eigener Kraft grosse industrielle Unternehmungen durchführt, noch ziemlich selten, und nur die Allgemeine griechische Hypotheken-Bank, gegründet 1872 mit einem Capitale von 25,000.000 Drachmen, wovon 15,000.000 eingezahlt sind, macht darin eine Ausnahme. Aufs empfindlichste macht sich der Mangel einer landwirtschaftlichen Bank geltend, weil auch das Privatcapital, welches durch Banquiers, wie Syngros, Negroponte, Melas, Serpieri, Baltazzis u. A., aufs aller glänzendste vertreten ist, sich zur Gewährung von Darlehen auf nicht städtischen Grund und Boden in Folge des Mangels eines Katasters und der dadurch herbeigeführten Unsicherheit der Besitztitel nur sehr schwer entschliesst.

*
* *

Die Consolidierung der politischen Lage des Staates blieb naturgemäss auch nicht ohne den bedeutendsten und nachhaltigsten Einfluss auf Handel, Industrie und Gewerbe, doch war derselbe gerade hier weniger einschneidend als bei allen anderen Verhältnissen Griechenlands, weil wenigstens der Handel zu aller Zeit dort in voller Blüte stand. Durch die natürliche Gestaltung des Landes darauf hingewiesen, ist der Grieche von jeher Handelsmann und Seefahrer gewesen. Im Alterthume und zur Zeit der Frankenherrschaft; während der Unterwerfung unter das Joch der Osmanen und selbst als sie ihre staatliche und nationale Wiedergeburt vorbereiteten, haben die Griechen Handel getrieben und diesem Umstande verdanken sie es in aller erster Reihe, dass sie nicht völlig vergessen wurden in der schweren Zeit des Niederganges und dass sie von Aussen her jene beständige geistige Anregung erhielten, die es ihnen im Verein mit ihren nationalen Eigenschaften ermöglichte, sich vor der moralischen Versumpfung

zu bewahren. Dann freilich kam eine Zeit in der auch der Handel stockte, und in der der Grieche selbst für seinen Lieblingsberuf keinen Sinn mehr hatte: die Zeit der Befreiungskämpfe. Kaum aber waren diese vorbei, kaum hatte das Volk sich von den tiefen Wunden zu erholen begonnen, welche diese und die folgenden traurigen Parteizwistigkeiten im eigenen Lande ihm geschlagen, so nahm es mit Eifer die alten und guten Handelsbeziehungen wieder auf, die schon seit so langem im Auslande angeknüpft waren und rege Verbindungen nicht nur mit Österreich und der Türkei, sondern auch mit Russland, mit Frankreich und mit England hergestellt hatten.

Was einst als schwerste Last empfunden worden war, aber bereits während der Freiheitskämpfe ausserordentlichsten Vortheil gebracht hatte, wurde nun zum wahren Segen für das Land. Die Familien, welche einst der harte Druck der Gewalthaber zur Auswanderung getrieben hatte, wurden, kräftig gefördert von den Philhellenen, die Vermittler zwischen dem alten und dem Adoptiv-Vaterlande, in dem Viele von ihnen schon zu grossem Ansehen gelangt waren, und der Handel des jungen Königreiches besass so gewissermassen über Nacht, was sonst nur in langen Jahren zu erwerben gewesen wäre: ausgedehnte Verbindungen.

Für den grössten Theil des westlichen Europa gieng, seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, der Handelsverkehr mit Griechenland, welcher nicht nur die Producte des eigenen Landes, sondern auch jene der Türkei und des fernen Ostens verfrachtete, über Österreich. Unter der Bezeichnung »türkische Kaufleute« — sie waren türkische Unterthanen, aber Griechen nach Nationalität und Glaube — hatten sich in Wien eine Reihe geldkräftiger Handelstreibender niedergelassen; hatten ihre Comptoirs, namentlich in dem Winkel, welchen die Wollzeile mit der Rothenthurmstrasse gegen den Donaucanal bildet, dann auch in der Leopoldstadt, ihre Magazine auf der Landstrasse errichtet, und errangen bald fühlbarsten Einfluss auf Handel und

Industrie. Sie brachten, an ihrer Spitze die Sina, Dumba, Skanavi, Galatti, Christomano, Skaramanga und Andere, theils auf dem Seewege über Triest, viel häufiger aber auf dem Landwege über die Walachai und Ungarn und auf der Donau Baum- und Schafwolle, Leder, Knoppern, Südfrüchte u. s. w. nach Wien und von da aus auch in die Schweiz und nach Deutschland weiter. Als Rückfracht sandten sie Textilproducte aller Art, Kurzwaren, Producte der Kleineisen-Industrie etc. in die Heimat.

Die Bedürfnisse und der Geschmack des Orients deckten sich aber damals so wenig wie heute mit dem bei uns Üblichen und so kam es, dass die »türkischen Kaufleute«, trotzdem sie ihr griechisches Vaterland niemals vergassen und beispielsweise eifrige Förderer der freiheitlichen Bestrebungen des Rhigas waren, in Österreich manche Industrie geradezu neu schufen und sehr bedeutende Fabriken entweder selbst errichteten, oder deren Gründung wenigstens beeinflussten. Wie sie einen Theil ihres Importes weiter führten, so brachten sie auch einen Theil Rückfracht aus dem Auslande mit und das hatte zur Folge, dass sie, da alle Zahlungen in Wien erfolgten, auch sehr ausgedehnte Banquier-Geschäfte machten, was wesentlich dazu beitrug, sie zur grössten Bedeutung im wirtschaftlichen Leben Österreichs gelangen zu lassen. Erst Ende der Vierzigerjahre erlosch die Blüte ihres Handels, namentlich wegen der gänzlichen Umgestaltung der Transport-Verhältnisse, welche jene Zeit brachte. Die Folgen der Revolution des Jahres 1848 und des Krimkrieges machten sich späterhin auch geltend und so kommt es, dass heute unser Handel mit dem Orient und besonders mit Griechenland ein viel schwächerer ist, als zu einer Zeit, wo man zwar schlechtere Verkehrsmittel, dafür aber grössere Energie besass.

Mit dem Regierungsantritte König Ottos begann sich der national-griechische Handel wesentlich zu heben. Im Jahre 1845 hatte die directe Ausfuhr des kleinen, armen, noch immer von den ernstesten Erschütterungen heimgesuchten König-

reiches, welches damals noch die Grenzen des Londoner Protokolles vom Jahre 1831 hatte und nur 47.500 Quadrat-Kilometer gross war, einen Wert von 11,000.000 Drachmen; die Einfuhr freilich, wie dies nicht anders möglich war, einen solchen von 22,3000.000 Drachmen. Für 1864, dem letzten Jahre vor der Vergrösserung Griechenlands durch die jonischen Inseln, betrug trotz der heftigen Unruhen, welche dem Sturze König Ottos vorausgegangen und gefolgt waren, die Ausfuhr 31,388.640 Drachmen und die Einfuhr 61,899.765 Drachmen. 1874 waren diese Ziffern auf 75,485.907 und 120,367.159 Drachmen gestiegen und im Vorjahre war der Wert der Ausfuhr 95,791.684 Drachmen, jener der Einfuhr 120,785.604 Drachmen.

Der Umstand, dass die Einfuhr seit 1874 nahezu gar nicht, die Ausfuhr dagegen um mehr als 34,000.000 Drachmen gestiegen ist, erbringt einen ebenso erfreulichen wie unanfechtbaren Beweis für den Aufschwung der Verhältnisse. Es gibt nahezu keinen Gegenstand des allgemeinen Bedürfnisses, der heute nicht in Griechenland selbst erzeugt würde, doch genügen die inländischen Fabriken noch nicht völlig, ich beschränke mich daher im Nachstehenden auf die Erwähnung jener Industrien und Gewerbe, welche bereits grösseren Umfang angenommen haben und jener, welche exportfähig geworden sind.

Eine der wichtigsten Industrien ist der Bergbau, der Silber, Blei und Zink, Eisen, Braunkohle — Steinkohle fehlt leider gänzlich — sowie Schmirgel, Marmor und Bausteine produciert. Am weitesten ist die Gewinnung von Silber, Blei und Zink und zwar im Laurion entwickelt. In diesem, durch gute Strassen und eine Eisenbahn-Linie mit Athen verbundenen und schon von den Alten bergmännisch ausgebeuteten Gebiete des südöstlichen Theiles von Attika — man schätzt die Zahl der von ihnen in einer Tiefe von 20 bis 120 Meter hergestellten Stollen und Gallerien auf 2000 und hat ausgerechnet, dass ungefähr 15.000 Arbeiter beschäftigt waren — werden jährlich rund

100.000 Tonnen Metalle gewonnen. Die Production erfolgt theils durch nochmaliges Einschmelzen der von den Alten, denen ihre primitiven Hilfsmittel die vollständige Ausnützung der Erze nicht gestattete, zurückgelassenen riesigen Schlackenlager, theils durch Ausschmelzung der von ihnen als zu wenig metallhältig bei Seite geworfenen Gesteinsmassen, theils durch directen Abbau. Die Schmirgelgewinnung wird mit grossem Vortheile bekanntlich auf der Insel Naxos betrieben, Bausteine und Marmor sind gleichfalls in besonders guten Qualitäten reichlich vorhanden und namentlich aus letzteren wird Griechenland dereinst noch den grössten Vortheil ziehen. Unter den zahlreichen Marmorbrüchen, die Materiale in allen Farben liefern, sind jene des Pentelikon am wichtigsten, dessen weisser, bläulichen Glanz mit ins Rothe spielenden Reflexen vereinigender Marmor, den von Carrara an Güte weit übertrifft. Trotz der starken Ausnützung durch die Alten, sind noch sehr grosse Lager vorhanden, doch kann man erst jetzt daran gehen sie abzusprengen, da der Mangel an Communicationen dies bisher nicht gestattete. Der Wert sämmtlicher ausgeführter Bergbauproducte betrug 1890 17,618.820 Drachmen.

Ansehnlich sind ferner noch: die Schiffsbauerei, die jährlich 4—500 Fahrzeuge bis zu 600 Tonnen im Werte von 8—10,000.000 Drachmen produciert; die Gerberei, deren Erzeugnisse jährlich 25,000.000 Drachmen repräsentieren sollen, aber wenig zur Ausfuhr kommen; die Tuchfabrication, die namentlich nach der Türkei und nach Ägypten sehr starken Absatz hat; die Mühlenindustrie, welche zu diesem Zweck eingeführtes Getreide mahlt und sodann wieder ausführt; die Seidenspinnereien, die zu den allerältesten Industrien des Landes gehören, ein in Lyon überaus gesuchtes Product liefern und 1890 Ware im Werte von 502.730 Drachmen fast ausschliesslich dahin versendeten; die Fassbindereien, die bei dem steigenden Bedürfnisse Griechenlands nach Fassgefässen einer sehr grossen Entwicklung fähig sind; endlich ein grosser Theil

der landschaftlichen Production, auf welche ich noch zurückkomme. Im ganzen bestanden 1889 — neuere Angaben fehlen — 145 Fabriken mit 5568 Pferdekräften.

Die rein gewerblichen Verhältnisse sind ausserordentlich günstige. Im Piräus, dem Hauptsitze des gesammten griechischen Geschäftslebens, sowie in den anderen grossen Hafenstädten und in Athen ist der Gewerbefleiss ein reger und gerade der Production der Kleinindustrie ist es zu danken, dass die Einfuhr nach Griechenland keine weitere Steigerung erfährt. Athen z. B. zählt — annähernd — 6 Hutfabriken, 50 Tischler und Tapezierer, 14 Wachszieher, 70 Klempner, 70 Schmiede, 100 Schuster, 15 Uhrmacher, 18 Buchhändler, 12 Posamentierer, 25 Buchbinder, 12 Fassbinder, 8 Gerber, 30 Schneider, 12 Sattler, 50 Druckereien und auch alle anderen Gewerbe sind ausnahmslos, wenngleich nur durch einen oder zwei Meister, vertreten.

Bei halbwegs rationeller Wirtschaft verdienen die Gewerbetreibenden in ganz Griechenland recht gut und auch das Los der Arbeiter ist ein weit besseres als in vielen anderen Ländern. So theuer das Leben für den Fremden ist, so billig lebt der Einheimische, namentlich der kleine Mann, und die Löhne sind für die Bedürfnislosigkeit der Griechen sehr hohe. Eine bestimmte Lehrzeit besteht in keinem Gewerbe, der Lehrling bekommt schon zwei bis drei Monate nach seinem Eintritte einen Lohn von $^1/_4$ bis $^1/_2$ Drachme im Tag, glaubt er — meist nach etwa einem Jahre — genug zu können, so sucht er bei einem andern Meister Stellung als Gehilfe, bekommt sodann einen Anfangslohn von zwei bis drei Drachmen und steigt, wenn er sich gänzlich ausgebildet hat, auf fünf, ja sogar sechs Drachmen im Tage. Kündigungsfrist besteht keine; die Arbeitszeit schwankt, da im allgemeinen bei Beleuchtung nicht gearbeitet wird, zwischen 12 bis 13 Stunden im Sommer und 9 bis 10 Stunden im Winter. In manchen Betrieben, namentlich in den Spinnereien, arbeiten Kinder und Mädchen seit altersher mit, letztere allerdings immer

nur so lange, bis sie sich eine kleine Mitgift erarbeitet haben und heiraten können. Die Löhne derselben schwanken zwischen 1/4 bis 1 1/2 Drachmen.

Dass unter solchen Umständen an einheimischen Arbeitern kein Mangel ist, ist wohl natürlich; da die Arbeitstüchtigkeit der griechischen Handwerker für das Durchschnittserfordernis auch vollauf genügt, hat man daher keinen Anlass, nach ausländischen Arbeitern, welche der schweren Sprache gar nicht mächtig sind, zu greifen. Das ist auch die Ursache, dass im Herbste 1891 das österreichische Ministerium des Inneren im Wege der Gemeinden die heimische Arbeiterschaft aufmerksam machte, dass es sich nicht empfehle, ohne fixe Abmachungen nach Griechenland zu gehen, um dort Arbeit zu suchen. In der That ist aus den Berichten des österreichisch-ungarischen Consuls in Piräus-Athen zu entnehmen, dass in den letzten Jahren die Zahl jener unserer Landsleute, die nach Griechenland kamen, um Arbeit zu finden, aber nach langem vergeblichen Warten und nachdem die mitgebrachten Ersparnisse aufgebraucht waren in grösster Noth in die Heimat zurückbefördert werden mussten, eine sehr grosse war.

Die Hausindustrie ist gleichfalls sehr entwickelt und deckt auf dem Lande und in den kleinen Städten das Bedürfnis der unteren Classen an Stoffen für Wäsche und Kleider, an Teppichen etc. fast gänzlich. Was eine Familie etwa zu viel erzeugt, wird zu Markte gebracht und so kommt es, dass namentlich leichte Gewebe, Teppiche, Spitzen und Stickereien auch vom grossen Publicum stark gekauft werden. Die Muster lassen Manches zu wünschen übrig, doch sind im »Ergastirion« Versuche zu deren Besserung gemacht worden, die schon sehr guten Erfolg hatten.

Meine Ausführungen wären unvollständige, würde ich nicht wenigstens in grossen Zügen der Landwirtschaft des Königreiches gedenken, umsomehr als sie schon eine der bedeutendsten Hilfsquellen des Landes ist, obwohl sie kaum über die Anfänge hinaus ist, noch lange nicht in

jener gründlichen und rationellen Weise betrieben wird, die wünschenswert wäre, und grosse, von Männern, deren materielle und sociale Lage ihrem Unternehmen den erforderlichen Nachdruck geben würde, geleitete Anlagen noch fast gänzlich fehlen. Kaum drei Viertel des ertragsfähigen Landes sind bebaut. Davon ist ungefähr die Hälfte der Getreide-Cultur gewidmet, doch genügt das Erträgnis dem Bedürfnisse nicht, so dass 1890 Cerealien im Werte von 31,250.142 Drachmen eingeführt werden mussten. Dagegen erreichte im selben Jahre der Export von Korinthen einen Wert von 48,192.863 Drachmen! Auch die Weinproduction gibt ein sehr befriedigendes Resultat. Während früher der Export unmöglich war, weil man es nicht verstand, die Weine anders haltbar zu machen, als indem man ihnen einen Zusatz von Harz gab, der, obwohl sehr gesund, für einen europäischen Gaumen erst nach längerem Gewöhnen erträglich wird, werden jetzt namentlich Rothweine in sehr grossen Quantitäten ausgeführt und betrug der Wert dieses Exportes im Vorjahre 3,769.509 Drachmen. Überaus ergiebig ist ferner der Öl- und Tabakbau, so dass, abgesehen von dem riesigen Verbrauche im Inlande, der Export 1890 mit 2,960.014, respective mit 3,975.723 Drachmen wertete. Grössere Ziffern erreichten noch: Schwämme mit 1,959.220, Feigen mit 2,248.008, Knoppern mit 1,299,716, Cocons mit 870.648 Drachmen.

Schlecht sind die Waldverhältnisse Griechenlands. Der Waldfrevel wird mit Abholzung und Anhacken zur Pechgewinnung en gros betrieben und die eigenthümlichen Verhältnisse der Schaf- und Ziegenzucht schädigen den Waldbestand gleichfalls aufs äusserste. Da es an grünen Weiden mangelt, werden nämlich diese Thiere in den Wald getrieben, dort ihre Nahrung zu suchen und ihre Hirten stecken, trotz der exemplarischen Bestrafung, die ihnen droht, oftmals ganze Waldpartien in Brand, damit das Vieh im nächsten Jahre junge Triebe abzuweiden habe. Rinder und Pferde werden noch gar nicht gezogen, weil es an

Weideplätzen fehlt und so betrug denn im vorigen Jahre der Import von Holz- und Waldproducten 6,943.597, der Import an Thieren aller Art 4,312.300, der Import von Butter und Käse aus Kuhmilch 1,118.905 Drachmen.

Trotz dieser allgemein günstigen Lage ist aber, wie aus den Ziffern hervorgeht, doch noch reichlich Platz für den Import. Die Hauptartikel desselben sind Cerealien, Textilien, bearbeitete Metalle, Holz, Chemikalien, Zucker etc., und der Antheil Österreich-Ungarns, welches unter den nach Griechenland importierenden Staate den vierten Rang einnimmt, ist in einzelnen Positionen, wie: Holz, Zucker, Reis, Metallen, fertigen Kleidern, ein ganz bedeutender. Dennoch könnte unser Handel dahin mit etwas Energie und Thatkraft noch sehr gehoben werden, da einerseits das Land vielfach nur ordinäre und mittelgute Ware erzeugt, und das Bedürfnis nach feiner Ware entschieden vorhanden ist, andererseits manche Länder durch unser besseres und feineres Fabrikat zu verdrängen wären. Namentlich Glas, Porzellan, Papier und Möbel, ganz besonders aber Modewaren und alles was wir unter der Bezeichnung Galanteriewaren verstehen, wäre in weit höherem Masse absatzfähig als dies heute der Fall.

Dazu wäre es aber nothwendig, dass Griechenland von österreichischen Handlungsreisenden viel mehr aufgesucht würde, als dies bisher geschieht, dass Muster etc. sorgfältig und mit Geschmack adjustiert, und dass in der Wahl des in Griechenland bleibend mit der Vertretung zu betrauenden Agenten die grösste Vorsicht angewendet würde. Überaus empfehlenswert wäre es, im Piräus ein Musterlager, oder noch besser einen Österreichisch-Ungarischen Bazar zu errichten. Unsere Producte würden dadurch am sichersten bekannt und alle jene, die ihrer Natur nach nicht auf den Massenabsatz rechnen können, würden — denn die Zwischenhändler sind unerhört theuer — dem ebenso kauflustigen als geldkräftigen, dafür aber auch anspruchsvollen Athener Publicum wesentlich billiger zugeführt werden können. Schliesslich fänden auch die durchaus verlässlichen

und anständigen Provinzkaufleute Anlass zu Bestellungen, die heute namentlich Frankreich und England zufallen.

Selbst die Zollverhältnisse wären, trotz des Umstandes, dass ja fast ausschliesslich Finanzzölle eingehoben werden, kein ernstliches Hindernis, weil eben im Lande das Bedürfnis nach einer Reihe von Artikeln unabweisbar vorhanden ist. Bedenklich ist nur die Bestimmung, dass, wenn die Regierung eine Erhöhung der Zölle beantragt, diese Erhöhung, gegen eventuelle Rückvergütung, sofort eintreten kann, nachdem das Gesetz in der Kammer eingebracht ist. Was den Zolltarif selbst anbelangt, so bin ich natürlich nicht in der Lage, seine 20 Kategorien mit 364 Classen hier im Detail durchzusprechen; bemerkt sei nur, dass ausser Deutschland und England kein Staat mit Griechenland derzeit andere als Meistbegünstigungs-Verträge besitzt.

Zweifellos hätte auch die Anlage industrieller oder landwirtschaftlicher Gross-Unternehmungen in Griechenland selbst noch eine glänzende Zukunft vor sich, wenn sie mit der nothwendigen Capitalskraft begonnen würde. Für Projectemacher ohne Geld aber ist absolut kein Boden; denn die Griechen sehen sich ihre Leute sehr genau an, bevor sie sich mit ihnen einlassen.

* * *

Wesentlich gefördert würden derartige Unternehmen durch die Hebung, welche die griechischen Verkehrsmittel in den letzten zehn Jahren erfahren haben. Bis zum Jahre 1869 gab es in Griechenland überhaupt keine Eisenbahnen und der gesammte Verkehr war lediglich auf die Verbindungen zu See und auf die Strassen angewiesen, wodurch natürlich die Entwicklung des Handels, namentlich aus dem Inneren heraus, sowie die Verwertung insbesondere der Bodenproduction wesentlich gehemmt war, obwohl für die Erhaltung und Erweiterung des Strassen-

netzes gethan wurde was nur irgend möglich war. Die Strassenbauten der alten Griechen, die von den Römern aus strategischen Gründen erneuert wurden und den ganzen Peloponnes durchzogen, waren vollständig verfallen, weder Franken noch Türken thaten mehr als das Allerdringendste, und so musste die Regentschaft bereits 1833 die Anlage grosser, das ganze Königreich durchschneidender Strassenzüge anordnen. Die Ausführung jedoch war bis 1845 eine sehr problematische und nach wie vor waren die meisten »Strassen« nur für Saumthiere benützbar. Dann machte man wieder einen bescheidenen Versuch ein paar hundert Kilometer zu bauen, dann schlief die Sache wieder eine Weile ein und so gieng es fort bis zu Beginn der Achzigerjahre. Damals besass Griechenland zwar schon ziemlich umfangreiche Staats-, Provinzial- und Gemeindestrassen, der Gesammtanlage fehlte aber vielfach der Zusammenhang und 1883 wurde eine französische Ingenieur-Mission berufen, die Ordnung in das Strassenwesen brachte, so dass, wenn auch noch Vieles zu thun übrig bleibt, doch heute Griechenland auch in seinen abgelegeneren Theilen auf stellenweise ausgezeichneten, stellenweise freilich recht mässigen Fahrstrassen zu erreichen ist. Es ist dies um so höher anzuschlagen, als in Folge der fast durchwegs sehr gebirgigen Beschaffenheit des Landes der Strassenbau sehr bedeutende Kosten - bisher rund 48,000.000 Drachmen — verursachte.

Ungefähr zur selben Zeit begann man das Eisenbahnnetz des auch jetzt nur 65.000 Quadrat-Kilometer grossen Landes anzulegen. Bis dahin hatte lediglich die im Jahre 1869 eröffnete Bahn Piräus-Athen bestanden. Sehr primitiv ausgestattet, entsprach die auf vollkommen ebenem Terrain dahinfahrende, 8·65 Kilometer lange Strecke so sehr einem dringenden Bedürfnisse, dass sie ihren Eigenthümern, ursprünglich eine englische Actiengesellschaft, die sie an eine griechische Gesellschaft um 100.000 Pfund Sterling verkauft hatte, eine Verzinsung bis zu 50% ein-

trug. Und dies, obwohl das Benehmen aller Eisenbahnfunctionäre gegen das Publicum ein geradezu unerhörtes war, so dass im September 1880 der damalige französische Geschäftsträger in Athen, Herr Ternaux-Compans, die Geduld verlor und gerichtlich gegen die Gesellschaft vorgieng, deren Übermuth übrigens bald gebrochen wurde, da die 1882 beginnende grosse Eisenbahn-Bauperiode bald die Linie Piräus-Athen-Korinth schuf und der Hafen übrigens auch durch eine Tramway mit der Hauptstadt verbunden wurde.

Das gesammte in Betrieb befindliche griechische Eisenbahnnetz betrug Ende 1891 862 Kilometer, im Bau befanden sich 400 Kilometer, projectiert waren weitere 300 Kilometer. Der für das Inland wichtigste Theil der Bahnen ist, wegen der Eröffnung neuer Absatzgebiete, jener der Morea; für den internationalen Verkehr dagegen ist es die in Kürze gänzlich vollendete Route Kalamata-Tripolitza-Myli-Argos-Korinth-Kalamaki-Athen-Lamia-Larissa, sobald der Anschluss an Saloniki von der Türkei durchgeführt sein wird. Athen, respective der Piräus, sowie Kalamata werden dann wichtige Staffel des Weltverkehres werden, weil der Piräus um 323 Seemeilen näher von Port Saïd ist als Brindisi und der Schnellverkehr der Personen so gut wie der Post, sobald als irgend möglich von dem verhältnismässig langsamen Seeweg auf den viel rascheren Eisenbahnweg hinübergeleitet werden muss. Zu der Abkürzung der an sich für Viele peinlichen Seereise kommt noch, dass die zu durchfahrenden Gegenden an landschaftlichen Reizen und an historisch Interessantem überreich sind, und es ist zweifellos, dass auch dieser Umstand wesentlich dazu beitragen wird, dass der heute schon sehr bedeutende Fremdenverkehr Griechenlands dann einen ausserordentlichen Aufschwung nehme.

Bemerkt sei noch, dass alle griechischen Bahnen, mit Ausnahme jener vom Piräus nach Athen, eine Spurweite von nur einem Meter haben und dass die Kosten des Baues und

der gesammten Einrichtung, da ausser den steil ins Meer abstürzenden Wildbächen keine besonderen Bauschwierigkeiten zu überwinden waren, im Durchschnitt 100.000 Drachmen für den Kilometer nicht erreichten und nur auf der Strecke Athen-Larissa, welche zahlreicher Kunstbauten bedarf, 140.000 Drachmen betragen. Der Verkehr ist nicht nur für den Gütertransport, sondern auch für die Personenbeförderung ein sehr reger, obwohl die Stationen oft stundenweit von einander entfernt sind und die Bevölkerung streckenweise sehr dünn ist. Es stehen insgesammt 65 Locomotive, 210 Personen- und 800 Frachten-Waggons in Gebrauch.

Wenden wir uns dem ältesten Verkehrsmittel des Landes, der Schiffahrt und Allem was mit ihr zusammenhängt zu, so finden wir, dass Griechenland in dieser Beziehung auf einer ausserordentlich hohen Stufe steht. Zu allen Zeiten hatten sich die Griechen das Ansehen, welches sie schon im Alterthume als Seefahrer genossen, gewahrt und selbst als sie unter das Joch der Osmanen kamen, als Venedig und Genua, späthin England und namentlich Frankreich begannen, den Mittelmeerhandel an sich zu reissen, widerstanden sie mit Glück. Hand in Hand mit dem Aufschwunge der kaufmännischen Bedeutung, welche sich die Griechen im Auslande erworben hatten und mit dem stetigen Steigen ihres Einflusses in Konstantinopel, entwickelte sich die griechische Handelsmarine immer kräftiger. Schon im 17. und 18. Jahrhunderte befuhren die griechischen Schiffe nicht nur das Mittelmeer, sondern sie wagten oft genug auch transoceanische Fahrten — immer aber kehrten sie mit reichem Gewinne beladen zurück, den die Männer von den Inseln, die, wie das vielfach heute noch der Fall ist, meist Kaufherren, Rheder und Capitäne in einer Person waren, in völlig primitiver Weise in die Cisternen ihrer einsamen Häuser versenkten.

Namentlich während der Herrschaft des für die ganze civilisierte Welt so drückenden napoleonischen Continental-Systems erwarben die griechischen Blockadebrecher dann

wahre Schätze; bald genug aber fand sich Verwendung für dieselben. Die Revolution brach aus, mit immer erneuerter Kraft warf die griechische Handelsflotte, die über Nacht zur Kriegsmarine geworden, das Gewicht ihres Heldenmuthes und ihrer reichen Mittel in die Wagschale und die Thaten eines Miaulis, eines Kanaris, eines Tombasis, einer Bubulina erfüllten die Welt mit ihrem Ruhme. Als dann der Kampf zu Ende war, als Griechenland frei, aber, wie es schien, kaum lebensfähig war, hatte natürlich auch die griechische Handelsmarine die härtesten Verluste erlitten. Die Cisternen waren ihrer Gold- und Silbervorräthe längst entleert, und als die Männer wieder nach friedlichem Erwerbe suchten, da hatte — 1830 — Griechenland im ganzen rund 1000 Fahrzeuge mit zusammen 36.000 Tonnen Gehalt. Dank der einheimischen Schiffsbau-Industrie besass das junge Königreich aber bereits 1840 über 3000 Fahrzeuge mit 110.000 Tonnen Gehalt und 1870 waren diese Ziffern auf 5883 Dampf- und Segelschiffe mit 401.063 Tonnen gestiegen!

Dann allerdings kam ein Rückgang, weil 1872 Frankreich, um sich den lästigen Concurrenten vom Halse zu schaffen, die unter griechischer Flagge segelnden Schiffe mit weit grösseren Abgaben belastete als sie irgend eine andere Nation zu zahlen hatte, wodurch die Griechen gezwungen wurden, einen Theil, namentlich ihrer kleineren Schiffe, unter fremde Flagge zu stellen. Der Rückgang war aber nur ein scheinbarer und da diese Massregel so wenig, wie das über alle Massen brutale Vorgehen Englands im Jahre 1850 — Blockierung des Piräus, Beschlagnahme Hunderter von griechischen Schiffen, angeblich um, völlig ungerechtfertigte, Forderungen nach der Abtretung zweier Inseln und nach Bezahlung von allerlei phantastischen Entschädigungs-Summen zu erzwingen — Erfolg hatte, wurde sie von der französischen Regierung wieder aufgehoben. Heute besitzt die griechische Handelsmarine 5800 Fahrzeuge mit rund 25.000 Tonnen Gehalt, doch sind bei

dieser Zählung die Fahrzeuge unter 30 Tonnen nicht, wie früher, mit eingerechnet und die seefahrende Bevölkerung des Königreiches beträgt nach einer annähernden Zählung über 30.000 Köpfe, also ungefähr 1 ½ % der Gesammtbevölkerung.

War und ist die Segelschiffahrt die kräftigste Stütze der griechischen Handelsmarine, so hat man doch auch verhältnismässig zeitig für die Einführung der Dampfschiffahrt gesorgt. 1855 kaufte die griechische Regierung drei Dampfer, welche dem Passagier- und Frachtenverkehre dienen sollten, die Unternehmung gieng aber im Staatsbetrieb nicht recht vorwärts, und die Regierung sah sich veranlasst, im Vereine mit der Nationalbank schon nach wenigen Monaten die »Griechische Dampfschiffahrts-Gesellschaft« zu gründen. Es wurde für das, viel zu kleine, Grundcapital von 3,000 000 Drachmen die fünfpercentige Verzinsung garantirt, dagegen musste die Gesellschaft die Cabotage in ganz besonderer Weise pflegen und lediglich zum Zwecke der Herstellung der mangelnden Verbindungen eine Reihe von Orten anlaufen, die ihr damals noch keinerlei Gewinn zuführen konnten. Da der Staat mehrere Male die Subvention nicht bezahlen konnte und die theueren Preise der aus England bezogenen Kohle die capitalsschwache Gesellschaft gleichfalls hart drückten, traten wiederholte Krisen ein und die Gesellschaft stellte sogar eine Zeit lange die Cabotage ein, die dann namentlich von unserem Lloyd übernommen wurde, der die erste Dampfschiffahrts-Gesellschaft gewesen war, welche — seit ihrer Activierung im Jahre 1837 — eine regelmässige Verbindung zwischen Griechenland und dem übrigen Europa hergestellt hatte. Es gelang aber, alle Schwierigkeiten zu überwinden und heute betreibt die griechische Dampfschiffahrts-Gesellschaft mit einer Flotte von 15 wohleingerichteten Dampfern den Verkehr mit so gutem Erfolg, dass auch die Cabotage den fremden Schiffen wieder abgenommen werden konnte. 1881 wurde die Panhellenische Dampfschiffahrts-

Gesellschaft mit einem Capitale von 5,000.000 Drachmen gegründet, die, so wie einige Rhederei-Firmen, die eigene Dampfer besitzen, mit zusammen gleichfalls 15 Schiffen, der alten Gesellschaft eine empfindliche Concurrenz machen. Ausserdem haben zahlreiche Kaufleute und Unternehmungen eigene Dampfer, so dass Griechenland heute eine Dampferflotte von 86 Schiffen mit zusammen 43.000 Tonnen hat.

Weiters befahren bekanntlich noch die französischen Messageries maritimes und Fraissinet & Cie., die italienische Gesellschaft Florio-Rubattino in ausgedehnterer Weise, die ägyptische Gesellschaft Khédivié, die Antwerpner Schiffsbau- und Transport-Gesellschaft, sowie die spanische Dampfschifffahrts-Gesellschaft in beschränkterem Masse die griechischen Häfen.

Die Häfen selbst wurden allenthalben mit der grössten Sorgfalt erweitert und verbessert. Selbst kleine Städte legten sich empfindliche Communalsteuern zu diesem Zwecke auf. Die Haupthäfen, wie der Piräus, Patras, Syra, Spezia etc., erfuhren in den letzten zehn Jahren die weitgehendsten Umgestaltungen, und heute hat Griechenland 83 wohlgepflegte Häfen und über 60 Leuchtthürme und Feuer, welch letztere allein eine jährliche Ausgabe von über 200 000 Drachmen erfordern.

Wesentlich gehoben werden die gesammten wirtschaftlichen Verhältnisse Griechenlands noch werden, wenn endlich der Canal von Korinth vollendet sein wird. Schon den Alten drängte sich der Gedanke auf, die schmale Landenge zu durchstechen und durch einen Canal die Umschiffung des Peloponnes zu vermeiden, und der Tyrann Periander von Korinth, einer der »sieben Weisen« Griechenlands (627 bis 584 v. Chr.), war der erste, der an die Ausführung des Projectes schritt. Trotz des Widerstandes der damals so reichen und blühenden Stadt Korinth wurden die Arbeiten fortgesetzt, und erst eine sichtbare Warnung der Götter, bei der vielleicht die schlauen Korinther ein

wenig mitgewirkt, bewog Periander, seinen Plan aufzugeben. Die Erde begann nämlich zu bluten — in Wahrheit war man in dem von der Natur in der ärgsten Weise durcheinandgeworfenenen Erdbebenterrain auf eine Schichte rother Thonerde gestossen — und das befragte Orakel rieth aufs dringendste von der Fortführung der Arbeiten ab. Inzwischen behalf man sich damit, dass man auf einer Schleifbahn — Diolkos — die kleineren Fahrzeuge über die Landenge brachte, und erst Demetrios Poliorketes (337 bis 285 v. Chr.) nahm den Plan wieder auf, doch liessen sich die Ingenieure des Königs damals genau durch denselben Irrthum täuschen, der die Gegner des Suez-Canal-Projectes veranlasste, aus der angeblichen Niveaudifferenz zwischen den beiden Meeren die Undurchführbarkeit zu folgern; und wieder ruhte der Gedanke, mit dem auch Julius Cäsar und Caligula sich beschäftigt hatten, bis Nero nach seinen famosen »Siegen« bei den isthmischen Spielen darangieng, ihn zur Wahrheit zu machen. In feierlicher Weise that er selbst den ersten Spatenstich, und Tausende und aber Tausende von Arbeitern wurden beschäftigt, den an der ganzen Linie gleichzeitig in Angriff genommenen Canal zu graben. Aber auch ihre Arbeiten wurden von den düstersten Vorzeichen begleitet, und nachdem Nero ein Jahr später gestorben war, vergass man auf den Canal durch volle 1800 Jahre, wenn nicht etwa die Sage doch begründet ist, dass die Venetianer einen Versuch, den Isthmus zu durchstechen, machten, dass aber auch sie durch das aus der Erde tretende »Blut« verscheucht worden seien.

Erst durch den Suez-Canal wurde man wieder an den Isthmus von Korinth erinnert, und nachdem verschiedene Projecte aufgetaucht und wieder verschwunden waren, erwarb endlich General Stephan Türr die Concession, und am 10. April 1882 that König Georgios den ersten Spatenstich. Die von dem bekannten Ingenieur Gerster nach eingehenden Studien festgesetzte Trace ist genau die der neronianischen Ingenieure und verbindet in gerader, 6·3 Kilo-

meter langer Linie den Golf von Aegina mit dem Meerbusen von Korinth. Der bereits nahezu vollendete Canal wird eine Sohlenbreite von 22 Metern, eine Tiefe von 8 Metern haben, und die ganze nothwendige Erdbewegung beträgt mehr als 8,000.000 Kubikmeter. Die Durchfahrt durch den Canal wird nur 45 Minuten dauern, derselbe bekommt daher keine Ausweichstellen, dagegen wird er elektrisch beleuchtet werden, damit er auch bei Nacht benützbar bleibt. Die über den Canal führende Brücke, die auch der Eisenbahn Athen-Korinth dient, hat eine Spannweite von 80 Metern, sie wird also auch für die Maste der grössten Schiffe kein Hindernis sein.

Zuerst die unerwarteten Schwierigkeiten und bedeutenden Mehrkosten der Erdaushebung, die Mauerungen erforderte, auf welche man nicht gerechnet hatte, und die Vollendung, die 1888 erfolgen sollte, vereitelten; dann der Zusammenbruch des Pariser Comptoir d'escompte in Folge des Kupferkraches, haben die Schicksale der Canal-Gesellschaft wiederholt ernstlich bedroht. Durch die Gründung einer neuen griechischen Canal-Gesellschaft, welche im Juli 1890 unter dem Patronate der Nationalbank und der Epiro-Thessalischen Bank erfolgte und an die Stelle der zur Liquidation gezwungenen alten Gesellschaft trat, ist aber die Inbetriebsetzung des Canales — spätestens am 31. December 1894 — gesichert.

Schliesslich ist auch der Nutzen, den er der Schiffahrt der ganzen Welt bietet, ein solcher, dass die Rentabilität sogar für die Besitzer der Papiere der ersten Gesellschaft, deren Rechte selbstverständlich gewahrt wurden, zweifellos ist. Die Provenienzen aus dem Adriatischen Meere werden eine Fahrtabkürzung von 110 bis 185 Seemeilen, also 11 bis 18½ Stunden, jene aus dem Mittelmeere eine solche bis zu 95 Seemeilen, also 9½ Stunden erzielen, ganz abgesehen davon, dass die des stürmischen Wetters halber häufig unangenehme und zeitraubende, ja sogar gefährliche Fahrt um das Cap Matapan vermieden wird. Die Eisenbahn

Patras-Korinth-Athen wird dem Canale keine Concurrenz machen; denn die Zeitersparnis bei ihrer Benützung betrüge nur drei bis vier Stunden und man wird deshalb weder die theuere zweimalige Umladung der Güter vornehmen, noch werden sich die Passagiere um die herrliche und ruhige Fahrt durch den Meerbusen von Korinth bringen. Eine, wie aus den statistischen Aufzeichnungen in zweifelloser Weise hervorgeht, eher zu nieder als zu hoch gegriffene Berechnung der Unternehmung beziffert den Gehalt der Schiffe, von denen anzunehmen ist, dass sie den Canal benützen werden, auf 13,124.000 Tonnen, betrachtet aber als gesichert nur 3,947.706 Tonnen, für welche je nach der Provenienz, 1 Franc oder 75 Centimes zu bezahlen wären und nimmt nur an, dass die Gebüren für den Personen-Verkehr, der sich auf 150.000—200.000 Köpfe belaufen dürfte, sowie die Hafen- und sonstigen Nebengebüren, die Kosten der Verwaltung decken würden. Eine Enttäuschung bezüglich der Rentabilität des Canals ist also gänzlich ausgeschlossen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Albert Boser
Buchbinderei
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Melingo, P. v.

Griechenland in unseren Tagen Studien und Bilder von P. v. Melingo

Wien 1892

H.gr. 761 i
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11615560-0